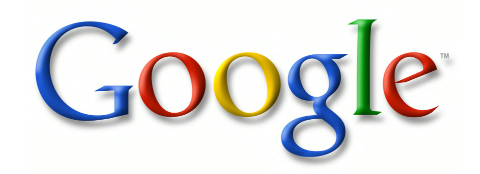
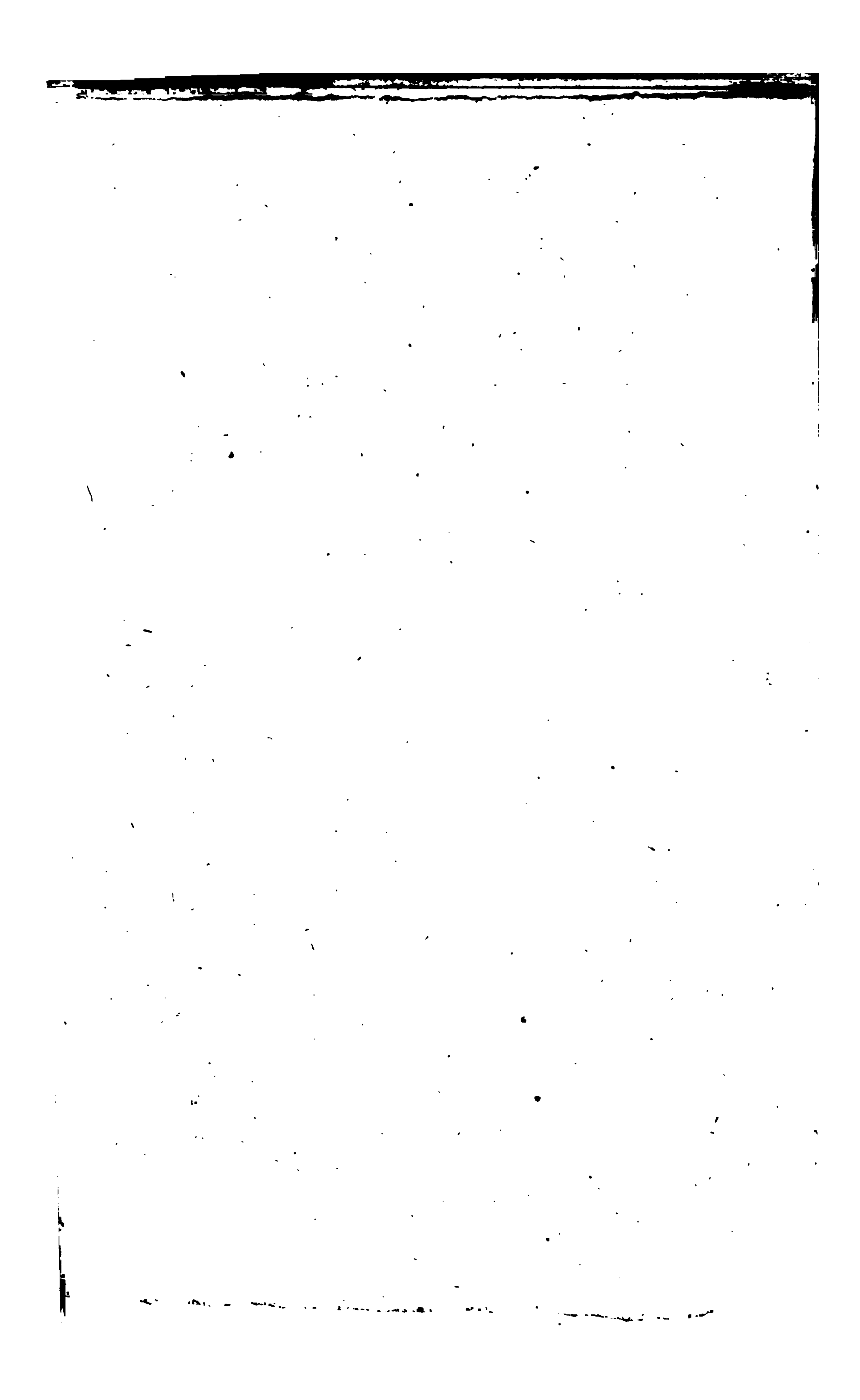
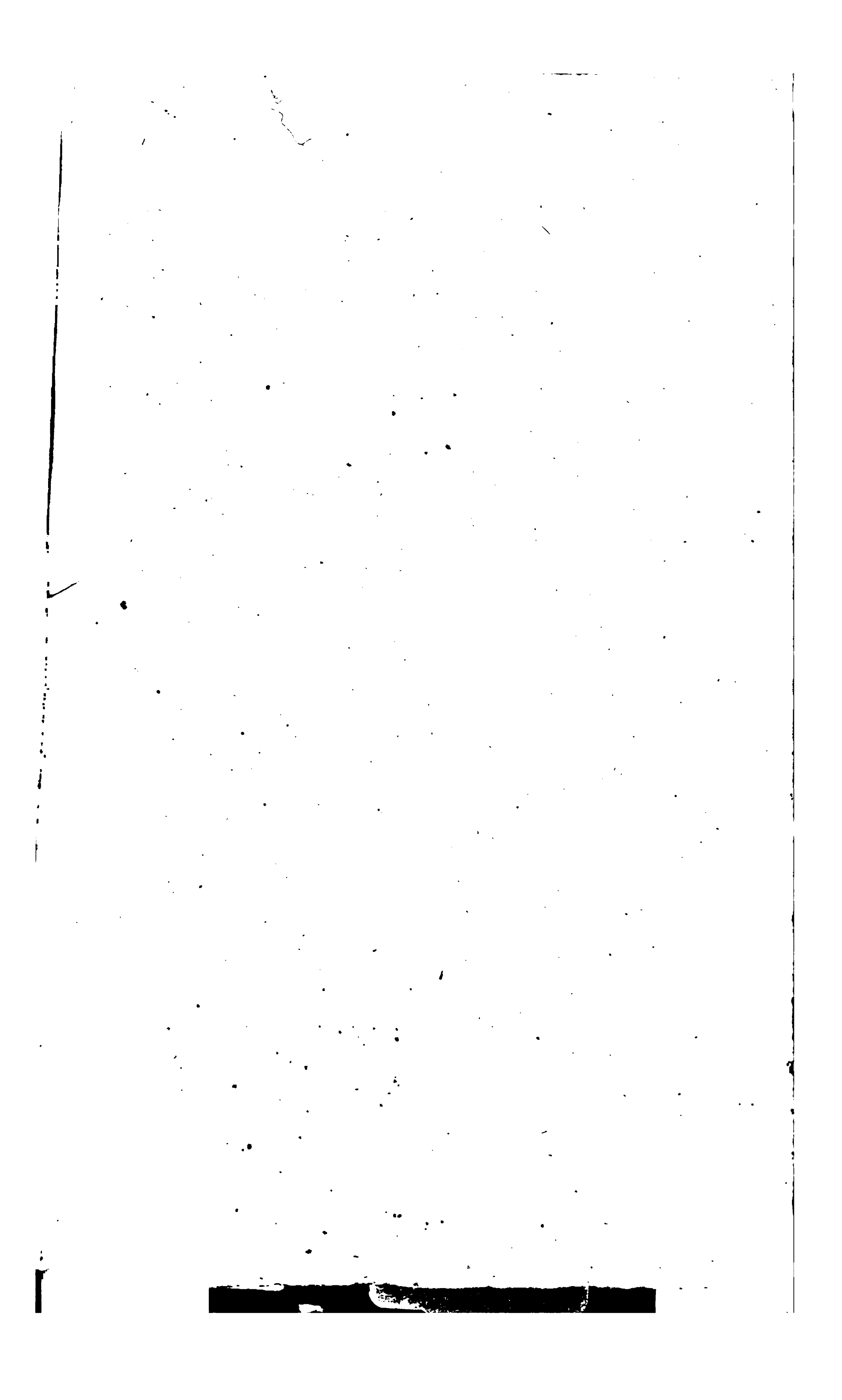
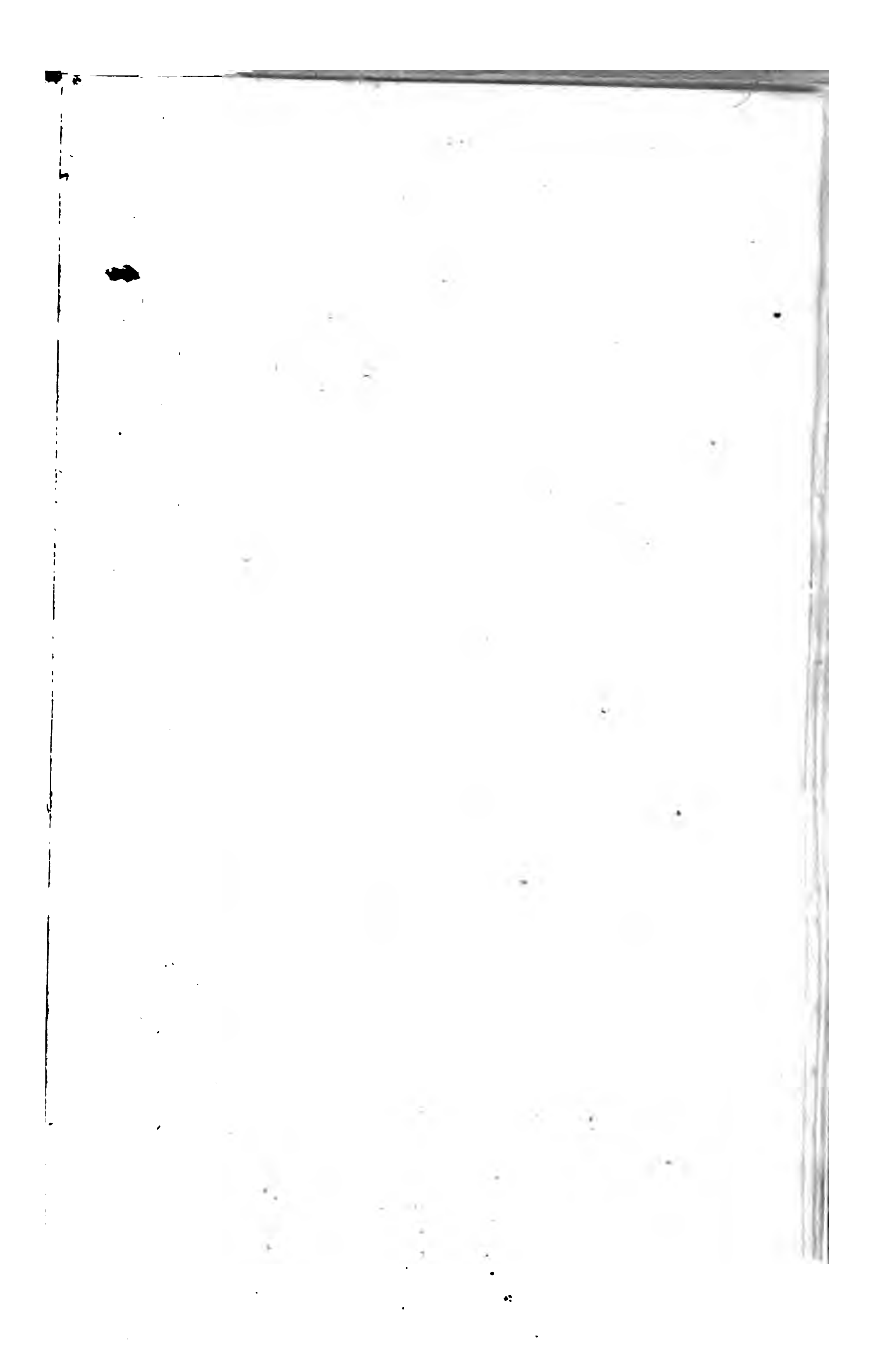



WIDENER LIBRARY
HX IIZ1 -

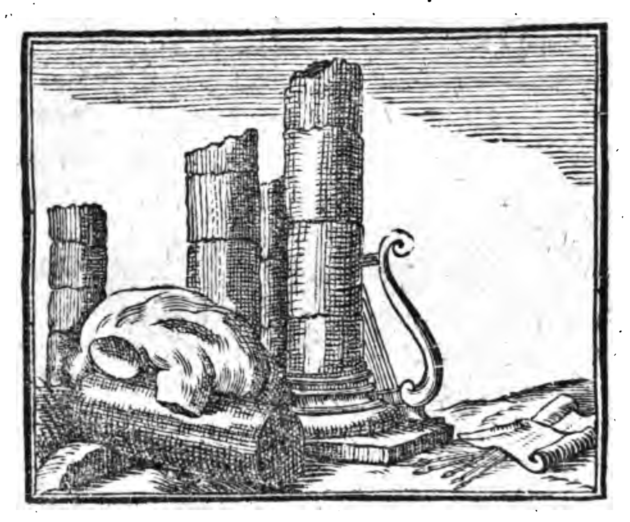







C. W. MÜLLER.
Gottschick fc.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Fünf und sechzigsten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1801.

Ueber einen arabischen Roman des Hariri von Ernst Fried. Karl Rosenmüller, Professor der arabischen Sprache zu Leipzig.

Hariri's Mekamat sind längst als eines der glänzendsten Produkte der arabischen Beredtsamkeit und Dichtkunst berühmt. Die Stücke, welche Albert Schultens von diesem Werk bekannt gemacht hat, befinden sich in den Händen aller Freunde der arabischen Litteratur. Von der Beschaffenheit und dem Plan des Ganzen scheint man sich indeß häufig eine ganz irrige Vorstellung zu machen. Dieß läßt sich wenigstens daraus schließen, weil das philosophisch-moralische Buch in der Sammlung der heiligen Schriften der Hebräer, welches den Namen Koheleth führt, neuerdings so oft mit jenen arabischem Werke verglichen wird. [1])

1) Z. B. von J. C. Döderlein in den Scholiis in libros V. T. poeticos, p. 170. und von H. E.

Einige Bemerkungen, deren Zweck ist, zu einer richtigen Ansicht des letzteren zu leiten, dürften daher weder überflüßig, noch auch dem Ausleger des A. T. uninteressant seyn.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hatte Gelegenheit, sich mit dem ganzen Werk des arabischen Dichters genauer bekannt zu machen, da die Universitäts-Bibliothek zu Leipzig eine vollständige Handschrift der funfzig Mekamat des Hariri besitzt, von welchen bis jetzt nur neune.[2]) durch den Druck bekannt gemacht worden sind. Der Titel jener Handschrift ist folgender:

S. Paulus in dem von ihm herausgegebenen Neuen Repertorio für bibl. u. morgenl. Litterat. 1. B. S. 202. 205. 210.

2) Die sechs ersten hat bekanntlich A. Schultens mit einer lateinischen Uebersetzung und mit Anmerkungen zu Leyden 1731. und 1740. in 4., den sechs und zwanzigsten aber J. J. Reiske mit einer lateinischen Uebersetzung und mit den arabischen Scholien zu Leipzig 1737. 4. herausgegeben. Den fünf und vierzigsten Consessus findet man im Magazin Encyclopedique T. II. (1795.) No. VI. p. 279 — 285. von Venture französisch übersetzt. Den funfzigsten gab Joh. Uri mit einer lateinischen Uebersetzung und mit arabischen Scholien zu Oxford 1774. 4. heraus, wie ich aus Herrn Prof. Schnurrer's Biblioth. Arab. P. II (Tubing. 1800. 4.) p. 37. sehe, in welcher Schrift man überhaupt vollständige litterarische Nachrichten von den bis jetzt aus Hariri's Werk bekannt gemachten Stücken findet.

المقامات الخمسون للشيخ الامام ابي
محمد القاسم بن علي الحريري البصري ۞
مع الشرح ۞

اقسمت بالله واياته
ومشعر الحج وميقاته
ان الحريري حري بان
يكتب بالتبر مقاماته ۞ [3]
} للزمخشري

Abi Mohammed al Kasem ben Ali Haririi Basrensis Quinquaginta Consessus Arabici cum Scholiis. Ex Codice Msc. SS. R. R. Abrah. Hinkelmanni et postea Jo. C. Wolfii descripsit sibi Joannes Jacobus Reiske *), Medic. D. et Prof. Ling. Arab. in Acad. Lips. nec non Scholae Nicol. Rector longe celeberrimus, ex cujus Msto. sibi codicem hunc exaravit Joannes Christianus Krüger, A. M. Ecclesiae Crimmitiensis prope Cyg-

3) D. i. „Ich schwör's bey dem Höchsten und bey seinem Worte, bey dem Heiligthum der Wallfahrt (der Kjäbe) und bey ihren Standplätzen (s. d'Ohsson's Allgem. Schilderung des Othmanischen Reichs II. B. S. 37. der deutsch. Uebers.): Hariri's Mekâmat verdienen mit lauterm Golde geschrieben zu werden!"

*) Vergl. J. J. Reiske's von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung, S. 14.

neam *) Diaconus. A. R. S. MDCCLXV. 501 Seiten in gewöhnlichem Quartformat.

Der Hinkelmannische Codex, aus welchem diese Abschrift herstammt, war, der Nachschrift am Ende zufolge, am 8 des ersten Dschommada des Jahres 1037 (1628) vollendet worden. In dieser Krügerschen Abschrift steht immer auf der Columne zur rechten Hand der Harirische Text, auf der gegenüberstehenden Columne zur Linken sind die Scholien befindlich, deren Verfasser ich nirgends genannt finde. Sie sind sehr kurz, und verdienen mehr Glossen genannt zu werden, da sie blos die seltenern Ausdrücke des Dichters ganz kurz durch gewöhnlichere erklären, auf Erläuterungen sprüchwörtlicher Redensarten, historischer Anspielungen u. dgl. sich aber fast gar nicht einlassen. Die Worte des Textes, auf welche sich diese Scholien beziehen, sind mit Ziffern bezeichnet. Zu den sechs ersten Mekamât hat Krüger theils am Rande, theils auf eingehefteten Blättern A. Schultens's Anmerkungen aus dessen Ausgabe beygeschrieben, und auch sonst durch das ganze Buch häufig die lateinischen Bedeutungen einzelner Wörter über dieselben gesetzt, jedoch im Anfange häufiger als gegen das Ende. 4) Die

*) Crimmitzschau bey Zwickau.

4) Die Bedeutungen sind aber öfters falsch angege-

Mekamat nebst den Scholien gehen nur bis S. 487. Den übrigen Raum von S. 488 bis 501 nehmen zwey Lobgedichte auf Hariri

ben. Ich kann hier nicht mehr als ein Beyspiel anführen. Zu Anfang des neun und vierzigsten Consessus sagt Abu-Zeid zu seinem Sohne: ومثلك لا تقرع له العصا ولا ينبه في طرق الحصي Hier hat Krüger über die ersten Worte geschrieben: tui simili baculus non frangitur, über ينبه steht vincitur, über الحصي prudentia, darunter aber: glarearum, zum Beweis, daß er selbst über die Bedeutung des letzten Worts ungewiß war. Die ersten Worte, مثلك لا تقرع له العصا sind wörtlich so zu übersetzen: tui simili non pulsatur baculus. Die Redensart: قرع له العصا pulsavit ei baculum, ist sprüchwörtlich, und bedeutet: monstravit ei tacitis signis, quid faciundum sit. Den Ursprung dieses Sprüchworts erzählt Taurizi in seinem Commentar zu einem Gedicht der Hamasa ausführlich. Diese Erzählung hat A. Schultens in den Anmerkungen zu den Monumentis vetustioribus Arabiae (Leidae, 1740. 4.) p. 41. sqq. vollständig excerpirt, und beynahe mit denselben Worten, aber mit ein paar andern Sagen vermehrt, findet man sie bey Meidani (No. 146. in der Handschrift der hiesigen Universitäts-Bibliothek). Die letztern Worte aber: ولا ينبه في طرق الحصي heißen wörtlich, neque edocetur [tui similis] sortilegio, quod lapillorum

nebst des Letztern Beantwortung und Danksagung ein. Diese drey Gedichte sind mit einer lateinischen Uebersetzung begleitet, deren Verfasser nicht angegeben ist.

---

jactu fieri solet. Zur Erläuterung dieser Redensart muß ich die Erklärung hieher setzen, welche Meidani von dem Sprüchworte: يطرق أعمي والبصير جاهل Vaticinatur coecus silicum jactu, sed cui videndi facultas est, nihil intelligit (No. 5756.) giebt: الطرق الضرب بالحصي وهو نوع من الكهانة، يضرب لمن يتصرف في امر ولا يعلم مصالحه فيخبره طرق بالمصلحة غيره من خارج Verbum hoc loco significat: lapillorum jactu contendere, quod est genus ariolandi. Usurpatur de eo, qui diu multumque in negostio aliquo versatus, tamen id apte et concinne tractare non didicit, sed rectum illud tractandi modum discere debet ab alio, qui in eiusmodi negotio peregrinus est. Aus Alle dem erhellt, daß der Sinn der beyden von Hariri gebrauchten sprüchwörtlichen Redensarten dieser ist: ein Mann wie Du, braucht sich bey den Vorfällen, die ihm begegnen, nicht erst von Andern Winke geben, oder durch Wahrsagerkünste belehren zu lassen. Damit stimmt die Erklärung überein, welche Meidani (No. 4316.) von dem

Das Werk, welches Hariri Mekamat [5]) überschrieben hat, enthält einen Roman, dessen Held, Abu-Zeid aus Serudsch (einer Stadt in Dschezire), ein Abenteurer, ein Glücksritter ist, der, ohne eine bestimmte Lebensart erwählt zu haben, allenthalben umher schweift, an jedem Ort unter einer andern Gestalt erscheint, und unerschöpflich an Mitteln ist, sich auf Anderer Kosten eine gute Mahlzeit und eine volle Börse zu verschaffen, indem er bald durch die rührendsten Vorstellungen und Erzählungen erlittener Unfälle Mitleiden, bald durch weise Sittenlehren Hochach-

Sprüchworte giebt: لا تقرع له العصا ولا تقلقل له الحصي Non pulsatur ei baculis, neque pro eo lapilli jactantur: يضرب للمحنك المجرب dicitur de homine experto et rerum usu subacto.

5) D. i. Zusammenkünfte, Erzählungen von dem was vor einer Menge zusammen gekommenen Volks vorgegangen und gesprochen worden ist. Den Sinn dieser Ueberschrift hat Reiske in den Annotatt. historicis ad Abulfedae Annales Moslem. T. III, p. 728. am besten entwickelt. Da wir kein deutsches Wort haben, welches die Bedeutung des arabischen Titels, der überhaupt mehreren Werken einer gewissen Gattung eigen ist, vollständig und passend ausdrückt; so ist es wohl am besten, das arabische Wort beyzubehalten.

rung, bald durch bezaubernde Beredtsamkeit Bewunderung für sich zu erregen weiß.

Die Erzählung der Schicksale, Schwänke und Reden dieses Vorbildes eines Gusman d'Alfarache [6]) legt der Dichter dem Hareth Ibn Hemmam aus Basra in den Mund. Dieser Hareth trifft auf seinen Wanderungen und Reisen, die er theils in Geschäften, theils um sich zu zerstreuen, theils aus Wißbegierde unternimmt, an jedem Ort, wohin er kommt, den Helden dieses Romans bald in einer Versammlung von Gelehrten an, unter welchen er sich durch Deklamiren trefflicher Gedichte aus dem Stegreife, weiser Sittensprüche und Lebensregeln auszeichnet, bald auf öffentlichen Plätzen, wo er durch die beredteste Erzählung seiner Schicksaale die Theilnahme des um ihn versammelten Volks immer zu seinem Vortheil zu lenken weiß, bald vor einem Gerichtshof, wo er sogar einem Kadi Gold entlockt. Ein wahrer Proteus, erscheint er in funfzigerley Gestalt; jetzt als Lahmer, dann als Blinder, jetzt als ein verarmter Gelehrter, dann als ein Mann, der ehedem hohe Ehren-

6) Der arabische Ursprung dieser, durch Le Sage's Bearbeitung auch unter uns bekannten spanischen Novelle verräth sich schon durch den Namen des Helden derselben: عثمان الفرح Osman der lustige.

stellen bekleidete, den aber Cabale und Neid von seiner Höhe herabstürzten. Selbst Hareth, sein alter Bekannter, erkennt meistens nur erst nach einiger Zeit bald durch diesen, bald durch jenen Zufall in dem sonderbaren Alten im Bettlerkleide den verschmitzten Alten aus Serudsch.

So schildert uns der Dichter selbst seinen Helden: [7]) „Zu Holwan, erzählt Hareth, traf ich den Abu-Zeid aus Serudsch, der sich in die Form jedes Stammbaums einfügte, und den Pfad jedes Wegs betrat, auf dem es Etwas zu gewinnen gab. Bald rühmte er sich, ein Abkömmling Sasan's [8]) zu seyn, bald zählte er sich zu dem Fürstenstamm der Gassaniden. [9]) Jetzt erschien er im einfachen Gewand eines Poeten, dann trat er wieder im

7) In der zweyten Mekamet, S. 48. fgg. der Schultens. Ausg.

8) Teneatur, — — — Sasanidarum in Persia imperio per Saracenos extincto, et Muhammedanismo invecto, complures Persas, veteris religionis tenaces, per omnes provincias diffugisse, eaque occasione multos impostores sese domo ista regnatrice olim Sasanidarum oriundos jactasse. Haec ex Scholiaste. Schultens ad Consess. II. p. 51.

9) Könige aus diesem alten Stamme hatten lange vor Mohammeds Zeiten in Jemen regiert. S. Pocock's Specim. Hist. Arab. p. 75. fgg. Herbelots Oriental. Biblioth. unter Gassaniah.

Pomp der Größe einher. Aber in jeder Gestalt, in die er sich verwandelte, zierten ihn eine heitre Miene, unterhaltende Erzählungen, einnehmende Reden, weise Aussprüche, überströmende Beredtsamkeit, hinreißende Deklamationen aus dem Stegreif, treffliche Bildung des Geistes und der Sitten, Vorschreiten zu den höchsten Gipfeln der Wissenschaften. Dieser glänzende Schmuck verhüllte seine Gebrechen, daß man durch den Reichthum seines fruchtbaren Geistes zu ihm hingezogen wurde, und er durch den Zauber seiner allgewaltigen Beredtsamkeit was er wollte erlangen konnte."

Die vollständigste und treffendste Charakteristik dieses Abenteurers geben uns aber die Ermahnungen und Regeln, die er seinem Sohne als Vermächtniß hinterläßt. Der Dichter begnügt sich nicht damit, uns die Aussenseite seines Helden nach allen Schattirungen gezeichnet zu haben, er will uns auch sein Inneres zeigen. Nachdem wir in einer Reihe von Handlungen gesehen haben, wie er war, sollen wir nun auch erfahren, warum er so war, warum er so und nicht anders gehandelt habe; wir sollen mit den Motiven seines Betragens bekannt gemacht werden. Das Vehikel, dessen sich der Dichter zu diesem Endzweck bedient, konnte kaum glücklicher gewählt werden, als indem Abu-Zeid selbst seinen Sohn in die

Geheimnisse der Politik seines Ordens einweihet, und ihm Regeln giebt, wie er es anfangen müsse, um in die Fußtapfen seines Vaters zu treten, und, wie dieser, ein würdiger Obermeister der Landstreicher- und Abenteurer-Zunft zu werden. So originell der Einfall selbst ist, mit so vieler Laune und Satyre ist er ausgeführt. Die Gränzen dieses Aufsatzes gestatten es nicht, den ganzen neun und vierzigsten Abschnitt, welcher diese Anweisung zur Gaunerey und zum Zigeuner-Leben enthält, hier mitzutheilen, zumal da mehrere Stellen, welche Anspielungen und sprüchwörtliche Redensarten enthalten, ohne etwas ausführlichere Erläuterungen nicht verständlich seyn würden; aber Einiges müssen wir unsern Lesern doch zur Probe mittheilen. [10])

---

10) Ob ich gleich in der folgenden Uebersetzung die dem Original eigenthümlichen Bilder und Redensarten so viel wie möglich beyzubehalten gesucht habe; so würde eine ganz wörtliche Uebertragung des arabischen Ausdrucks oder Bildes doch zuweilen zu auffallend und unverständlich gewesen seyn, wodurch der Genuß des Lesers gestört worden wäre. In solchen Fällen sah ich mich freylich genöthigt, entweder ein uns verständlicheres Bild zu substituiren oder blos den Gedanken anzugeben. Für Leser, welche die Uebersetzung mit dem Original zu vergleichen wünschen mögten, habe ich letzteres, als ein Anekdoton, mit den arabischen Scholien, so viel und wie ich sie in der von mir gebrauchten Handschrift fand, am Ende dieses Aufsatzes beygefügt.

„Mein Sohn! ich habe Alles versucht, und kenne nun die Dinge aus eigner Erfahrung; ich habe den Wechsel des Schicksaals und den Weltlauf erprobt. Ich sah bey dem Manne auf seine Güter, nicht auf seinen Stammbaum, und fragte nur immer nach dem Gewinn, den einer hatte, nicht nach seinem Ansehen. Es heißt, der Lebensarten seyen viererley: Staatsbedienungen bekleiden, Handel, Ackerbau, oder ein Handwerk treiben. Alle diese habe ich versucht, um zu sehen, welche die bequemste und vortheilhafteste sey. Aber ich kann keine rühmen; in keiner wird man seines Lebens froh. Die Vortheile, die man bey einer Staatsbedienung etwa davon trägt, sind ein leichter Raub des Sturzes, sind trügliche Traumbilder, gleichen dem Schatten, der sich ins Dunkle verliert. Hüte Dich, mein Sohn, daß Du das Herbe der Entwöhnung davon nicht zu kosten brauchest! [11]) Sein Vermögen in den Handel stecken, heißt, es Gefahren Preiß geben, und Räubern als Lockspeise aussetzen. Es ist schneller dahin, als ein Vogel vorüber fliegt. — Wer liegende Güter besitzt, muß immer nur auf ihren Anbau bedacht seyn, muß sich stets auf Unfälle gefaßt

11) Wörtlich: prohibeat te angor in amaritudine ablactationis, i. e. absterreat te ab illis gustandis sola reputatio, quam amarum sit, ab illis ablactari.

halten, und ist beständig an sein Stückchen Erde gefesselt. Selten ist er von niederer Denkart frey, nie genießt er Ruhe des Herzens. — Ein Handwerk giebt nicht viel mehr als Essen und Trinken, läßt oft darben, und im Alter leer ausgehen. [12]) — Ich weiß keine leichtere, *) bessere, angenehmere und einträglichere Lebensart, als die von Sasan [13])

12) Reiske übersetzt diese Stelle in einer Anmerkung zu Abulfeda's Annall. T. IV. p. 444. mehr wörtlich: Quod attinet ad artes mechanicas et βαναυσους, nihil ultra diurnum victum praestant, neque omni tempore inveniunt emtores. Die gleich darauf folgenden arabischen Worte bedeuten wörtlich: et maxima ejus pars adstricta est juventuti.

*) Wörtlich: nec vidi quid esset frigidum praedae. Kalte Beute heißt dem Araber was ohne Kampf und Mühe erlangt wird. A. Schultens hat in seinen Anmerkungen zur fünften Mekamet S. 105 ausführlich von dieser Redensart gehandelt. Man vergl. auch den Scholiasten zu dieser Stelle.

13) Sasan war der Sohn des Persischen Kaysers Behman, und hatte das Erbrecht auf den väterlichen Thron. Behman aber bestimmte seine Tochter Homai, die er geheirathet hatte, und bey seinem Tod schwanger hinterließ, zu seiner Nachfolgerin in der Regierung. Sasan verbannte sich hierauf freywillig aus Persien, und wanderte in fremden Ländern umher, zwar arm, aber stets heiter und froh, indem er vergessen zu haben schien, daß ihn seine Geburt zu Ansprüchen auf einen Persischen Thron berechtigte. Vergl. Herbelot's orientalische Biblioth. unter den Artikeln

gestiftete, die sich in mannigfaltige Zweige verbreitet, deren Leuchte er in Osten und Westen angezündet, und als eine Standarte für dürftige Pilger aufgesteckt hat. Ich habe sie durch eigne Erfahrung von allen Seiten kennen gelernt, ihr Feldzeichen habe ich mir zum Panier gewählt. Sie ist ein Handel, der nie liegt, eine Tränke, deren Wasser nie versiegt, eine Lampe zu der des Abends Alle kommen, bey welcher Blinde und Einäugige Licht suchen. Die Genossen dieser Zunft bilden eine ansehnliche Gemeinheit, und eine Gesellschaft der glück-

Sasan, Ardschir Babegan, und Bahaman. Daß dieser Bettel-Prinz entweder wirklich, oder nur der Sage nach, eine ähnliche Rolle gespielt habe, wie der Held dieses Romans, läßt sich daraus abnehmen, weil ihn Hariri hier als den Urheber der fahrenden Ritterschaft und der Zigeuner-Lebensart aufstellt. So sagt zu Anfang dieses neun und vierzigsten Abschnitts Abu-Zeid zu seinem Sohne: وانت بحمد لله وليّ عهدي وكبش الكتيبة الساسانيّة من بعدي Du wirst, Gottlob! mein Nachfolger, und nach mir der Sasanischen Heerde Widder, d. i. der Obermeister der Landstreicher-Zunft. Die Nachkommen jenes Sasans bestiegen, wie bekannt, in der Folge den Thron ihrer Väter wieder. Abu-Zeid und seines Gleichen brauchen sich also ihres Ursprungs und ihrer Verwandtschaft nicht zu schämen.

glücklichsten Menschen. Sie erreicht nicht die Hand der Bedrückung; ihnen macht kein gezücktes Schwert bang, sie fürchten nicht das Gift des Verläumders, sie sind weder einem nahen noch fernem Oberherrn unterthan; sie zittern nicht vor Donner und Bliz, und kümmern sich um Niemanden. Ihre Zusammenkünfte sind fröhlich, und ihre Herzen ruhig. Ihre Speise ist bald bereitet. Ihre Stunden verfließen ihnen heiter. [14]) Wohin sie der Zufall führt, da sammeln sie, und wohin sie gerathen, da schälen sie. [15]) Sie haben keine

14) Ueber die im Original befindliche Redensart vergleiche man A. Schultens Anmerk. zu Confess. VI. p. 178.

15) Im Original ist ein Wortspiel, welches sich wohl in keiner andern Sprache ausdrücken läßt. Das Zeitwort خرط wird nämlich in einer doppelten Bedeutung gebraucht. Zuerst in der siebenten Conjugation, wo es nach Willkühr frey herumlaufen (wie z. B. ein Pferd, welches den Zügel abgestreift hat) und dann in der ersten Conjugation, wo es abschälen bedeutet. Was der leztere Ausdruck sagen wolle, da wo von Landstreichern die Rede ist, die überall auf Anderer Unkosten leben, versteht man ohne Erklärung. Der Scholiast sagt: inequitant capita sua, i. e. libidini suae frena laxantes, se ei auferendos permittunt [s. Schultens zu den Excerptis ex Hamasa, p. 429. und zu Haririi Confess. I. p. 34.], et propulsant adversitatem.

Wohnsitze, und fürchten keinen Herrscher. Es fehlt ihnen nie an dem, was den Abgezehrten nährt, und dem Wohlbeleibtem wohl thut."

Auf die Frage des Sohns, wie er zu einem so sorgenfreyem Leben gelangen könne, antwortet Abu-Zeid:

„Herumschweifen ist die Pforte zu dieser Lebensart, [16]) Munterkeit ihr Kleid, Scharfsichtigkeit ihre Leuchte, Unverschämtheit ihre Waffe. Sey unsteter als eine Heuschrecke, [17]) muntrer, als eine im Mondschein spielende Gazelle, frecher als ein wüthender Wolf. Suche Dir ein glückliches Loos durch deine Betriebsamkeit zu gewinnen [18]) und dein Brod durch Herumlaufen zu erwerben. [19])

16) Das Suffixum an بابها bezieht sich auf حرفة.

17) Hier folgt noch im Original: esto magis irrequietus quam Cotrob, welches ein Insekt seyn soll, das stets unruhig ist, und umherläuft, für welches ich aber keinen deutschen Namen weiß, daher ich in der Uebersetzung diese Worte wegließ. Mehr von jenem Insekt findet man in Reiske's Anmerk. zu Abulfedae Annall. Vol. II. p. 142., und in Meidanii Proverbior. Arabicor. pars, ex edit. H. A. Schultens, p. 147.

18) Wörtlich: excute scintillam felicitatis tuae studio tuo.

19) Wörtlich: et pulsa ostium pasturae tuae, i. e. aditum tibi para ad pastum tuum

Betritt jeden Pfad, und tauche Dich in jedes Wasser. Laß deinen Schöpfeimer in jeden Brunnen. Werde des Suchens nicht überdrüßig, laß deine Beharrlichkeit nicht besiegt werden. Auf unsers Meisters Sasans Stabe standen die Worte: wer sucht, findet, wer herumgeht, empfängt. Meide Trägheit; sie ist der Weg zum Mangel, und das Kleid der Darbenden, der Schlüssel zur Armuth, die Mutter der Kraftlosigkeit; sie ist die Eigenschaft eines schwachen Thoren und einer ohnmächtigen Erschlaffung. Wer die Trägheit erwählt, nimmt kein Honig aus, wem die Ruhe behagt, bekommt die Hand nicht voll. Auch auf einen Löwen gehe beherzt los; Herzhaftigkeit lößt die Zunge, und läßt den Zügel schiessen; durch sie gelangt man zu Ansehen und erwirbt Güter. Feigheit hingegen ist die leibliche Schwester der Trägheit, die Erzeugerin der Kleinmüthigkeit; sie hemmt das rasche Fortschreiten, und läßt die Hoffnung getäuscht werden. Drum heißt's im Sprüchwort: wer wagt, gewinnt, wer zagt, verliert."

„Schärfe deinen Blick zum Wahrsagen, und richte dein Auge zur Physiognomik ab. Wer sich auf Physiognomik versteht, kann viel

(vergl. Schultens ad Consess. III. p. 180.) circumcurrendo tuo.

kachen, wer sich schlecht darauf versteht, [20]) dessen Beute kommt langsam. Sey gewandt und geschmeidig, aber erniedrige Dich selten. Enthalte Dich von dem zweyten Trinken; begnüge Dich statt eines Regens mit Thau. Hüte Dich einen Niedrigdenkenden um Etwas anzusprechen; danke für einen Dattelkern. [21]) Verzweifle nicht, wenn Du abgewiesen wirst, halt' es nicht für unmöglich, daß ein Stein Wasser gebe. Verzweifle nicht an Gottes Hülfe, nur die Ungläubigen thun dieß. Hast Du die Wahl zwischen einer Ameise, die vor Dir ist, und zwischen einer Perle, die Dir versprochen wird; so wähle, was Du vor Dir siehest. Heute ist besser als Morgen, Aufschub bringt Schaden. Vorsätze können geändert, Versprechungen zurückgenommen werden. Zwischen einem Versprechen und seiner Erfüllung, welche hohe Berge!"

„Als den Sasaniden," schließt endlich Hareth diese Erzählung, „dieses treffliche Vermächtniß bekannt wurde, zogen sie es Lok-

20) Oder: wen seine physiognomische Kenntniß trügt.

21) نقير ist eigentlich, wie es der Scholiast erklärt, scrobula in dorso nuclei dactyli, e qua germen prodit.

man's letzten Lehren [22]) vor, und prägten es dem Gedächtnisse fest ein, wie die Anfangs-Sure des Korans, so daß sie es bis auf den heutigen Tag für das Beste halten, was sie die Knaben auswendig lernen lassen können, und ihnen für nützlicher, als ein Geschenk von lauterm Gold."

Hier, sollte man denken, wäre der Roman geschlossen; wenigstens wird im folgenden letzten Abschnitt jeder Leser nichts weiter erwarten, als die Nachricht von Abu-Zeids Tod. Aber — sey es nun, daß der Dichter den Verdacht von sich abzuwenden suchen wollte, als billige er selbst das System, welches in Abu-Zeids Vermächtnisse dargelegt wird, oder daß er besorgte, das Ganze möge bey manchem Leser eben keinen die Moralität befördernden Eindruck zurücklassen — kurz, der Held der Geschichte tritt auf eine unerwartete Weise von der Bühne ab.

22) Die Stelle aus der zwey und zwanzigsten Mekamet, die der Scholiast meynt, findet man in H. A. Schultens Anmerkung zu der Anthologia Sententiarum Arabicarum, p. 113., wo auch etwas aus Lokmans letzten Lehren angeführt ist. Die von unserm Scholiasten angeführte Stelle heißt: juva quaestum pauperum, ne ipse pauper fias.

Hareth, dieß ist der Inhalt des letzten Kapitels, geht, um sich zu zerstreuen, einst nach dem Vorplatz der großen Moschee zu Basra. Schon in einiger Entfernung vernimmt er das Getös eines sich sammlenden Haufen Volks; er beschleunigt seine Schritte, und wird in der Mitte des Kreises einen mit Lumpen bekleideten Alten gewahr, der auf einem erhöheten Stein stehet. Hareth drängt sich näher hinzu, und erkennt bald seinen alten Bekannten, Abu-Zeid, der im Begriff ist, die versammelte Menge zu haranguiren. Er beginnt mit einer Lobrede auf die Stadt Basra [23]) und auf ihre Einwohner. Plötzlich bricht er ab, und holt einen tiefen Seufzer, „gleich einem Verbrecher, der zur Todesstrafe geführt wird, oder wie einer, der von den Klauen eines Löwen gepackt ist." [24]) — Aller Blicke sind erwartungsvoll auf ihn geheftet. Endlich fährt er fort: „Von Euch, ihr Einwohner Basra's! sind nichts als Tugenden und rühmliche Eigenschaften bekannt; aber wer mich kennt, der kennt mich als den Schlimmsten

23) Hariri war selbst aus Basra gebürtig.

24) ثم انه خزن لسانه — — فتنفس تنفس من قيد لغوب او ضبثت به براثن اسد

aller derer, die ihm bekannt sind. Denen aber, die mich noch nicht kennen, will ich eine treue Schilderung von mir geben." [25]) Und nun bekennt er, von Jugend auf sey er ein herumschweifender, verwogener Abenteurer gewesen, der in aller Mund sey, der eine Menge von Menschen berückt, tausend schlimme Streiche verübt, und jede Gelegenheit ergriffen habe, durch List und Betrug etwas zu erhalten. Aber jetzt im Greisen-Alter erwache in ihm Reue über seine Jugendsünden, er wünsche das Geschehene durch Buße wieder gut zu machen, und sey nun nach Basra gekommen, um die frommen Einwohner dieser Stadt zu bitten, gemeinschaftlich mit ihm von der Gottheit, deren vorzügliche Lieblinge sie seyen, deren Gebet daher vorzüglich kräftig seyn müsse, Vergebung für ihn, und Kraft zur Buße zu erflehen. In einigen andächtigen Strophen legt er nun ein reumüthiges Bekenntniß seiner Sünden ab;

25) ثمّ قال امّا انتم يا اهل البصرة فما منكم الّا العلم المعروف ومن له المعرفة والمعروف، وامّا انا فمن عرفني فانا ذاك وشرّ المعارف ومن اناك ومن لم يثبت عرفتي فساصدقه صفتي ۞

und bittet um Gnade und Vergebung. Die versammelte Menge unterstützt sein Gebet, er zerfließt in Thränen der Zerknirschung, und spürt endlich die Kraft der Erhörung lebhaft in sich. Nachdem er den Einwohnern von Basra für ihren Beystand gedankt, und sich in ihr Lob ergossen hat, steigt er von der Erhöhung, worauf er bisher gestanden war, herab, und eilt nach dem Ufer des Flußes zu. Hareth, dem diese plötzliche Bekehrung verdächtig ist, folgt ihm an einen Ort, wo sie allein sind, und fragt ihn, was er von der eben gespielten Scene denken solle? was er wohl selbst von Reue und Besserung halten möge? Abu-Zeid versichert mit wiederholten Betheurungen und mit den heiligsten Schwüren, daß er im Ernst eine wunderbare Veränderung seines Sinnes in sich fühle und das Gebet seiner Landsleute erhört sey. „Bey Deinem Vater! als ein Gleisner und Betrüger trat ich unter ihnen auf, aber mit einem bußfertigem und zerknirschtem Herzen ging ich von ihnen.“ [26]) Drauf nimmt er Abschied von Hareth, und dieser verliert ihn aus dem Gesicht. Lange Zeit vergeht, ohne daß dieser von

26) فقال وابيك لقد قمت فيهم مقام المريب الخادع ، ثم انقلبت عنهم بقلب المنيب الخاشع ۞

seinem alten Bekannten etwas vernimmt, alle Nachforschungen, die er bey Fremden und Reisenden anstellt, sind vergebens, bis er einst auf eine aus der Fremde zurück kehrende Karavane stößt, von welcher er hört, Abu-Zeid habe zu Serudsch das Mönchskleid angezogen, und sey Vorsteher einer frommen Brüderschaft.[27]) Hareth reiset selbst dahin, um sich von der Wahrheit der ihm kaum glaublichen Nachricht zu überzeugen, und findet den Alten wirklich in einer Capelle im Gebet und in Andachtsübungen so eifrig begriffen, daß er es nicht wagt, ihn zu stören, und der Alte nicht eher Notiz von seinem Freunde nimmt, als bis er gegen Morgen seine Andachtsübungen geendigt hat. Drauf führt er ihn mit sich in seine Wohnung, wo er dem Reisenden nur etwas Brod und Oel vorsetzt, aber sogleich wieder von ihm in die Betkammer eilt. Hier erwartet er den Anbruch der Morgenröthe, und hält dann eine so eindringende Ermahnung zur Buße und zur Abziehung vom Irdischen, daß Hareth dadurch

27) فراوا ابا زيدا قد لبس الصوف
وأمّ الصفوف وصار بها الزاهد الموصوف
Zu صوف bemerkt der Scholiast: يعني زاهدا
und zu أمّ الصفوف macht er die Anmerkung:
صار اماما لاهل الصفوف ☼

bis zu Thränen gerührt wird. Drauf eilt Abu Zeid wieder in die Capelle zu neuen Andachtsübungen. Jetzt ist endlich Hareth von der Umwandlung seines Freundes völlig überzeugt: „Ich nahete mich ihm" — so schließt Hareth seine Erzählung — „mit der Geberde eines achtungsvoll Grüßenden: „„Noch eine weise Lehre, frommer Mann!"" — „Habe den Tod vor Augen!" — versetzte er — „das ist das Wort unsers Scheidens!" — Hierauf verließ ich ihn, indem Thränen aus meinen Augen herab rannen, und tiefe Seufzer aus meiner Brust aufstiegen. So endete unsere Zusammenkunft." [28])

Nicht allein die unterhaltende Mannigfaltigkeit von Situationen, in welchen der Held dieser Geschichte erscheint, sondern auch die Fülle

28) ثمّ دنوت اليه كما يدنو المصافح، وقلت، اوصني ايّها العبد الصالح، فقال اجعل الموت نصب عينيك وهذا فراق بيني وبينك، فودّعته وعبراتي يتحدّرن من المآقي، وزفراتي يتصعّدن من التراقي، وكانت هذه خاتمة التلاقي ۞

und der Wohlklang der Sprache, vornehmlich aber der Reichthum von witzigen Impromtu's und Wortspielen, von sinnreichen Sentenzen, von weisen Sittensprüchen, und von Bemerkungen, die das Resultat einer tiefen Menschenkenntniß und einer langen Erfahrung sind, — die Vereinigung von dem allen ist es, was diesem Werk den ausgezeichneten Beyfall verschafft hat, den es vor allen andern ähnlichen Compositionen *) erhielt. Eine Auswahl der weisen Sprüche und Klugheitsregeln des schlauen Alten von Serudsch würde eine eben so unterhaltende als belehrende Sammlung ausmachen.

Die Schreibart, in welcher dieser Roman abgefaßt ist, hat eine Eigenschaft, die von dem Araber für die schönste Zierde gehalten wird, die ein Schriftsteller seinem Werk zu geben vermag. Dieß sind die unaufhörlichen Paronomasieen und Wortspiele, aus welchen beynahe das ganze Buch besteht. Das Bestreben, Sätze von ähnlich lautenden Wörtern auf ein-

*) Man sehe Herbelot's Oriental. Biblioth. unter Mekamat. Hariri sagt in der Vorrede zu seinem Werk selbst, er habe sich die Mekamat des Hemadani zum Modell genommen. Die Stelle hat Reiske in der Praefat. zu dem von ihm herausgegebenen XXVI. Consess. abdrucken lassen. Eine Handschrift der Mekamat des Hemadani befindet sich auf der sogenannten National-Bibliothek zu Paris.

ander zu häufen, mußte natürlich eine Menge spielenden Witzes, bizarrer und schielender Gleichnisse erzeugen, die jeden gebildeten Geschmack beleidigen. Auf der andern Seite aber verdient die Geschicklichkeit des Sprachkünstlers, der seine reiche Sprache so geschickt und so fertig zu handhaben weiß, nicht weniger Bewunderung, als der Reichthum der Imagination des Dichters. Ueberdem muß bey Beurtheilung der Schreibart dieses Werks vornehmlich der Umstand in Betracht gezogen werden, daß diese und ähnliche Compositionen nicht sowohl zum einsamen Lesen, als zum Vordeklamiren bestimmt waren. Nun ist nicht zu läugnen, daß durch Sätze von ähnlich lautenden und sich reimenden Worten ein Rhythmus und Wohlklang in die Rede gebracht wird, welcher bey der singenden Deklamation der Morgenländer dem Ohr zu einer Art von Musik werden muß. Um sich die Art eines solchen Vortrags zu vergegenwärtigen, und sich gleichsam einen anschaulichen Begriff von dem Eindruck zu machen, den die Erzählung einer Geschichte, wie die in Hariri's Mekamat enthaltene, auf die Zuhörer macht, lese man die lebhafte Schilderung, die einer der neuesten Reisenden, Campbell, [29]) von dieser Art ge-

29) Landreise nach Indien (aus dem Engl. Altona, 1796.) S. 183 — 188. und S. 254. 255.

sellschaftlicher Unterhaltung macht, die, wie bekannt, schon seit den ältesten Zeiten unter den Bewohnern jener Gegenden einheimisch ist.

Für uns, die wir nur den todten Buchstaben dieser gepriesenen Dichtung vor uns sehen, ist freylich der Genuß verlohren, den die lebendige Darstellung derselben denen gewähren mußte, für die und in deren Sprache sie gedichtet ward. Dennoch verdient dieses Werk in mehr als einer Hinsicht auch jetzt noch die Aufmerksamkeit und das Studium dessen, der sich für die Sprache und die Litteratur der Araber interessirt.

Den Reichthum, den Genius und die Eigenthümlichkeiten der arabischen Sprache in

Vergl. Niebuhr's Beschreibung von Arabien S. 107. und Russel's Naturgeschichte von Aleppo 1. B. S. 199. „Das Lesen morgenländischer Erzählungen" heißt es hier unter andern, „hat etwas von einer dramatischen Vorstellung; es ist nicht blos einfache Erzählung; die Geschichte wird durch die Geberden und die Handlung des Sprechers gleichsam lebendig," u. s. w. Und S. 358. wo Russel von den Unterhaltungen im Harem spricht: „An Winterabenden, wenn sich die Männer in den äußern Zimmern befinden, vertreiben sich die Frauenzimmer die Zeit oft mit arabischen Erzählungen; diese werden von Jemand, der eine klare deutliche Stimme hat, und allenfalls die in die Geschichte verwebten Stanzen absingt, auswendig hergesagt." Daß Prosa und Verse auch in Hariri's Mekamat abwechseln, ist bekannt.

der Periode ihrer vollkommensten Ausbildung: findet man in keinem der bis jetzt bekannten Produkte der arabischen Litteratur so schön entfaltet, als in Hariri's Mekamat. Es war sogar Zweck des Dichters, die ausgewähltesten Gleichnisse und sprüchwörtlichen Redensarten seiner Muttersprache in sein Werk zu verweben. *) Da sich nun der Geist, der Charakter und die Denkweise eines Volks nirgends treuer spiegelt, als in seiner Sprache und in den ihm eigenthümlichen Gleichnissen und Redensarten; so ergiebt sich hieraus von selbst der Werth eines Werks, welches zur Berichtigung und Bereicherung unserer Kenntniß des arabischen Sprachschatzes so viele Materialien darbietet.

Aber auch noch von einer andern Seite hat dieser Roman für uns Interesse. Er zeigt uns nemlich in einer Menge von Details und Nuancen die Sitten und Gewohnheiten eines Volks, welches zur Zeit der Abfassung dieses Werks eines der cultivirtesten und gebildetsten Völker der Erde war. Der Dichter setzt seine Zeit-

*) Hariri sagt dieß selbst in der Vorrede; die Stelle ist aber zu lang, um sie hier mitzutheilen. Zu einigen Mekamat, z. B. zur neunzehnten, vier und zwanzigsten, sieben und zwanzigsten, zwey und dreyßigsten, hat der Dichter selbst vollständige Commentare hinzu zu fügen für nöthig gefunden, ohngefähr wie unter uns Hagedorn seine Gedichte selbst mit den nöthigen Erläuterungen versehen hat.

und Volks-Genossen für uns gleichsam in Handlung, er führt uns in ihre Wohnungen und vor ihre Gerichtshöfe, er zeigt sie uns im Privat- und im öffentlichen Leben, zu Hause und in ihren Zusammenkünften: kurz, er liefert uns, ohne diese Absicht gehabt zu haben, ein treueres und anziehenderes Sittengemählde, als der aufmerksamste und mit dem feinsten Beobachtungsgeist versehene Reisende zu geben vermocht hätte. Erinnert man sich überdieß, daß dieß dasselbe Volk ist, auf welches gerade damals unsere Kreuzfahrer 30) den ungerechtesten und grausamsten Krieg wälzten, der je Länder und Völker verheerte, dasselbe Volk, welches von den fanatischen und barbarischen Horden Europa's als ein Haufe wilder Heyden ohne Sitten und ohne Religion behandelt wurde; so müssen wir ein Gemählde, worinne uns diese Nation in jeder Rücksicht in einer so ganz entgegengesetzten Gestalt erscheint, gewiß mit erhöhetem Interesse betrachten.

30) Hariri starb im Jahr 1121. unserer Zeitrechnung. Man sehe Abulfedae Annall. Vol. III. p. 412. sqq.

Beylage.

يا بني اني جربت حقايق الامور، وبلوت تصاريف الدهور، فرايت المرء بنشبه[1] لا بنسبه، والفحص عن مكسبه لا عن حسبه، وسمعت ان المعايش[2] على اربعة،[3] امارة وتجارة وزرعة وصناعة، فمارست

1. بماله 2. المعيشة اسم لما يعاش به والجمع المعايش والنحويون لا يهمزون المعايش ويغلطون انما الهمز انما يكون في هذه اليا اذا كانت زايدة نحو صحيفة وصحايف فاما المعايش فمن العيش والياء فيها اصلية 3. الاربع التي ذكرها الثعالبي للمامون قال المامون الناس

فمارست[4] هذه الاربع، لانظر ايّها ارفق والفع، فما احمدت[5] ولا استرغدت[6] فيها عيشة، امّا فرص[7] الولايات و خلوس الدمارات فكاضغاث[8] الاحلام والفي المنتسخ بالظلام، وناهيك غصّة بمرارة الفطام، وامّا بضايع التجارات، فعرضة المخاطرات[9] وطعمة[10] للغارات، وما اشبهها بالطيور الطيّارات، وامّا اتخاذ الضياع[11] والتصدّي[12] للازدراع[13] فمنهكة للاعراض وقيود عايقة[14] عن

اربع طبقات امارة وتجارة وزراعة وصناعة ومن لم يكون منهم كان كلّا عاينا 4. خالطت 5. وجدت محمودا 6. استكثرت 7. نهز والنهزة والفرصة ما يحضرك من الفوايد من غير ان تتغني في ظلمها 8. اباطيلها التي لا تصح تاويلها لاختلاطها والضغث والاحلام الروايا 9. معرضة للغزو والسلب 10. اكلة 11. جمع ضيعة 12. التعرض 13. الاحتراث 14. حابسة

الارتغاض[15] وقلّما خلا ربّها عن الادلال، او رزق
روح[16] بال[17]، واما حرف اولي الصناعات فغير
حاصلة[18] عن الاقوات، ولا نافقة[18b] في جميع
الاوقات، ومعظمها معصوب[19] بشبيبة، ولم
ار ما هو بارد[20] المغنم لذيذ المطعم وافي
المكسب، صافي المشرب، الّا الحرفة[21] التي
وضع[22] ساسان اساساها، ونوّع اجناسها، واضرم
في الخافقين[23] نارها، واوضح لمنى[23b] غمراء
منارها[24]، وشهدت وقايعها معلماء، واخترت
سيماها[25] لي ميسماء[26] اذ كانت المتجر[27]
الذي لا يبور[28]، والمنهل الذي لم يغور[29]،

15. التحرك 16. راحة 17. قلب
18. زايدة 18.b رابحة 19. مشدود
20. اي سهل الغنيمة لا تعب فيها ولا
مشقة وكل محبوب عند العرب بارد
21. هي الكدية 22. اوقد 23. المشرق
والمغرب 23a. بيّن 23.b المخادع الارض
24. المنار العلم يهتدي به 25. السيما
العلامة 26. الميسم الجمال 27. تجارة
28. يهلك ويكسد 29. ينصب

والمصباح الذي يعشو اليه الجمهور[30]
ويستصبح[31] به العمي[32] والعور[33]، وكان اهلها
اغرّ قبيل[34] واسعد جيل، لا يرهقهم[35] مسّ
حيف[36]، ولا يقلقهم[37] سلّ[38] سيف، ولا
يخشون حمّة[39] لاسع، ولا يدينون[40] لذان[41]
ولا شاسع[42]، ولا يرهبون[43] من برق ورعد،
ولا يحفلون بمن قام وقعد، اندينتهم[44]
متنزهة[45] وقلوبهم مرفّهة، وطعم معجلة
واوقاتهم غرّ[46] محجلة، اينما سقطوا[47] لقطوا[48]
وحيثما انخرطوا خرطوا[49]، لا يتخذون اوطانا

30. الجمع الكثير. 31. يستضي. 32. جمع
اعمي. 33. جمع اعور. 34. صنف من
الناس. 35. يغشاهم ويركبهم. 36. جور
وظلم. 37. يزعجهم. 38. انتزاعه من
غمده. 39. الحمّة السم. 40. يطيعون.
41. قريب. 42. بعيد. 43. يخافون.
44. مجالسهم. 45. موضع نزهة.
46. بيض مشهور. 47. وقعوا. 48. جمعوا
الرزق. 49. ركبوا روسهم واندفعون
الشدة

ولا يبتغون سلطانا، ولا يمترون عمّا تغذو خماصا[50] وتروح بطانا[51] ۞

وقال، انّ الارتغاص بابها والنشاط[52] جلبابها[53]، والفطنة[54] مصباحها والقحة[55] سلاحها، فكنّ اجول من قطرب واسري[56] من جندب[57]، وانشط من ظبي مُتغمّر[58] واسلط من ذيب متنمّر[59]، واقدح زند جدك[60] بجدك[61]، واقرع[62] باب[63] رعيك[64] بسعيك[65]، وجب[66] كلّ فجّ[67] وخض كلّ لجّ[68]، والق[69] دلوك الي كلّ حوض، ولا تسأم[70] الطلب

50. جياعا 51. شباعا 52. ضدّ الكسل
53. ثوبها 54. الذكا 55. الوقاحة
56. امشي 57. ذكر الجراد 58. اللاعب في الغمر 59. شبه بالنمر وهو سبع موذي 60. حظك 61. باجتهادك
62. اضرب 63. ابواب الباب الذي يجي منه الرزق 64. اكلك 65. سيرك
66. اقطع 67. طريق 68. اللج معظم الما اي اطلب الكلا والرزق 69. اطرح
70. تمل

فلا تمل الدأب[71]، فقد كان مكتوبا علي عصا شيخنا ساسان، من طلب جلب ومن جال[72] نال[73]، واياك والكسل، فانه عنوان النحوس[74] ولبوس[75] ذوي البوس[76]، ومفتاح المترية[77] ولقاح[78] المتعبة[79]، وشيمة[80] العجزة الجهلة، وشنشنة[81] الوكلة[82] التكلة[83] وما اشتار العسل من اختار الكسل، ولا ملا الراحة[84] من استوطا الراحة[85]، وعليك بالاقدام[86] ولو علي الضرغام[87]، فان جراة[88] الجنان[89] تنطق

71. الملازمة 72. تصرف ومشي 73. ادرك حاجة 74. دليل 75. جمع نحس وهو ضد السعود 76. اهل 77. الفقر 78. المسكنة 79. اللقاح الفحل من الابل والخيل 80. طبيعة 81. الخلق والطبيعة 82. قال فلان وكله تكله اي ياخر في كل امره علي غيره ورجل تكله اي تكله علي غيره 83. اجتناه واخرجه من موضعه 84. الكف 85. ضد التعب 86. الجراة 87. الاسد 88. شجاعة 89. القلب

اللسان وتطلق العنان، وبها تحرك الحظوة[90]
وتملك الثروة[91]، كما ان الخور[92] صنو[93] الكسل
وسبب الفشل[94] ومبطاة[95] العمل ومخيبة[96] للامل،
ولهذا قيل في المثل من جسر ايسر ومن
هاب خاب

واشحذ[97] بصيرتك[98] للعيافة وانعم[99] نظرك
للغيافة[100]، فان من صدق توسمه[1] طال
تبسمه، ومن اخطات فراسته[2] ابطات
فريسته، وكن يا بني خفيف الكل[3]، قليل
البذل[4]، راغبا[5] عن العل[6]، قانعا من الوبل

90. المنزلة الرفيعة 91. الغنى
92. ضعف 93. اخ 94. الضعف
والجبن 95. اي سبب البطء وهو
نقيض السرعة 96. سبب الخيبة
97. حدد 98. ذهنك 99. بالغ فيه
واردد في النظر 100. حسن النفوس
وصدقه 1. تفرسه وقيل توهمه
2. الفراسة الحكم بحالات الشي على
ما يكون منه في المستقبل 3. الثقل
4. دلال 5. تاركا له 6.a الشرب بعد

بالطّل[6]، وعظّم وقع الحقير واشكر علي
النقير[7]، ولا تقنط عند الزّر ولا تستبعد
لشح[8] الصّلد[9]، ولا تياس من روح[10] اللّه
انّه لا ييأس[11] من روح اللّه الّا القوم
الكافرون، واذا خيّرت بين ذرّة[12] منقودة
ودرّة[13] موعودة فمل الي النقد، وفضّل
اليوم علي الغد فانّ للتاخير آفات[14]،
وللعزايم بدوات[15] وللعدات[16] معقّبات[17]، وبينها
وبين النجح عقبات واي عقبات ❁

الشرب .6 معناه قانعا عن المعطي
الكثير المال بالعطا القليل .7 حفرة
في ظهر نوي التمرة ومنها تنبت
النخلة .8 عرق .9 الصلب الاملس
.10 رزقه وفرجه .11 يقنط .12 صغير
النملة .13 جوهرة .14 حوايج
.15 يقال فلان بدوات اي اراء مختلفة
.16 جمع عدة وهي الوعد .17 يعني
يعقبها موانع بينها وبين نجازها وفي
الحديث كان يعقب الجيوش في كل
عام اي يرد قوما ويبعث اخرين

قال الحارث بن همّام، فأُخبِرتُ ان بني ساسان[18] حين سمعوا هذه الوصايا الحسان فضّلوها علي وصايا لقمانْ[19]، وحفظوها كما تُحفظ امّ القران حتي ليروّنها علي الآن اولي[20] ما لقّنوه[21] الصبيان وانفع لهم من نحلة العقيان[22] ❁

18. المكدون. 19. قد ذكرنا لقمان بحكمه في المقامة الثانية والعشرين ومن وصاياه ما روي عن وهب بن منبه انه قال في وصيته لقمان الحكيم لابنه استغن علي الكسب بالفقر فما افتقر. 20. احق. 21. علموا. 22. الذهب الخالص الذي ينبت نباتا وليس يحصل من الحجارة ❁

II.

Animadversiones in hymnos Homericos cum prolegomenis de cujusque consilio, partibus, aetate; auctore Aug. Matthiae. Leipzig bey Weidmann 1800. XVI. u. 462 S. gr. 8.

Mit einer sehr freudigen Empfindung zeigen wir diese neue, vortrefflich gerathne Bearbeitung der Homerischen Hymnen an, auf welche wir die Erwartung des philologischen Publikums schon bey unsrer Anzeige von Ilgen's Ausgabe dieser Hymnen, im 59 Bd. St. 1. S. 103. der N. Bibliothek der schön. Wissenschaften, hinlenkten.

Der Hr. wollte anfangs eine neue Ausgabe der Homerischen Hymnen veranstalten; da ihm aber Ilgen zuvorkam, so schränkte er sich darauf ein, seinen Vorrath in der Gestalt von Anmerkungen hinzugeben, die neben der Ilgenschen Ausgabe zu brauchen sind, aber auch ohne einen besondern Text verstanden werden können, da fast der ganze Text, bald in klei-

nern, bald in größern Abschnitten, ungefähr wie der Homer im Eustathius, mit eingedruckt ist, und zwar in einer sehr berichtigten Gestalt. Der Herausg. erhielt vom Prof. Mitscherlich, der einst selbst die sämmtlichen Hymnen bearbeiten wollte, eine von ihm veranstaltete sehr sorgfältige Vergleichung der berühmten Moscauer Handschrift der Homerischen Hymnen, aus der bekanntlich die Hymne an die Ceres zuerst von Ruhnkenius ans Licht gestellt wurde. Außerdem verglich Coray, der berühmte Uebersetzer von Theophrasts Charakteren und von einigen Schriften des Hippokrats, drey Pariser Handschriften für den Herausg., von welchen Ruhnkenius zwar zwey bereits benutzt hätte, aber doch nicht so vollständig, daß nicht noch manche schätzbare Lesart nachzuholen gewesen wäre. Auch aus Ruhnkenius Nachlaß erhielt der Her. einige wenige Anmerkungen, welche der um die Homerischen Hymnen so verdiente Mann seinem Hand-Exemplar des Hymnus auf die Ceres und der kritischen Episteln beygezeichnet hatte.

Des Verf. Prolegomenen S. 1 — 106. füllen eine Lücke aus, welche die Ilgensche Bearbeitung gelassen hat. Sie enthalten die durchdachtesten Untersuchungen über Hymnen überhaupt und die Homerischen insonderheit.

Die Hymnen der Griechen werden eingetheilt in mythische und in philosophische. Jene

waren dem Lob und den Thaten der Götter geweiht und heißen epische, wenn in ihnen Eine Handlung durchgeführt wird, lyrische, wenn sie mehrere Handlungen der Götter umfassen und in der Sprache der Begeisterung besingen (Vergl. Mitscherlich Argumentum Horaz Od. 1, 10.), gemischte, wenn sie mit der übrigen Beschaffenheit der lyrischen das epische Versmaaß verbinden; diese waren in den Mysterien einheimisch und hatten es mit physischen und moralischen Philosophemen in der Hülle der Allegorie zu thun, (in ihnen mußten sich also die physischen und moralischen Mythen und die eigentliche Allegorie sehr früh entwickeln). Zu diesen mystischen und theologischen Hymnen des grauesten Alterthums gesellten sich später die philosophischen Hymnen verschiedner Sekten, der Stoiker, der Neuplatoniker u. s. w. Von der größten Ausdehnung und dem allgemeinsten Gebrauch bey allen öffentlichen und Privatfesten und Opfern waren die mythischen Hymnen.

Die größern Homerischen Hymnen sind mythische von der epischen Art. Es herrscht in ihnen Einheit der Handlung. Diese wird eingeleitet, fortgeführt und ans Ziel gebracht. Ein Exordium giebt die Bestimmung des Hymnus an und enthält allgemeine Lobpreisungen der Gottheit, ein Epilog dagegen enthält ein kurzes Gebet.

Der Verf. prüft hier die scharfsinnige Hypothese von Hemsterhuys und Wolf, daß die sogenannten Homerischen Hymnen kein Ganzes für sich ausgemacht, sondern bloße Proömien der Rhapsoden wären, welche diese der Absingung größerer Stücke aus Homer und andern Dichtern vorausgeschickt hätten. Nicht nur der Name, Proömium, der von diesen Hymnen bey den Alten gebraucht wird, sondern vorzüglich gewisse Schlußverse, worin der Sänger sagt, er wolle nun zu einem andern Gesang übergehen, scheinen dieser Vorstellung das Wort zu reden, die auch der Vf., wenigstens was die kleinern Homerischen Hymnen anlangt, zu der seinigen macht. Dagegen findet er es, nicht ohne Grund, unwahrscheinlich, daß die Rhapsoden größere Hymnen von mehrern hundert Versen, die in sich vollendet sind, mit so großem Fleiß sollten verfertigt haben, um sie bloß als Vorspiel zu recitiren. Von jenen Clauseln vermuthet er, daß sie nach Zeit und Umständen von den Sängern beygefügt oder weggelassen worden, daß späterhin diese Schlußverse der eigentlichen Proömien vielleicht von den Abschreibern unter alle Hymnen gesetzt worden, weil man sie für wesentlich hielt. Nimmt man hinzu, daß bey den einzelnen Opferhandlungen eines und desselben Festes mehrere Hymnen nach einander abgesungen wurden, wie der Vf. selbst S. 5. bemerkt, so konnten

ja diese Clauseln füglich auf die folgenden Hymnen, nicht aber auf epische Gesänge aus Homer und andern, hinweisen. So wurden z. B. von den Delischen Priesterinnen des Apollo, nach dem homerischen Hymnus V. 158. ff., an den Festen erst ein Hymnus auf den Apollo, dann auf die Latona, dann auf die Artemis, zuletzt auf die Heroen und Heroinen gesungen.

Gehen wir zu den einzelnen Hymnen über. Der Hymnus an den Apollo wird, nach Ruhnkenius Vorgang, in zwey Hymnen zerlegt, an den Delischen und an den Delphischen Apollo. Die Fabel von den Irrsalen der Latona und der Geburt des Apollo auf Delus in der erstern Hymne wird vom Vf. sehr gut entwickelt. Daß unter derselben die geographische Geschichte des Apollo- und Dianen-Dienstes verborgen liege, hat niemand scharfsinniger als Böttiger in seiner Ilithyia gezeigt. Matthiä bemerkt sehr richtig, daß die Fabel im homerischen Hymnus noch ein sehr einfaches Ansehen habe und darum für die ältere zu halten sey: jedoch ohne anzudeuten, daß sie schon sehr von der ältesten Vorhomerischen Vorstellung beym Lycier Olen — den Böttiger für einen Collectivnamen für die ganze in Delos eingewanderte Priestercolonie hält — abweiche, nach welchem der ganze Dienst des Apollo und der Diana von den Hyperboreern abstammte, von wo die

Ilithyia nach Delos gekommen war, um der kreißenden Latona Beystand zu leisten. (Vgl. Matthiä S. 6.); da hingegen der homerische Hymnus nichts von einer hyperboreischen Abkunft weiß und seine Ilithyia vom Olymp nach Delos kommen läßt. Auch die Stelle V. 158. hat man gar nicht nöthig für eine Anspielung auf die hyperboreischen Jünglinge und Mädchen, die nach Herodots Erzählung nach Delos kamen, zu nehmen, wie der Vf. S. 141. mit Spanheim thut. Nach dem homerischen Hymnus reiste die schwangre Latona zu vielen Ländern und Inseln, um sie geneigt zu machen, den Cultus des Sohnes anzunehmen, den sie gebähren würde. Aber sie weigerten sich, aus Furcht, Apollo möchte ihre Lage seiner nicht würdig halten, bis sich Delos durch die eidliche Versicherung der Latona, daß Apollo hier seinen vornehmsten Sitz nehmen und die Insel verherrlichen würde, überreden ließ. Diese einfache Erzählung schmückte man in der Folge dahin aus, Latona, von der Juno verfolgt, sey in Ländern und Inseln herumgeirrt, um eine ruhige Stätte zu finden, wo sie gebähren könne, sey aber von allen zurückgewiesen und nur zuletzt von Delos aufgenommen worden, welche Insel, bis dahin von Meereswellen bedeckt und unstet umherschweifend, von dem Zeitpunkt an durch die Huld der Latona eine feste, bleibende Stelle erhalten habe. In dieser Gestalt

findet sich die Fabel zuerst in Bruchstücken Pindarischer Hymnen. Daß der homerische Hymnus aber noch um vieles älter als Pindar und gegen die 40ste Olympiade, zur Zeit des Alcäus, der Sappho und der sieben Weisen, von einem Homeriden in Chios, vielleicht zu einer Theorie, d. h. heiligen Wallfahrt der Chier nach Delos, gedichtet worden sey, wird vom Verf. aus guten Gründen angenommen. Nur noch eine Anmerkung, die sehr am unrechten Ort stehende Anrede an die Latona im Hymnus V. 14 — 18. betreffend. Mit Recht will der Vf., wie einige seiner Vorgänger, diese Verse hier nicht dulden; aber daß sie überhaupt unächt seyn sollten, leuchtet uns doch nicht ganz ein. Wir dächten: als kurzes Proömium oder Bruchstück eines Proömiums zu einer Hymne auf den Apollo wäre folgende Apostrophe passend genug, an welche sich dann der Hymnus selbst natürlich anschlösse:

Selige Leto, sey mir gegrüßt, die du herrliche Kinder,
Die du Apollo den Herrscher und Artemis, kundig der Pfeile,
In Ortygia diese gebahrst, und jenen in Delos,
Angelehnt an das lange Gebirg, die Höhe des Cynthus,
In der Nähe des Palmbaums und unter dem Quell des Inopus!

* * *

Singen will ich Apollon, den weithintreffenden König,
Dessen Ankunft in Jovis Pallast die Götter mit Ehrfurcht
Feyern, vor welchem sie alle von ihrem Sitz sich erheben ꝛc.

V. 14 — 18. brauchte also nicht sowohl ganz ausgestoßen, als versetzt und an die Spitze des Hymnus gestellt zu werden. Ilgen urtheilte, daß wenigstens V. 16. ein Lappen aus dem Orpheus sey, bey welchem dieser Vers in einer Hymne an die Latona steht. Indeß könnte auch der umgekehrte Fall hier seyn, daß der Vers der homerischen Hymne in die Orphische übergegangen wäre. Mehr fiel uns V. 17. auf, bey welchem die andern Ausleger kein Bedenken gefunden zu haben scheinen. Wie? Latona lehnte oder stemmte sich beym Gebähren an das hohe Gebirge des Cynthus, da sie ja nach V. 117. f. sich mit den Knieen auf den Erdboden einer Wiese stemmte und mit den Armen eine Palme umfaßte, womit sich jenes nicht reimen läßt? Freylich wird dasselbe V. 26. mit ähnlichen Worten wiederholt:

Κλινθεῖσα πρὸς Κύνθος ὄρος κραναῇ ἐνὶ νήσῳ.

Allein wir fürchten, daß dieser Vers unächt und erst aus V. 16. f. zusammengesetzt worden ist:

κραναῇ ἐνὶ Δήλῳ,
Κεκλιμένη πρὸς μακρὸν ὄρος καὶ Κύνθιον ὄχθον.

Wobey

Wobey wir jedoch vermuthen, daß die letzte Stelle mißverstanden und ihr Sinn ganz verstellt worden, indem man κεκλιμένη als Nominativ auf die Latona bezog, was vielmehr als Dativ κεκλιμένῃ angesehn und mit Δήλῳ verbunden werden zu müssen scheint. Dann wäre die Stadt Delus auf der Insel gleiches Namens zu verstehen, welche sich an den Cynthus anlehnte. Die Ebene, in welcher diese Stadt lag, wurde vermuthlich als der eigentliche Entbindungsort der Latona angesehn und darum auch an dieser Stelle der Tempel des Apollo und der Latona gebaut. Mit der Stelle des Hymnus nach unserer Aenderung kommen ganz Strabo's Worte 10. S. 485. überein: ἡ μὲν Δῆλος ἐν πεδίῳ κειμένην ἔχει τὴν πόλιν, καὶ τὸ ἱερὸν τοῦ Ἀπόλλωνος, καὶ τὸ Λητῷον. ὑπέρκειται δὲ τῆς πόλεως ὄρος ὑψηλὸν ὁ Κύνθος καὶ τραχύ. ποταμὸς δὲ διαῤῥεῖ τὴν νῆσον Ἰνωπός.

Der Hymnus an den Delphischen Apollo enthält die merkwürdige Erzählung von den Wanderungen des Apollo, um sich einen Ort zu einem Orakel auszusuchen. Der Verf. vermuthet, daß er um die Zeit des Pindar gemacht sey, in dessen verlohrnen Hymnen an den Apollo zuerst die Reisen des Apollo nach Delphi geschildert worden, wo Pindar aber gewiß nicht den Vf. des Hymnus copirt habe. Pindarus, sagt der Vf., et in fabulis, popu-

lari opinione sancitis, multa novavit, (und doch bezeigt Pindar oft einen heiligen Scheu gegen die religiösen Sagen und versichert sie getreulich nachzuerzählen!) et minime omnium eas fabulas, quae in commentis poëtarum ingeniosis tantum ortum habebant, ab aliis adsciscivit; ita ut ne suspicari quidem liceat, eum a mediocri poëta, qualis hic noster est, aliquid ornatus in suum carmen transtulisse. In der That verräth die lange Verweilung des Hymnendichters bey Böotien entweder einen Nachahmer des Pindar oder einen böotischen Sänger selbst, und wie wäre es, wenn wir annähmen, daß der Rhapsode, welchem wir den Hymnus verdanken, einer aus der Ascräischen Sängerschule, so wie der Verf. des Hymnus an den Delischen Apollo aus der Jonischen war? Daß unser Hymnendichter aber in seinen Angaben doch weit vom Pindar abgewichen, würde der Vf. anerkannt haben, hätte er nicht die Stellen beym Scholiasten von Aeschylus Eumeniden V. 2. u. 11. (Fragmm. Pindari Heyne T. 3. p. 145.) übersehen, welcher anmerkt, Apollo reise beym Pindar von Tanagra in Böotien nach Delphi, wo er sich des Orakels mit Gewalt bemächtigt, deswegen ihn auch die Gäa in den Tartarus zu stürzen gesucht habe. Nun wird aber in unserm Hymnus Tanagra gar nicht erwähnt und Apollo findet in Delphi weder ein Orakel vor, noch hat er

irgend einen andern Widerstand zu überwinden, als daß er den Drachen Pytho erlegen muß. Uebrigens ist des Vf. Bemerkung sehr wahrscheinlich, der Dichter habe die Oerter Böotiens verherrlichen wollen. In der That scheint jene Opposition, die zwischen Athen und Theben statt fand, auch in der Art durch, wie in unserm böotisirenden Hymnus und im Anfang der Eumeniden des atticisirenden Aeschylus über diese Reise des Apollo gesprochen wird. In letzterm kommt Apollo von Delus, landet in Attica, wird dort hochverehrt und reist von da, begleitet von Söhnen des Hephästos (Zimmerleuten), die ihm Wege durch die ungangbaren Wildnisse bahnen, nach Delphi, wo ihn Zeus zum Herrn des Orakels macht, dem vorher drey andre Göttinnen nach einander vorgestanden hatten. Im Homerischen Hymnus hingegen steigt Apollo vom Olymp herab nach Pierien, reist von da durch Thessalien und Euböa nach Böotien; Theben ist hier noch (wie Attica beym Aeschylus) eine waldichte, unangebaute Wüsteney ohne Wege; bey der böotischen Quelle Delphusa will er sein Orakel anlegen, aber die Listige verweist ihn nach Crissa am Parnaß. Dort entsteht sein Orakel. Hierauf kehrt er nach Böotien noch einmal zurück, um an der Nymphe Delphusa Rache zu nehmen, wo er sich einen Altar errichtete, auf welchem er von den Böotiern verehrt wird.

Der Hymnus hat eine Menge Flickstellen, die von andern Rhapsoden oder Grammatikern eingeschoben seyn mögen, und um deren Aufspürung sich der Her. ein großes Verdienst erworben hat. Die merkwürdige Stelle von dem Pferderennen im alten Hain des Poseidon Hippios in Onchestus V. 231 — 38. hat der Vf. in Klammern eingeschlossen und scheint sie also, wie Groddek, für unächt zu halten, indeß sagt er in den Anmerkungen kein Wort darüber. Der alte nirgends sonst beschriebne Gebrauch wird so von dem Dichter ausgedrückt:

Hier schnaubt, beschwert von der Last, das neugebändigte Füllen,
Ziehend den schönen Wagen, herab springt aber der wackre
Fuhrmann vom Sitze zur Erde, und folgt zu Fuße; doch jene
Jagen im leeren Fuhrwerk dahin, entbunden der Herrschaft.
Kommen sie aber damit in das Dunkel des heiligen Haines,
So verpflegt man die Rosse und lehnet die Wagen im Hain an.
Dieß erheischet der alte Gebrauch. Zum König Poseidon
Schickt man Gebete darauf, und den Wagen bewahret die Gottheit.

Der Her. erhielt von Böttiger sehr interessante Aufklärungen über diese Stelle, deren Resultat wir aufnehmen. Die Griechen erhielten das

Pferd zuerst aus Afrika mit der Verehrung des Libyschen Neptun, und vermuthlich zugleich die Kunst es zu bändigen und an den Wagen zu spannen. Das Andenken an diese über das Meer hergekommne wohlthätige Kunst feyerte man nun durch ein Pferderennen zu Onchestus, und verband dieses, um die Gemüther noch mehr mit heiligem Schauer zu durchdringen, mit einer Art von Augurium. Man spannte bey der jährlichen Feyer junge Pferde, die erst gebändigt worden waren, an den Wagen, der Fuhrmann stand anfangs auf dem Wagen, um sie zum Lauf anzutreiben; sobald sie aber im Zuge waren, sprang er herunter und überließ sie sich ganz selbst, ging ihnen jedoch nach. Nun wurde ihr Lauf (nach Böttigers wahrscheinlicher Vermuthung) zum Zeichen, und es ward eine glückliche Vorbedeutung von den gnädigen Gesinnungen des Neptun, wenn sie gerade in seinen Hain eilten. Die Pferde, welche dort ankamen, wurden nun, als der Gottheit geweiht, in dem heiligen Bezirk erhalten und geweidet, der heilige Wagen aber, der dazu immer gebraucht wurde, blieb bis zum nächsten Fest angelehnt an den Wänden des Heiligthums stehen. Es wäre möglich, daß nicht nur der Lauf der Pferde, wie B. meint, sondern auch die Art ihres Schnaubens (ἀναπνέει) für ominös gehalten worden wäre, welche Vorstellung wenigstens bey den alten Germanen

statt fand, wie uns Tacitus in folgender Stelle der Germania C. 10, die durchaus mit der Schilderung der heiligen Ceremonie im Onchestus verglichen werden muß, berichtet: Proprium gentis, equorum quoque praesagia ac monitus experiri; publice aluntur iisdem nemoribus ac lucis candidi et nullo mortali opere contacti: quos pressos sacro curru sacerdos ac rex vel princeps civitatis comitantur, hinnitusque ac fremitus observant. Nec ulli auspicio major fides, non solum apud plebem, sed apud proceres, apud sacerdotes. Se enim ministros deorum, illos conscios putant.

Bey V. 272. findet der Hr. mit Recht eine Härte im Uebergang, nach der Erklärung nämlich, die er von der Stelle giebt, aber sie fällt weg, wenn man die Worte in dem Sinne nimmt, der sich zuerst darzubieten scheint: Wenn auch die Gegend von Crissa nicht durch Spiele wie die bey der Delphusa gefeyert wird: so wird man doch auch dahin strömen und dir Opfer darbringen. Die Aechtheit der Episode vom Typhon, den die Juno hervorgebracht, um sich am Jupiter wegen der Geburt der Minerva zu rächen, wird vom Verf. für wahrscheinlich gehalten, wiewohl sie nur durch eine lose Verbindung mit der Geschichte zusammenhängt. Sie wird aber um so weniger auffallen, wenn man wahrscheinlich machen kann,

daß sie beym Hymnendichter weit kürzer gewesen und daß viel Fremdes durch andre Rhapsoden oder aus andern Gedichten eingeschaltet worden. Solche fremde Einschiebsel vermuthen wir in der Anrede der Juno an die Götter V. 311 — 330. Wir getrauen uns nur die Aechtheit von V. 311 — 15. 326. 327. 331. ff. zu verbürgen. Die Apostrophe an den Jupiter V. 321. ff. mitten in der Anrede an die Götter kommt sehr plötzlich und auffallend, und sie enthält V. 323 — 5. das nämliche, was die Juno schon V. 312. 13. gesagt hatte. Sehr zur Unzeit wird ihr Sohn Hephästos V. 316 — 18, den sie ohne den Zeus gebohren hatte, von ihr da erwähnt, wo sie dem Zeus vorwirft, daß er sich unterfangen eine Tochter ohne sie zu erzielen. Sie würde sich ja mit ihren eignen Waffen geschlagen haben: Und, wie konnte sie V. 326. ff., im Gegensatz des häßlichen Hephästos, mit Hervorbringung eines Sohnes drohen, der sich, wie die Pallas, unter den Göttern auszeichnen werde, da Typhon, den sie dem Zeus zum Trotz bald darauf mit der Erde hervorbrachte, ja noch weit mehr ein Ungeheuer als der hinkende Hephästos war. Lassen wir alles Störende und Fremdartige weg, so bleiben folgende in sich gut gerundete Verse übrig:

Alle Götter vernehmt es, vernehmt es, ihr Göttinnen alle,
Wie mich der Wolkenversammler zuerst der Ehre beraubet

Hat, nachdem ich von ihm zur verständgen Gemahlin erkohren.
Wie er gebahr ohne mich die blauäugige Göttin Athene,
Welche hoch vor allen unsterblichen Göttern hervorragt.
Nun so will denn auch ich bewirken, daß mir ein Knabe
Werde geboren, der hoch vor allen Unsterblichen rage!
Sprachs und entfernete sich, im Herzen erzürnt, von den Göttern. ꝛc.

Von den zwey vom Verf. verurtheilten Versen V. 431. 432. möchten wir doch eine Fürbitte für den erstern einlegen. Nicht allein scheint uns die nähere Bestimmung der Zeit, wann der Zephyr anfing zu wehen, sondern auch die ausdrückliche Erwähnung des Ortes, den sie erblickten, passend zu seyn. Dagegen halten wir V. 436. 437. für überflüßig und matt.

Meisterhaft ist des Verf. Bearbeitung des Hymnus an den Hermes. Scharfsinniger und eindringender als alle seine Vorgänger zeigt er, daß diese Hymne einen Mythen-Cyclus vom Mercur enthalte, der schlecht verbunden und oft mit sich selbst im Widerspruch sey, daß die Sprache äußerst ungleich, bald schön und homerisch, bald rauh, hart, nüchtern, oft nicht einmal griechisch sey. Wahrscheinlich liegt ein alter Hymnus zum Grunde, dessen Inhalt der Diebstahl der Heerden des Apollo war. Alles

übrige scheint aus verschiednen Gedichten, und zum Theil aus Versen der Grammatiker zusammengestoppelt zu seyn. Der Verf. wirft nicht weniger als 211 Verse heraus, welche deutliche Spuren von Interpolation an sich tragen. Nach diesen kunstvollen Scheidungen alles Fremden stellt sich der Vf. vor, daß folgendes der Inhalt der Hymne nach ihrer ursprünglichen Gestalt gewesen seyn müsse. Der neugeborne Hermes verläßt seine Wiege in Arcadien, kommt gegen Abend nach Pierien und entwendet 50 von den Götterkühen, die Apollo's Aufsicht anvertraut waren; erreicht, als der Mond aufgeht, den Fluß Alpheus, schlachtet dort zwey von den Kühen und kehrt gegen Morgen nach Cyllene zurück. Apollo erfährt den Diebstahl und sucht überall den Dieb auf; erfährt endlich in Onchestus in Böotien, ein Knabe habe die Kühe vorbey nach dem Peloponnes zu getrieben; ein Augurium sagt ihm das Weitere. Er kommt der Wahrheit so weit auf die Spur, Mercur habe die Kühe nach Pylos getrieben; da er sie aber auch dort nicht findet, kommt er nach Cyllene und verlangt vom Mercur sein Eigenthum wieder. Dieser leugnet den Diebstahl und erbietet sich, sich der Entscheidung des Jupiter zu unterwerfen. Im Olymp der listigen That überführt wird er verurtheilt, dem Apollo die Kühe wieder zu geben. Es geschieht, und Apollo läßt den

Mercur schwören, er wolle ihn nie wieder bestehlen. Drauf kehren beyde in Freundschaft in den Olymp zurück. Der Vf. nimmt als wahrscheinlich an, daß die Hymne zwischen Olympias 45. und 54. erst nach dem Alcäus, der denselben Gegenstand in einer vom Horaz (1, 10.) nachgeahmten lyrischen Hymne besang, gedichtet worden und daß der Vf. derselben dem Alcäus in vielen Stücken gefolgt sey. Aber gerade aus dieser Nachahmung des Alcäus, dessen Hymnus nicht episch, sondern lyrisch war, und, wie man aus dem Horaz sieht, überhaupt die Thaten, Künste und Erfindungen des Mercur umfaßte, könnte man verleitet werden zu glauben, daß der Homerische Hymnus auch ursprünglich keine Einheit der Handlung gehabt, sondern sich mehr der Manier der Hymnen des Callimachus genähert hätte, wiewohl dadurch im Mindesten nicht bezweifelt wird, daß der Hymnus, mehr als irgend einer, eine Menge interpolirter einzelner Verse und ganzer langer Stellen habe. Die Spuren, die man finden wollen, daß Callimachus den Homerischen Hymnus vor Augen gehabt, sind von der Art, daß sie kaum verdienten vom Vf. bemerkt und als Zeitbestimmung aufgenommen zu werden. In einer vom Vf. auch mit Recht unter die interpolirten gerechneten Stelle V. 450. ff. ist nicht bemerkt, daß das Flötenspiel der Musen im Olymp

auf ein spätes Zeitalter hinweise, wie Böttiger im Attischen Museum Band 1. Heft 2. S. 332. angedeutet hat.

Zu den gehaltreichen Anmerkungen über diese Hymne nur ein paar kleine Beyträge. V. 37. kommt ein Beytrag zur Geschichte des Aberglaubens vor, indem Hermes zur Schildkröte, die er gefangen, sagt:

Lebend wirst du mich gegen schädlichen Zauber beschützen.

Denn der Vf. liest mit Recht ἐπηλυσίης ἐπῳδῶν ἔχμα, remedium adversus incantationes, wie Ruhnkenius statt αἶχμα vorgeschlagen hätte. Warum der Vf. ἔσσῃ ἄρ statt ἔσσεαι lesen möchte, ist uns nicht ganz deutlich. Man muß bey diesem Worte μοι aus V. 34. ὄφελός τί μοι ἔσσῃ ergänzen: Wenn ich dich leben lasse, so wirst du mir Dienste gegen Zauberey leisten. Was die Sache selbst anbetrifft, so weiß der Vf. nur aus dem Plinius eine Stelle anzuführen, daß man das Fleisch von Landschildkröten verbrannt habe, um Gift und Zauberkünste damit zu entkräften. Aber eine ähnliche magische Kraft wird auch den lebendigen Sumpfschildkröten bey den Schriftstellern der Landwirthschaft (Geopon. 1, 14, 8. und daselbst Niclas, und Palladius B. 1. Tit. 36, 14. und dazu Schneider T. 3. p. 40.) beygelegt. Wenn man diese nämlich bey drohendem Hagelwetter

auf den Rücken legt, und in eine solche Lage bringt, daß sie sich nicht umwenden können; sondern die mit Hagel schwangre Wolke anse-hen müssen: so wird dadurch der Hagel abge-wendet. — Sollte wohl V. 87. statt des schwankenden δίμον ἀνθοῦσαν ἀλωὴν zu lesen seyn δίφων, welches so viel als ἰθύνων, colens ist? Das letztere, welches nur eine andere Form von jenem zu seyn scheint, steht Il. 21, 346. f. Χαίρει δέ μιν (νεοαρδέ' ἀλωὴν) ὅστις ἐθείρῃ. — V. 108 — 11. scheint dem Hermes die Erfin-dung der Kunst, Feuer aus Holz hervorzulo-cken, zugeschrieben zu werden. Einer ländli-chen, einer Hirten-Gottheit wäre das sehr an-gemessen. Vielleicht ist V. 108. zu lesen: πυρὸς δ' ἐπεμαίσατο τέχνην, wie V. 511. steht. Wiewohl derselbe Sinn auch in der Lesart: ἐπεμαίετο τέχνην seyn kann. Aber worin be-stand nun diese Kunst? Nach der Erklärung der Ausleger von V. 109. in der Aneinanderrei-bung eines Stückes Eisen an einen Lorbeer-zweig. Auf das Auffallende davon macht jedoch der Vf. mit Schneider aufmerksam; welcher letztre glaubt, unter σιδήρῳ sey wohl ein andres Wort versteckt, welches irgend eine Gattung von Holz bezeichnet habe. Es kommt uns vor, daß man den wahren Sinn, der sich auf den ersten Augenblick darbietet, über-sehen habe:

Δάφνης ἀγλαὸν ὄζον ἑλὼν ἐπέλεψε (oder ἀπέλεψε) σιδήρῳ
Ἄρμενον ἐν παλάμῃ.

Die Erfindung wird nur kurz angedeutet, welche der vom Verf. angeführte Scholiast des Apollonius 1, 1184. genau und deutlich beschreibt. Man nahm einen Ast, den man mit dem Messer (σιδήρῳ) von der Rinde befreyte (λέπω) und glatt machte. Dieser diente auch als eine Art von Bohrer oder Trepan, um in ein andres ausgehöltes Stück Holz (welches der Scholiast στορεύς nennt) eingefugt und durch das schnelle Herein- und Herausziehen oder Reiben in demselben erhitzt und in Brand gesetzt zu werden. Das Zuspitzen und Glattmachen eines Bohrers von einem Olivenast, nur zu anderm Behuf, wird Od. 9, 325. ff. 382. ff. beschrieben. Daß der Lorbeer vorzüglich leicht Feuer fange, hat auch Seneca bemerkt. — V. 125. hat Herrmann de metris Pindari p. 275. seine von Ilgen gemißbilligte Conjectur τάνυθ' u. s. w. in Schutz genommen. Aber auch uns scheint sie nicht glücklich zu seyn. — V. 229. f. hält der Vf. ἀμβροσίη Νύμφη für Nichthomerisch. Doch sagt ja Homer Il. 18, 266. f. Νὺξ ἀμβροσίη.

Der Charakter des reizenden Hymnus an die Aphrodite weicht von dem der übrigen homerischen Hymnen ab. Es ist kein eigentlicher

Lobgesang auf die Gottheit, sondern Venus wird vielmehr in ihrer ganzen Schwäche dargestellt, wie sie, die Götter, Menschen und Thiere mit Liebesgluth erfüllt und beherrscht, selbst vom Zeus mit Liebe zu einem sterblichen Mann erfüllt wird und mit dem Anchises den Aeneas erzeugt. Das Lob des Stammes des Aeneas ist der eigentliche Inhalt. Anfangs äussert der Vf. die scharfsinnige Vermuthung, es möchte vielleicht nur ein Bruchstück aus einem grössern verlohrnen Dichterwerk, welches die Posthomerica enthielt, seyn, aber er kommt davon zurück, da das Gedicht ganz in sich vollendet, totum teres atque rotundum, und Eingang und Epilog, welche doch für ein besondres Gedicht geeignet sind, mit dem Ganzen aus Einem Stück zu seyn scheinen. Er bleibt also bey der Vermuthung stehen, es sey ein Proömium, das ein Rhapsode von viel Dichtergeist etwa um die Zeit des Mimnermus der Recitirung eines epischen Gedichts über die Schicksale des Aeneas nach der Zerstörung Troja's vorausgeschickt habe. Gewiß an sich sehr glaublich, nur nicht recht wohl mit des Vf. eigner Vorstellung von den Proömien S. 12. f. zu vereinigen, wo er von den Rhapsoden sagt: Patem, rhapsodos, ubi hymnis praeluderent, in laudibus numinis generalioribus substitisse potius, quam carminis epici particulae decantandae aliud, etsi brevius, tamen duem-

torum (die Hymne an die Venus hat 293 Verse!) vel quadringentorum versuum, ἔπος, quod in certo quodam mytho de deo exponendo versaretur, praefixisse. Tantam enim theatrorum illorum, quantumvis de auctore cujusque carminis parum sollicitorum, facilitatem ac patientiam fuisse, ut se longiusculis versibus mediocris nonnunquam poëtae duci sinerent, antequam magni cujusdam poëtae carmen, cujus recitatio caput ἀκροάσεως esset, audirent, vix mihi probabile. Praeterea vix putem, rhapsodos illorum temporum carmina sua, si mera prooemia ea esse voluerint, tam accommodate ad praecepta artis digesturos, eoque studio in singulis partibus expolituros fuisse, ut opusculum per se quodque integrum et finitum esset. (und doch giebt er S. 70. die Hymne an die Venus als ein Gedicht an, in quo actio aliqua rite inchoata atque absoluta sit) u. s. w. Spuren einer nachhomerischen Zeit und späterer Mythen, die zum Theil schon einen philosophischen und mystischen Anstrich haben, sind vom Vf. genau angegeben worden. Bey der übrigen Zierlichkeit des Gedichts befremdet die Rohheit der Fabel von der Aphrodite, die sich dem Anchises so unumwunden anträgt oder vielmehr aufdringt. So, dächten wir, müßte sie etwa in den Cyprischen Gedichten vorgetragen worden seyn. Uebrigens glauben wir eine

gewisse Aehnlichkeit zwischen dem Hymnus an die Venus und zwischen dem an die Ceres, in Absicht auf die Farbe und den Ausdruck in einzelnen Stellen wahrzunehmen. Der Verf. bemerkt sehr wohl die Neuheit der Vorstellung, daß Venus, welche beym Homer nur Götter und Menschen unterjocht, auch das ganze Thierreich mit gleicher Macht beherrscht. Ganz in dem Geist, wie Lucretius und der Verf. der Nachtfeyer der Venus dichten (der auch die Tendenz hat V. 69. ff. die Nachkommen der Venus und des Anchises zu verherrlichen), unterwerfen sich ihr in unserm Hymnus V. 68. schmeichelnd die Wölfe, Löwen, Bäre und Panther, als sie auf den thierreichen Ida (Vgl. V. 159. f.) kommt. Vielleicht liegt bey dieser schönen Phantasie von der Zauberkraft der Venus die homerische Vorstellung von der Circe zum Grunde, die durch magische Künste Wölfen und Löwen ihre Wildheit genommen und sie in zahme, schmeichelnde Geschöpfe verwandelt hatte. Od. 10, 210. ff. Venus flößt den Bestien süßes Verlangen ein:

οἱ δ' ἅμα πάντες
Σύνδυο κοιμήσαντο κατὰ σκιόεντας ἐναύλους.

Wer denkt nicht hiebey an das so ganz ähnliche Bild in der Nachtfeyer:

Ecce,

Ecce, jam super genistas explicant tauri latus,
Quisque tutus, quo tenetur, conjugali foedere!
Subter umbras cum maritis, ecce, balantum greges!

V. 117. ff. giebt sich Aphrodite für eine phrygische Fürstentochter, welche vom Hermes auf den Ida entführt worden, als sie mit den Nymphen und Jungfrauen im festlichen Reigen der Artemis getanzt habe. Den Her. befremdet die Vorstellung von den Chören der Artemis, an welchen mit den Nymphen auch sterbliche Mädchen Antheil genommen hätten. Allein im heroischen Zeitalter mischten sich ja die Götter noch häufig unter die Sterblichen und nahmen persönlichen Antheil an den Festen und Spielen, welche man ihnen zu Ehren beging. Catull singt:

Praesentes namque ante domos invisere castas
Heroum et sese mortali ostendere coetu
Coelicolae nondum spreta pietate solebant.
Saepe pater Divum, templo in fulgente revisens,
Annua dum festis venissent sacra diebus,
Conspexit terra (s. Creta) centum procurrere currus.
Saepe vagus Liber Parnassi vertice summo
Thyadas effusis evantes crinibus egit:
Quum Delphi tota certatim ex urbe ruentes
Acciperent laeti Divum fumantibus aris.

Unter den vielen Meinungen und Vermuthungen über den Hymnus an die Ceres hat auch der Vf. seine eigne, die er mit Scharf-

sinn durchführt. Nach ihm haben wir den alten homerischen, von Pausanias mehrmals angeführten, Hymnus nicht mehr ganz, sondern, was wir haben, sind zwey verschiedne Hymnen, oder vielmehr die ersten 304 Verse machen einen alten, schönen, jedoch mit interpolirten Stellen vermischten, Hymnus auf die Ceres aus, den Pausanias nicht kannte. An diesen schließt sich vom 305ten Verse an bis zu Ende eine Fortsetzung an, die vermuthlich ein Cento eines Grammatikers aus verschiednen Hymnen und auch aus dem verlohrnen Homerischen Hymnus ist, und der durch Mangel an Haltung, schlechten Zusammenhang, Unebenheiten in der Erzählung und durch Wiederholungen sehr gegen den erstern Theil absticht. Daß die erstre Hälfte nicht der alte homerische Hymnus seyn könne, macht der Her. durch folgende Bemerkungen wahrscheinlich. 1) Pausanias nennt aus dem Hymnus des Pamphus und des Homer drey Töchter des Celeus, Diogenea, Pammerope und Säsara. Aber in unserm Hymnus kommen statt deren V. 108. vier Töchter des Celeus und zwar unter ganz andern Namen vor. Wobey uns jedoch immer aufgefallen ist, daß V. 283. ff. nur drey Töchter des Celeus, wiewohl ohne Namen, angegeben werden, unter welchen der Zusammenhang alle Töchter zu verstehen nöthigt, ein Umstand, welcher die Vermuthung

des Her. bestätigen kann, daß diese Stelle vielleicht unächt sey. 2) Pausanias erzählt nach dem Pamphus, Proserpina sey beym Blumenpflücken entführt worden, indem sie sich durch eine Narzisse habe locken lassen. Dasselbe steht in der erstern Hälfte unsrer Hymne, aber in der Homerischen Hymne, die Pausanias kannte, stand es wohl nicht, sonst würde sich wahrscheinlich Pausanias auch auf diese berufen haben, wie er denn auch anderwärts den Pamphus und Homer zusammen anführt. So müßte denn aber auch die Stelle in der zweyten Hälfte unsers Hymnus V. 428. f. nicht homerisch seyn, in welcher die Geschichte der Narzisse eben so wie V. 8. ff. erzählt wird. 3) Pausanias erzählt, nach dem Pamphus, Ceres habe sich nach der Entführung ihrer Tochter in Gestalt eines alten Argivischen Mütterchens bey einem Brunnen ausgeruht, sey von Celeus Töchtern zu ihrer Mutter Metanira geführt und von dieser zur Verpflegung ihres Sohnes bestellt worden. Sonderbar wäre es, wenn er dieselbe oder eine ähnliche Erzählung im homerischen Hymnus gefunden hätte, wie sie denn den Inhalt des ersten Theils unsers Hymnus ausmacht, und er hätte den Homer gar nicht angeführt, auf dessen Hymne er doch sonst einen Werth legt. (Vermuthlich enthielt der Homerische Hymnus nicht sowohl die Geschichte der Irrsale der Ceres als der Einfüh-

rung ihrer Verehrung in Eleusis.) 4) Die zwey Stellen des Pausanias, worin ausdrücklich mehrere Verse aus dem homerischen Hymnus an die Ceres angezogen werden, sind gerade aus der letztern Hälfte unsrer Hymne genommen. Ob Pausanias 1, 38. wo er aus dem Homer das Beywort des Eumolpus ἀγήνωρ anführt, an V. 154. gedacht habe, wo Eumolpus nicht einmal so, sondern, wenigstens nach der Lesart der Moskauer Handschrift, ἀμύμων genannt wird, ist sehr zweifelhaft. Vom Eumolpus kam vermuthlich im homerischen Hymnus unter denen, die von der Ceres in ihre Mysterien eingeweiht worden, vieles vor. Nur Eine Instanz kann man dem Vf. machen. Der Scholiast des Nicander zu den Alexipharmaca V. 130. giebt den Inhalt der ganzen Stelle unsers Hymnus V. 204. ff. von den Scherzen der Jambe, durch welche die Ceres erheitert wurde, und von dem Mischtrank, durch den sie ihren Durst löschte, aus den dem Homer zugeschriebnen Hymnen an. Also wenigstens zu seiner Zeit erkannte man wohl auch die erstre Hälfte unsers Hymnus für homerisch an! Unter den Verschiedenheiten und Widersprüchen zwischen der erstern und letztern Hälfte unsers Hymnus kann man auch dieß anführen, daß, nach der letztern Hälfte V. 429. ff., Proserpina, so wie sie vom Pluto geraubt wird, augenblicklich in den Abgrund hinabgezogen

wird, wovon das Gegentheil im Anfang des Hymnus erzählt wird.

Für die kritische Behandlung und Verbesserung dieses erst seit wenig Jahren entdeckten und folglich nur noch von wenig Gelehrten bearbeiteten Hymnus an die Ceres hat der Verf. recht viel geleistet. Ceres kommt mit der Hecate V. 64. zum Helios und sagt: Ἠέλι', αἴδεσσαί με θεᾶς ὕπερ, εἴ ποτε u. s. w. Wie man auch θέας oder θεᾶς ὕπερ hat erklären oder verbessern wollen, es bleiben immer Schwierigkeiten übrig. Der Her. zeigt, daß die doppelte Beschwörungsformel: bey etwas (ὑπὲρ τινός) und: wenn ich anders ἐρ εἴ ποτε ρ. nie beysammen stehe. Aus der Antwort des Helios V. 76. und aus dem homerischen Gebrauch, die Wörter αἰδεῖσθαι und ἐλεῆσαι zu verbinden, (vgl. Il. 22, 419. f. 24, 207. 503.) vermuthet er sinnreich, der Vf. des Hymnus habe geschrieben: αἴδεσσαί μ' ἐλέησόν τ' εἴποτε u. s. w. Nur läßt sich nicht wohl absehen, wie daraus das ὑπὲρ entstanden seyn könne. Wir bleiben vielleicht näher auf der alten Spur, wenn wir vorschlagen zu lesen:

Ἠέλι' αἴδεσσαί μ', Ὑπεριονίδ', εἴποτε —

Vielleicht schrieb ein Grammatiker das Wort θεᾶς zu με, weil Ceres für zwey Göttinnen, für sich und ihre Tochter, das Mitleid des Helios in Anspruch genommen habe. — V. 154 — 6. pflichtet der Vf. der Schneiderschen

scharfsinnigen Versetzung bey. Es kommt ihm aber sehr matt und unschicklich vor, daß Celeus Töchter der Ceres die Namen der Fürsten und Vornehmen von Eleusis, bey denen sie ihr Unterkommen finden könne, aufzählen, vorzüglich da von den hier erwähnten sechs Fürsten vier noch einmal V. 479. f. vorkommen; (welche Stelle ja aber, nach des Vf. Ansicht, nicht mehr zu dieser Hymne gehört;) die Namen der beyden andern aber, des Polyxenus und Dolichus, sonst von keinem Schriftsteller genannt werden. Daher der Vf. geneigt ist, die Verse 153. 154. 155. für das Machwerk eines Grammatikers zu halten. Es sey uns vergönnt, unsre Meinung über diese Verse mitzutheilen, wiewohl wir sie für nichts weiter als für ein bloßes Spiel des Witzes ausgeben mögen. Nach dem ganzen Zusammenhang, da von Männern die Rede ist, οἷς ἔπεστι μέγα κράτος, schien uns bey ἠ μὲν V. 154. βία stehen zu sollen, wie V. 474. Εὐμόλπου δὲ βίῃ. Die beiden Eigennamen Πολυξείνος und Δολιχὸς waren uns eben so befremdlich als dem Verf. Der leztre kommt nirgends, der erstre nur V. 476. in einer offenbar untergeschobnen Flickstelle eines Grammatikers vor, wo wir überdem Πολυξείνῳ nur für das Prädicat des Triptolemus halten. Beide Stellen V. 153. ff. und V. 472. ff. scheinen allerdings auf einander hinzuweisen, und vielleicht wurden auch in

der erstern nur vier Heroen genannt, wie in der letztern, wenn die Stelle etwa ursprünglich so geheißen hätte:

> Ἡ μὲν Τριπτολέμου πυκιμήδεος, ἠ δὲ Διόκλου
> Πληξίπποιο βίη καὶ ἀμύμονος Εὐμόλποιο,
> Καὶ πολιούχου πατρὸς ἀγήνορος ἡμετέροιο,

Aus Πολυξείνου haben wir das Epitheton πληξίπποιο gemacht, welches dem Diokles V. 473. beygelegt wird. Statt Δολιχοῦ haben wir durch eine ganz kleine Veränderung πολιούχου gesetzt, wodurch Celeus, der der Erste unter den Fürsten von Eleusis gewesen zu seyn scheint und auch V. 474. vorzugsweise ἡγήτωρ λαῶν genannt wird, ein passendes Beywort bekommt. Wenn man übrigens glaubt, daß Pausanias an dem oben angeführten Ort, wo er sagt, der Homer nenne den Eumolpus ἀγήνωρ, auf diese Stelle unsrer Hymne anspiele, so könnte man in der Moskauer Handschrift eine Verwechslung der Beywörter annehmen und V. 154. ἀγήνορος Εὐμόλποιο, V. 155. aber πατρὸς ἀμύμονος lesen. — In der Stelle von den Scherzen der Jambe, durch welche die Ceres erheitert wurde, verurtheilt der Her. mit Recht nach Heyne's Vorgang den 205ten Vers. Warum sprach er nicht auch das Todesurtheil über den unmittelbar vorhergehenden Vers aus, in dessen erster Hälfte der Her. selbst die Steigerung μειδῆσαι γελάσαι τε für abgeschmackt hält, und dessen zweyte Hälfte: καὶ ἵλαον σχεῖν θυ-

μὸν keinen Numerus hat, andrer vom Hrn. angegebner Erinnerungen nicht zu gedenken. Gewiß ist der Vers eine bloße ergänzende Glosse, beygefügt dem vorhergehenden Vers:

Πολλὰ παρασκώπτουσ' ἐτρέψατο πότνιαν, ἁγνήν.

Entweder glaubte der Grammatiker, ἐτρέψατο könne nicht ohne die Begleitung des Infinitivs stehen, und suchte einen Vers, der ihm ausgefallen zu seyn schien, zu ergänzen, oder erklärte blos am Rand des Dichters Ausdruck: „Jambe wendete die Ceres durch ihre Scherze" durch den Zusatz: „zum Lachen und zur Heiterkeit" und diese Randglosse kam hernach zu der unverdienten Ehre eines Platzes im Text. Ἐτρέψατο steht hier für flexit, a tristitia avertit, gerade wie ἔκαμψε in dem Epigramm des Julian (Brunck Analecta T. 2. p. 509. n. 66, 3. f.) von derselben Sache gebraucht wird. Proserpina wird angeredet:

— — — —, καὶ σεῖο τεκοῦσαν,
Ἀχνυμένην ἐπὶ σοὶ, μοῦνος ἔκαμψε γέλως.

In der merkwürdigen Stelle, worin Ceres verspricht den Einfluß aller schädlichen Zaubermittel von dem kleinen Demophon abzuhalten V. 227. ff., nimmt der Hr. an Einigem Anstoß. Das Wort ὑποταμνὸν scheint ihm gegen alle Analogie gebildet zu seyn; was Ilgen dafür sagt, muß ihm also nicht Genüge geleistet haben. Die Wiederholung desselben

Stammwortes in drey Wörtern, die fast unmittelbar auf einander folgen, ὑποταμνὸν, ἀντίτομον, ὑλοτόμος (ὑλοτόμοιο kommt wohl hier von ὑλότομον her) mißfällt uns nicht wie dem Her., sondern scheint uns den Gegensatz absichtlich schärfen zu sollen. Ja wir glauben sogar, daß V. 229: ὑποτόμοιο wegen des vorhergehenden ὑποταμνὸν zu lesen sey. Wir versuchten beyde Verse lateinisch so auszudrücken:

Ullum nec carmen succisa nec herba nocebit;
Herbae succisae contra subcisa resistet.

Ein anderes Bedenken äußert der Her. mit folgenden Worten: Debebat etiam certum herbae noxiae genus nominari. Und er glaubt, daß ein Pflanzenkundiger vielleicht das wahre Wort auffinden könne. Aber wir begreifen nicht, warum sich nicht der Hymnendichter allgemein ausdrücken und überhaupt von Zauberkräutern habe sprechen können, wie auch andre Schriftsteller sich davon des Ausdrucks φάρμακον und für das Gegenmittel, ἀντίτομον, bedienen. Die Zauberer schnitten ihre magischen Kräuter unten bey der Wurzel (ὑπότομον) mit ehernen Sicheln (Sophokles fragmm. Brunck. p. 648. Valkenaer Diatribe p. 167.), davon Sophokles Trauerspiel Ῥιζοτόμοι den Namen hatte, in qua, wie Macrobius sagt, Medeam describit maleficas herbas secantem. Vergl. Ovid Met. 7, 227. Gegen solche und alle Zauberey sollte nun Orpheus in den Mysterien

kräftige Gegenmittel (ἀντίτεμα) angegeben haben, worauf in Euripides Alceste V. 968. ff. angespielt wird: Ich kenne, sagt der Chor, kein kräftigeres Mittel (φάρμακον) als die Nothwendigkeit, weder unter den Mitteln, welche Orpheus erfunden, noch unter denen, welche Phöbus den Asclepiaden verliehen: πολυπόνοις ἀντιτεμὼν βροτοῖσιν.

Als Ceres aufgebracht das Haus des Celeus verläßt, versichert sie, ihre Absicht sey gewesen, dem Knaben Demophon nicht nur unvergänglichen Ruhm, sondern auch Unsterblichkeit zu verleihen. Nun werde er aber sterben müssen, allein die unvergängliche Ehre werde ihm bleiben. Sie fährt fort V. 265. ff. zu weissagen:

Ὥρῃσι δ' ἄρα τῷ γε περιπλομένων ἐνιαυτῶν,
Παῖδες Ἐλευσινίων πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνὴν
Αἰὲν ἐν ἀλλήλοισιν ἀέξουσ' ἤματα πάντα.

Von einem Bürgerkrieg in Eleusis schweigt die Geschichte; dagegen fällt in diese Zeit ein Krieg der Eleusinier mit den Athenern, und der Her. geräth daher auf denselben Gedanken, den Rec. einmal hatte, daß V. 267. zu lesen seyn möchte: Αἰὲν Ἀθηναίοισι συνάξουσ' ἤμ. π., wobey es doch immer die Frage ist, ob jener Krieg so lange dauerte, wie es darnach scheinen würde. Wenn man aber den Zusammenhang genau nachsieht, so wird man überhaupt die Erwähnung eines Kriegs hier höchst unpassend

finden und daher die Verse 265 — 267. entweder mit dem Vf. für ein Einschiebsel halten, oder darauf denken, wie sie verbessert werden müßten, um einen dem Zusammenhang angemeßnen Sinn zu bekommen. Denn wenn auf die Verheißung der Ceres: Τιμὴ δ' ἄφθιτος αἰὲν ἐπέσσεται noch etwas folgen sollte, so mußte es (nicht die Erwähnung eines Kriegs, der zur Zeit des Demophon geführt werden würde, sondern) eine Detaillirung der Ehren seyn, die ihm wiederfahren würden. Uns dünkt, der Dichter habe so geschrieben:

Ὥρῃσι δ' ἄρα τόν γε, περιπλομένων ἐνιαυτῶν,
Παῖδες Ἐλευσινίων συναίξουσ' ἤματα πάντα.

Daß im Text ein Vers mehr ist, scheint uns von einer Randglosse herzurühren, wo irgend eine alte Sage oder Dichterstelle von einem Kriege zu Eleusis zur Zeit des Demophon beygeschrieben war, die zur Verfälschung des Textes Gelegenheit gab. Ueber den Ausdruck: ὥρῃσι, περιπλ. ἐνιαυτῶν, vergleiche man Hesiodus Theog. V. 58. ff. ὅτε δὴ ῥ' ἐνιαυτὸς ἔην, περὶ δ' ἔτραπον ὧραι, Μηνῶν φθινόντων, περὶ δ' ἤματα πόλλ' ἐτελέσθη. — Συναίξουσι, d. h. una omnes colent, tanquam heroa sacris excipient. Aehnlich ist die Stelle von der Verehrung des Erechtheus oder Erichthonius in Athen Il. 2, 546. ff.

Δῆμον Ἐρεχθῆος μεγαλήτορος, ὅν ποτ' Ἀθήνη
Θρέψε, Διὸς θυγάτηρ, (τέκε δὲ ζείδωρος Ἄρουρα)

Κὰδ δ' ἐν Ἀθήνῃς εἷσεν ἑῷ ἐνὶ πίονι νηῷ.
Ἐνθάδε μιν ταύροις καὶ ἀρνειοῖς ἱλάονται
Κοῦροι Ἀθηναίων, περιτελλομένων ἐνιαυτῶν.

Noch einer schwierigen Stelle V. 372—4. gedenken wir, wo Pluto der Proserpina in hinterlistiger Absicht einen Granatapfelkern zu essen giebt:

Ῥοιῆς κόκκον ἔδωκε φαγεῖν μελιηδέα λάθρῃ,
Ἀμφὶ ἑ νωμήσας.

Die letzten Worte haben den Gelehrten viel zu schaffen gemacht. Der Her. bleibt dabey stehen, daß sie so viel zu bedeuten scheinen als das homerische: ἀμφὶ ἓ παπτήνας. Aber nach wem sah sich denn Pluto um? Uns scheint ἓ νωμήσας aus ἐν τῷ μειδιάσας entstanden, und, nachdem die Stelle einmal verdorben war, das ἀμφὶ hineingesetzt worden zu seyn, weil man glaubte, es müsse vor ἑ stehen. Der Ausdruck ist gleichbedeutend mit dem Theokritischen 1, 96. λάθρῃ γελάοισα. In einem Orphischen Vers fragmm. p. 380. n. 16, 4. Gesners Ausg. wird von der Ceres eben so gesagt: μείδησ' ἐνὶ θυμῷ, und ähnlich drückt sich unser Hymnus selbst vorher V. 357. f. vom Pluto aus: μείδησεν δὲ — ὀφρύσιν. Der Dichter wollte also Pluto's stille Freude ausdrücken, daß er seinen Zweck so schlau erreicht habe. — V. 428. f. wird die außerordentlich schöne Narzisse geschildert, welche die Erde auf Zeus Geheiß her-

vorgebracht hatte, um die Aufmerksamkeit der Proserpina auf sich zu lenken, und während sie keinen andern Gedanken hatte, als diese zu pflücken, sie vom Pluto überraschen und entführen zu lassen. Wie wir glauben, daß diese Stelle gelesen werden müsse, haben wir in der Anzeige von Ilgen's Ausgabe der homerischen Hymnen angegeben. Aber den Her. verstehen wir nicht recht, wenn er sagt: Sed unde compertum habet Ilgen, welcher liest: Νάρκισσον — ἐγὼ δρεπόμην), narcissum a Proserpina, non ab aliis, decerptum esse? et ineptum, hoc tanquam peculiare quid, separatim memorari. Im Anfang unsrer Hymne V. 7 und 15. f. wird ja dasselbe erzählt und ausdrücklich gesagt, Proserpina habe beyde Hände nach der Narzisse ausgestreckt, als sich die Erde plötzlich geöffnet habe. Und warum sollte dieses nicht besonders hervorgehoben werden, da der Umstand, daß Proserpina nach der Narzisse griff und sich durch sie zur Unachtsamkeit auf die Nachstellung des Pluto verleiten ließ, in dieser Geschichte wesentlich ist, auch vom Pamphus als ein solcher ausgezeichnet wurde.

Die kleinern homerischen Hymnen hält der Her., wie schon gesagt, meistentheils für Proömien. Ihr Inhalt bezog sich auf das Gedicht, dem sie vorangeschickt wurden, oder auf den Ort, die Stadt, die Landschaft, wo diese Gedichte abgesungen wurden, und auf die Schutz-

gottheiten derselben, oder auf die verschiednen Gattungen öffentlicher Versammlungen bey Festen, Wettspielen, Opfern u. dgl. Der Her. erläutert dieses an den einzelnen Hymnen. Ueber den Hymnus auf den Pan No. 18. urtheilt er, daß die erste Hälfte ein Proömium, die zweyte aber vom 28sten Vers an, wie schon Groddeck annahm, ein Bruchstück eines grössern Gedichts, wahrscheinlich aus einer Theogonie, sey. Erwägt man den Inhalt desselben, nach welchem sich Hermes in die Tochter des Dryops verliebte und mit ihr den Pan erzeugte, nimmt man die Anfangsworte hinzu: Οἷον θ' Ἑρμείην ἐριούνιον ἔξοχον ἄλλων Ἔννεπον u. s. w., so wird unsre Vermuthung vielleicht nicht ganz ungereimt scheinen, daß wir hier ein Bruchstück aus dem genealogischen Gedicht, die grossen Eöen, welches zwar dem Hesiodus beygelegt wurde, aber nach Groddecks Muthmaßung von verschiednen alten Verfassern, und des ähnlichen Inhalts wegen zu Einem Ganzen geordnet und verarbeitet worden war, vor uns haben. Dort wurde der Uebergang einer Geschichte zur andern durch ἢ οἵη, vermuthlich auch durch ἢ ὡς, ἢ οἷος, οἷος δέ, gebahnt, und so scheint unserm Bruchstück, in dem Hymnus an den Pan, die Erzählung von der Erzeugung des Hermes durch den Zeus mit der Maja (denn in den Eöen wurde das Geschlecht und die Thaten der von Göttern mit sterblichen

Weibern erzeugten Kinder besungen) vorausgegangen zu seyn; an welche seine Thaten angereiht wurden und wie er den Pan mit der Nymphe erzeugte.

Wir müssen sowohl aus den Prolegomenen als aus den Anmerkungen eine Menge vortrefflicher Erörterungen, Erläuterungen und Kritiken übergehen. Die letztern machen den Hauptwerth dieses wichtigen Werkes aus, lassen sich aber am wenigsten in einzelnen Beyspielen recht anschaulich machen. Nicht sowohl einzelne, zum Theil meisterhafte, Verbesserungen als der ganze Geist einer gesunden, überdachten, auf gründliche grammatische Einsicht gegründeten Kritik ist es, welcher diese Bearbeitung so sehr vortheilhaft auszeichnet. Aber es ist nicht blos die Wortkritik, sondern noch mehr die höhere, durch welche sich der Her. die entschiedensten Verdienste um die homerische Hymnensammlung erworben hat.

III.

Gedichte von Friedrich Schiller. Erster Theil. Leipzig bey Siegfr. Lebr. Crusius. 1800. 8. 335 S.

Diese, von keiner prosaischen Vorrede begleitete Sammlung enthält fast lauter neue Gedichte. Einige wenige sind aus der Thalia, die meisten aus den Horen und den Almanachen aufgenommen. Mit einer rühmlichen Selbstachtung, welche allgemein bewunderte Schriftsteller so leicht verläßt, verschmähte der Verfasser alles, was seinem jetzigen Ideale von Vollkommenheit nicht entsprach, und versenkte, soviel an ihm lag, die mangelhaften Produkte jugendlicher Energie und Fülle in die Tiefen der Vergessenheit.

Für die historische Beurtheilung seines Geistes behalten auch jene zurückgesetzten Arbeiten ein großes Interesse. Ein reicher Geist, welcher gern in die geheimsten Tiefen der menschlichen Natur hinabsteigt, eine seltne Innigkeit des Gefühls und ein großer Reichthum der Ein-

Einbildungskraft leuchtet auch aus Schillers frühsten Gedichten hervor. Aber indem sie auf das lebhafteste zu dem Gemüthe sprechen, beleidigen sie oft das Gefühl des Schönen, und wie es scheint, nicht ohne Muthwillen. Oft wenn der Dichter nach dem Erhabensten strebt, stürzt er sich in den Strudel des Gräßlichen, und die Energie artet oft in eine widrige Heftigkeit aus. Der Reichthum ist oft überladen und üppig und von einem falschen Schimmer begleitet, und wo die Schönheit hervorbricht, gleicht sie weniger einem erheiternden Lichte, als einem Blitzstrahle, der für einige Augenblicke eine trübe Mischung beleuchtet.

Dieser kräftigen, aber verwilderten Natur, welche mehr erwarten ließ, als leistete, hat sich ein edlerer Geist bemächtigt, der sie, wie eine wohlthätige Nemesis, an den goldnen Zügeln des Rhythmus lenkt. Der Geist der Schönheit hat ihr ganzes Wesen durchdrungen und die Banden des blinden Triebes gelößt. Eine heitere und erfreuliche Schöpfung, das Werk genialischer Freyheit, erhebt sich vor unsern Augen und entfaltet sich in den mannichfaltigsten Formen. Die Kunst drängt das wild verlodernde Feuer zusammen, und in seinem höchsten Fluge wird der Geist durch jene edle Mäßigung regiert, welche seine vollendete Herrschaft über den Stoff beurkundet. Mit gleicher Besonnenheit und Ruhe taucht er sich in

die Tiefen des Unerforschlichen oder verbreitet sich durch das rege Leben, oder spielt mit Empfindungen und Bildern. Die Weisheit hat hier einen Bund mit der Anmuth geschlossen, oder beyde scheinen sich vielmehr zu Einem Wesen vereinigt zu haben. Kraft und Zierlichkeit, Schönheit und Energie, Anmuth und Erhabenheit bieten sich gegenseitig die Hand und entzücken uns durch den Anblick eines so seltnen Vereins. Man wird überzeugt, daß die Sänger noch leben,

Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds.

Fast alle Gedichte dieser Sammlung sind aus der Epoche der Vollendung; einige andre, welche als die Vorläufer dieses Zeitraums angesehn werden können, haben mehrere bedeutende Veränderungen erhalten, und nur durch wenige Stellen fühlt man sich in die ersten Zeiten zurückversetzt. Eine Stelle dieser Art und gewiß die schlechteste im ganzen Buche, ist S. 296. in dem Gedichte Resignation, welches überhaupt noch am meisten von der Düsterheit der frühern Manier hat:

Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,

Vom Balsamgeist der Hofnung in den kalten
Behausungen des Todes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit.

So selten überhaupt die Erscheinung eines Dichters ist, welcher philosophischen Tiefsinn mit allen Gaben der Musen vereinigt, so sehr finden wir uns oft in diesen Gedichten überrascht, einen scheinbar spröden und unfruchtbaren Stoff von der reichsten Fülle poetischen Lebens durchdrungen zu sehn. Denn durchdrungen und beseelt ist er hier, nicht etwa bloß mit dem Gewande der Dichtkunst bekleidet. Der Tiefsinn hat auf dem Boden der Einbildungskraft Wurzel gefaßt und eine andre Natur angenommen, und zugleich mit den schönsten Blüthen der Dichtkunst entfaltete sich eine edle und erhabne Philosophie.

Zwey Gegenstände sind es hauptsächlich, die den Dichter auf das lebhafteste beschäftigen, das Wunderbare des menschlichen Lebens und das Wesen der Kunst. Oft paart er beydes und eröffnet uns in der Betrachtung der letztern weite erhebende Aussichten in die Gesetze, welche das Leben, ja die Welt überhaupt regieren. Zuverläßig ist nie über das Wesen der Künste etwas tiefer gedachtes in beseelteren Worten gesungen, nie sind die geheimsten Geheimnisse der Poesie durch sie selbst auf eine glänzendere Weise dargestellt worden. Ein Commentar über diese Gedichte

würde eine Theorie der Kunst seyn, und man würde mit Bewunderung entdecken, daß die Gesetze, welche sie aufstellen, dieselben sind, denen sie ihre Entstehung verdanken.

Die Sprache in diesen Gedichten ist, in den kleinsten wie in den größten, gewählt, edel, bilderreich und von einem unnachahmlichen Wohlklange. In einigen Stücken ist sie so durchsichtig und klar, daß man Schillers Charakter in ihnen verkennen würde, wenn er sich nicht durch die Tiefe und Größe seiner Ideen kund thäte. Die Versification ist in den meisten Stücken leicht und fortreißend, und in den größern Gedichten von einer Fülle, Stärke und Vollendung, die nicht leicht übertroffen werden dürfte. So wirkt hier alles zusammen, um das Gefühl einer vollkommenen Freyheit des Gemüthes zu wecken. Leicht und willig scheint sich der Stoff der Ueberlegenheit des Genius zu fügen, und die schöpferische Kraft seines Willens allein scheint die wundersamsten Gebäude der Poesie hervorgerufen, geordnet und mit dem Zauber eines idealischen Glanzes bekleidet zu haben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir einiges genauer betrachten und vorzüglich bey denjenigen Gedichten verweilen, deren Inhalt, um ganz gefaßt zu werden, ein wiederholtes Studium voraussetzt. Diese wollen durchaus nicht bloß genoßen seyn. Es ist aber

auch nicht zu fürchten, daß die Analyse den Genuß ihrer Schönheit zerstöre. In Werken, bey denen Stoff und Form so durchaus einig sind, muß die Betrachtung der letztern durch die Kenntniß des erstern nothwendig gewinnen.

Die Sammlung wird mit einer kleinen Allegorie voll Anmuth eröffnet, die ihr statt der Vorrede dient. Die Klarheit und Heiterkeit der Darstellung, die zarteste Anspruchslosigkeit und der geheimnißvolle Schleyer selbst, welcher den Sinn umhüllt, haben dem Mädchen aus der Fremde, auch das Herz derer gewonnen, die jenen Schleyer nicht zu lüften wußten. Und so muß jede Allegorie wirken, wenn sie den Namen eines Kunstwerkes verdienen will, sie muß selbstständige Schönheit mit einem treffenden und gediegenen Sinne verbinden. Aber dieser Sinn darf kein Räthsel seyn, und ist es auch in dem gegenwärtigen Falle nicht. Das Mädchen aus der Fremde ist die Poesie. Herbeygerufen durch die Innigkeit des Gefühls, welches die Blüthe und Anmuth der Natur zu wecken pflegt, tritt sie zuerst unter den einfachsten und unschuldigsten Kindern der Natur auf, die sie durch ihre Gegenwart beglückt und über die enge Sphäre ihres Daseyns erhebt. Niemand weiß, von wannen sie kömmt oder wohin sie geht; und ihr geheimnißvoller göttlicher Ursprung kündigt

sich durch die edle Würde an, mit der sie sich von allem, was gemein und sterblich ist, entfernt. Sie beglückt die Menschen durch ihr heiteres Daseyn und durch die Gaben, die sie ihnen mittheilt; Gaben, die sie selbst in überirdischen Gegenden, in dem Lande der Ideale, gesammelt hat. Sie sind von der mannichfaltigsten Art, obgleich alle erfreulich und schön. Die einen, reizende Spiele der Phantasie und — gleichsam die Blumen der Dichtkunst — ergötzen durch ihre Anmuth; die andern sind von ernsterer Art und den Früchten vergleichbar, nach denen das Alter vorzugsweise greift, während die Jugend sich mehr an jenen erfreut. Jeder hat Anspruch auf ihre Gunst; aber vor allen der Liebende. Denn die Liebe ist die Poesie des Lebens und es giebt keine Poesie ohne Liebe!

So deutet sich der Inhalt dieses Gedichts auf eine natürliche und ungezwungne Weise aus, und nur etwa in den Worten

> Doch schnell war ihre Spur verlohren,
> Sobald das Mädchen Abschied nahm,

dürfte eine kleine Schwierigkeit übrig bleiben. Wenn man aber nur nicht an die Produkte der Poesie — welche freylich als ihre zurückbleibenden Spuren angesehn werden könnten — sondern an ihr eigenthümlichstes Wesen denkt, welches in dem besteht, was nicht erlernt und fortgepflanzt werden kann, so ist es offenbar,

daß die Spuren der Poesie jedesmal mit dem Aufhören ihrer begeisternden Kraft entfliehn.

So wie hier die Natur der Poesie und ihr wunderbares Wesen durch die geheimnißvolle Verschleyerung auf der einen, und die anmuthige Heiterkeit der Darstellung auf der andern Seite, sehr glücklich versinnlicht wird, so stellt der Dichter S. 12. die Gesetze einer andern Kunst und — indem alles Schöne auf derselben Grundlage ruht — die Gesetze der Kunst überhaupt in einer idealischen Beschreibung des Tanzes auf. In den seelenvollen Bildern, mit denen im Eingange der Tanz geschildert wird, glaubt man das leichte und fröhliche Schweben ätherischer Gestalten wahrzunehmen, und die anmuthige Bewegung des Verses kömmt dieser Täuschung ausnehmend zu Hülfe:

> Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
> Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
> Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
> Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
> Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge,
> Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.

Indem der Dichter in den folgenden Versen die Verwandlung der Ordnung in eine schein-

bare Verwirrung, und die Rückkehr zur Ordnung schildert — dieses ewige Zerstören und Erzeugen der drehenden Schöpfung — vollendet er die Beschreibung des Tanzes und stellt ihn zugleich in das Licht eines interessanten Räthsels, dessen Auflösung ihn in dem übrigen Theile des Gedichtes beschäftigt. Von dieser Auflösung reißt er uns zu einer kühnen und geistreichen Anwendung fort. Die Schranken einer einzelnen Erscheinung verschwinden, und das Bild der moralischen Welt und des unendlichen Alls — in jener gleichsam gespiegelt — eröfnet sich uns. Wir glaubten uns an einem leichten Spiele zu erfreun, und finden uns auf einmal durch eine Gesetzmäßigkeit derselben überrascht, die dieses Spiel an die Welt knüpft:

Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls,
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maaß.

Die hohe Würde der Poesie und ihre heilige Enthaltung von dem geschäftigen Eigen-

nutze des gemeinen Lebens, ist der Gegenstand eines Gedichtes von dem anmuthigsten Kolorit, der Theilung der Erde, S. 30. Auch hier, wo uns nur ein fröhlicher Scherz mit feiner Ironie geboten wird, fühlen wir uns bald durch die schöne Klage des Poeten und die überraschende Auflösung auf eine unerwartete Weise gerührt und erhoben. Das Bild der eigennützigen Regsamkeit auf der einen, die Idee der heiligen Ruhe der Kunst auf der andern Seite, der Gegensatz des Sinnlichen und Geistigen, des Irdischen und Himmlischen, das sich hier so naiv begegnet, und die Erhebung zu einem Standpunkte, aus welchem die Tücke des Zufalls fast verschwindet, ist zugleich schön, rührend und befriedigend.

Eine geistreiche Rechtfertigung des Idealischen und des schönen Scheines gegen die strengen Vertheidiger der trocknen und unverschönerten Wahrheit, enthält S. 153. die Poesie des Lebens, ein Gedicht, das die Kunst, der Wahrheit Anmuth zu geben, auf eine so glückliche Weise übt, daß es, auch ohne Rücksicht auf die darinne enthaltenen Gründe, alle Gemüther für die Ansprüche des schönen Scheines gewinnen muß. Aber diese Gründe sind eben so wahr, als ihre Darstellung schön ist:

Erschreckt von deinem ernsten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schaar,

Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen
Tänze,
Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schwestergöttinnen vom schön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Leyer,
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleyer
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab,
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cythereens Sohn, die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht,
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

Der Gebrauch der alten Mythologie, welcher diese Stelle einen großen Theil ihres Glanzes verdankt, ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit von Schillers neuem poetischen Styl. Bisweilen dient sie ihm als brauchbarer Stoff zu phantasiereichen Spielen — wie in der Klage der Ceres und dem Eleusinischen Feste — öftrer und lieber aber als schöne Umgebung einer Idee, mit welcher er jene reizenden Blüthen des poetischen Alterthums gleichsam befruchtet. Beyspiele hievon bieten sich überall in dieser Sammlung dar: keines aber dünkt uns an Schönheit und hoher Grazie mit dem wetteifern zu können, welches das Reich der Formen be-

schließt. In diesem ernsten Werke, das, im höchsten Style gedichtet, jeden müßigen Zierrath verschmäht, und uns durch imposante Größe, edle Verhältnisse und das geheimnißvolle Dunkel seines innern Heiligthums, mit einer Art von religiöser Bewunderung erfüllt, treten einige Mythen, voll des fruchtbarsten Sinnes, wie Erscheinungen aus einer andern Welt hervor und erleuchten, durch den sie umgebenden Glanz, die Wunder, die das Innere dieses Tempels einschließt.

Das Bild des Herkules, als Symbol des Menschen überhaupt, seines Zusammenhanges mit der wirklichen Welt und seiner Fähigkeit, über die Schranken derselben in die Regionen der Freyheit emporzusteigen, ist unter diesen Mythen die ausgeführteste, reichhaltigste und schönste:

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten
Bis sein Lauf geendigt ist.

Bis der Gott des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.

Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonieen empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Der vollständigste Commentar zu diesem Gedichte, dessen Inhalt wohl nur einer kleinen Anzahl von Lesern in allen seinen Theilen vollkommen klar seyn dürfte, sind Schillers Briefe über die ästhetische Bildung, einem Werke, das, um es beyläufig zu sagen, in der Geschichte der Kritik eine der merkwürdigsten Epochen macht. Der Streit des Göttlichen mit dem Menschlichen, der Pflicht mit der Neigung, und die Vereinigung, welche zwischen den streitenden Kräften durch die vollendete Entwicklung des Schönheitssinnes bewirkt werden kann, ist der Gegenstand desselben. Das wirkliche Leben ist ein Kampfplatz, auf welchem die menschlichen Kräfte ohne Unterlaß zum Widerstande aufgefordert werden; der Mensch muß sich aus dem Leben hinausflüchten, er muß sich zu dem Ideale der reinen Menschheit erheben, wenn er diesen Streit aufgehoben sehn und die harmonische Ruhe genießen will, die nicht die Belohnung der Trägheit, sondern geübter und gespannter Kräfte seyn soll. Mit einer schönen Anspielung auf die Kampfspiele der Alten setzt

hier der Dichter das wirkliche Leben dem idealischen Zustande einer vollendeten und harmonischen Ruhe entgegen.

Wenn es gilt zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freyem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Diese harmonische Ruhe stellt der Künstler in seinen Werken dar, die, dem spröden Stoffe mit unermüdlicher Anstrengung abgewonnen, durch den Schein einer Freyheit, den er seiner Erhebung in das Gebiet idealischer Schönheit verdankt, bezaubert. Vergebens würde der Mensch, wenn er sich zu einem Kunstwerke zu veredeln bemüht, dieses durch die Kraft seines Willens erzwingen wollen; zwischen der Aus-

übung der Tugend und den Anforderungen des Gesetzes wird immer ein unendlicher Abgrund bleiben, der durch nichts ausgefüllt werden kann, als durch die freye Vereinigung der Neigung mit dem Willen. Die sinnliche Natur muß sich durch Schönheit läutern; der Mensch muß schön fühlen und er wird nicht mehr vor der unendlichen Unerreichbarkeit des Gesetzes zittern:

Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Feßel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Diese harmonische Vereinigung ist das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen, nicht die Ertödtung der Empfindungen und Triebe, die die Natur in unsern Busen gelegt hat und die wir auf das heiligste bewahren müssen. So wenig wir den Leiden der Menschheit entfliehen können, so wenig sollen wir das sympathetische Gefühl und die Theilnahme an fremden Leiden ausrotten wollen; aber so wie wir jenen durch Selbstbeherrschung unser besseres Selbst entziehen können, so kann uns dieses in der idealischen Betrachtung des Lebens zu einem Gegenstande des Wohlgefallens werden:

— in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,

Rauscht des Jammers trüber Strom nicht mehr,
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr,
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleyer
Hier der Ruhe heitres Blau.

Zu der Klasse von Gedichten, welche der Betrachtung der Kunst gewidmet sind, gehören die schönen Octaven an Göthe (S. 270.) über die Aufführung des Mahomet. Die charakteristische Verschiedenheit des deutschen und französischen Trauerspiels, das Bestreben des erstern, die engen Schranken conventioneller Regeln zu zerbrechen und die ganze Welt in seinen Umfang aufzunehmen, die Abwege einer rohen Natur, auf die es gerathen ist, die Vorzüge und Mängel der französischen Tragödie — alles dieses ist mit treffenden und kräftigen Zügen, in schönen Bildern und einer edeln, anmuthigen Sprache geschildert. Ueberraschend neu und treffend ist das Bild von Charons Nachen auf das Wesen der Dichtkunst angewendet, welche nur den Schein der Wahrheit, aber durchaus keine Einmischung des Wirklichen verträgt:

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acherontischen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,

So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Zum Theil dieselben Ideen werden in Shakspear's Schatten S. 275. mit treffendem Witze, aber in einer ganz verschiedenen Gestalt dargestellt. Was dort nur gelegentlich berührt wurde, ist hier der eigentliche Mittelpunkt, nämlich die Plattheit, zu welcher das deutsche Theater durch einen übelverstandnen Begriff von Natur, durch die Verbannung der großen Kräfte aus dem Umfange dramatischer Handlungen und eine ganz falsche moralische Tendenz herabgesunken ist. Die Kunst Dramen zu schreiben, ist hierdurch zu einem Handwerke geworden, in welchem man es bald zu einer großen Fertigkeit bringen kann, wie die Sündfluth von Schauspielen zeigt, mit welcher die ersten Repräsentanten dieser Gattung in unsern Zeiten, Goldoni, Iffland und Kotzebue, das Theater überschwemmt haben. Da ihr die Bequemlichkeit zu einer so großen Empfehlung gereicht, so ist zu fürchten, daß ihre Zeit noch nicht ganz vorüber sey. Man muß das Beste hoffen. Eine richtigere Einsicht in das Wesen der Kunst ist erwacht, und die mannichfaltigen Bewegungen, die sich auf dem Gebiete der Künste zeigen, läßt erwarten, daß allmäh-

allmählig die Ausführung mit der Einsicht gleichen Schritt halten wird.

Unter den epigrammatischen Gedichten, die von S. 303 an, als Votivtafeln aufgestellt sind, haben mehrere eine Beziehung auf die Kunst, andre enthalten Lehren der Lebensweisheit, noch andre Bemerkungen über die Natur des Menschen. Die wenigsten sind wohl eigentliche Poesie; aber die poetische Form dient dem sinnvollen Gedanken zu einem zierlichen Rahmen, in welchem die Gegensätze durch die antithetische Natur des Verses, und die Entfaltung des Sinnes durch das Verhältniß des Pentameters zu dem Hexameter so gefällig unterstützt und befördert wird.

Die Aufnahme der Form des Epigrammes der Griechen in unsre Poesie hat sie seit kurzem mit einer Menge geistvoller Sinngedichte bereichert, aus welcher schon jetzt eine Anthologie gesammelt werden könnte, die an Interesse und Mannichfaltigkeit der griechischen vielleicht nicht weit nachstehen dürfte. Außer den Sentenzen der Votivtafeln sind durch die ganze Sammlung epigrammatische Gedichte zerstreut, unter denen mehrere, auch als ächte Poesie, neben den schönsten des Alterthums zu stehen verdienen, in Rücksicht auf die Reichhaltigkeit und Bedeutsamkeit des Inhaltes aber mit Recht auf den Vorrang vor jenen Anspruch machen. Was kann schöner und bedeutender

seyn als (S. 33.) das rührende Bild des Verhängnisses der Menschen, welches der Dichter in der Geschichte des Odysseus erkennt, welcher durch Noth und Gefahren einem Ziele von Glückseligkeit entgegeneilte, das er nicht einmal erkannte, als der Zufall es ihn erreichen ließ. Von einer andern Gattung, aber nicht geringerer Schönheit ist (S. 200.) das Beyspiel deutscher Treue in der Geschichte Friedrichs von Habsburg und Ludwig des Bayern. Hier hätte das letzte Distichon, der Vollständigkeit der Erzählung unbeschadet, allerdings wegbleiben können, aber für die Vollständigkeit des Eindrucks ist es ein bedeutender Zusatz, welcher, ganz in dem Geiste alter Kunstwerke, die Empfindung des großen Haufens der Beschauer einer an sich einzigen Begebenheit zu bezeichnen dient.

Die Erwähnung dieser kleinen, reichhaltigen Bilder führt uns auf diejenigen unter den größern Gedichten, welche die höchsten Angelegenheiten des Menschen, sein inneres und äusseres Leben, umfassen. Hier bietet sich uns zuerst (S. 17.) die Elegie dar, in welcher die Gaben des Glücks gegen die Gaben des Verdienstes gerechtfertigt werden; eine Elegie, die uns in die heitersten Regionen einer idealischen Welt erhebt, und eine reiche Fülle von Ideen in zarten und gefälligen Bildern darstellt. Wir achten die Kraft, welche sich einen Platz in

dem Leben erringt und dem Schicksal seine Güter abnöthigt, aber die Gaben, welche das Glück dem Menschen aus freyem Wohlwollen schenkt, erfreuen uns. Sie sind das Größte und Herrlichste, was das Leben schmückt, und das überirdische Licht, das sie um sich her verbreiten, thut ihren göttlichen Ursprung kund. Sie erheben den Menschen, dem sie zufallen, über den Verdienstvollen, und stellen ihn in einen wundervollen Glanz, dessen das unscheinbare Verdienst entbehren muß:

War er weniger herlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwerdt,
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
Daß sie sein Zürnen geehrt, und, Ruhm dem Liebling zu geben,
Hellas bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.

Bey diesem rechtfertigenden Preiße der Gaben des Glücks erscheint der Dichter selbst von einer reinen Freude beseelt. Ein zartes Licht der Heiterkeit strahlt überall hervor und vereinigt die mannichfaltigen Glieder des Ganzen. Götter und Menschen, Irdisches und Himmlisches zieht vor unsern Augen vorüber, und in der leichten Schöpfung der poetischen Welt, die der Dichter, in dem sichern Gefühl des Be-

sitzes der schönsten Gabe des Glücks, herauf ruft, erkennen wir freudig das Wunder, über das uns seine begeisterte Muse belehrt.

In dem Genius S. 23. wird die Frage aufgeworfen, ob der innre Frieden des Gemüths schlechterdings nur durch deutliche Erkenntniß erkauft werden, und ob man der Leitung der Natur nur dann trauen könne, wenn die Weisheit der Schule das Siegel der Bestätigung auf ihre Aussprüche gedrückt habe. Aecht elegisch und bewundernswürdig schön ist, in der Auflösung dieser Frage, die Beschreibung des goldnen Zeitalters,

> da das Heilige noch in der Menschheit gewandelt,
> da jungfräulich und keusch noch der Instinkt sich bewahrt,

und der anspruchslosen, stillen Größe der Unschuld, die sich selbst genügend, ewig gesetzmäßig und ewig gesetzgebend, keines Führers bedarf. Wer diese köstliche Unschuld in seinem Herzen bewahrt hat, dem gilt das Gesetz nicht, das nur den Widerstrebenden trift:

> — an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort,
> Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
> Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen,
> Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,

Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Von einem größern Umfange des Inhalts sowohl als der Ausführung ist, S. 49. der Spaziergang, wo der Dichter eine Art von natürlicher Geschichte der Kultur des Menschengeschlechtes, von ihren einfachsten Anfängen an bis zu ihrer größten Verwickelung, aufgestellt hat. Reiche einander entgegengesetzte Bilder der Natur und Kunst, der Einfachheit und des Luxus, der Unschuld und der Verderbniß, der Freyheit und der Tyranney vereinigen sich hier zu einem großen Ganzen, welches die Einbildungskraft mit dem Effekt eines kunstvoll geordneten, magisch beleuchteten Gemähldes bezaubert und den Verstand mit dem Verdienste einer gründlichen Geschichte unterhält. Wir glauben eine Beschreibung zu lesen und sehen uns mit einer Aussicht auf die Weltgeschichte überrascht; wir begleiten einen Lustwandler auf seinen Spaziergang, und er entführt uns auf den Flügeln seiner Begeisterung zu einer Höhe, von welcher wir auf das Menschengeschlecht herab blicken und alles Große und Wunderbare seiner Kultur mit einemmale überschaun. Auch ohne die innre Beziehung aller einzelnen Theile auf Eine Idee giebt ihm die ästhetische Schönheit der Beschreibungen, und der, durch die leichtesten, zartesten Uebergänge bewirkte Zu-

sammenhang die gegründetesten Ansprüche auf einen vorzüglichen Platz unter den beschreibenden Gedichten; was aber seine innre Bestimmung betrift, so kennen wir wenige Werke, in denen sich die didaktische Tendenz unter dem Scheine eines Spiels so treflich verbirgt. Der beschränkten Düsterheit des Zimmers und dem einengenden Gespräche zu entgehn, rettet sich der Dichter in die freye Natur. Eine anmuthige, sonnige Landschaft, mannichfaltig ohne Hülfe der Kunst, einsam aber doch belebt und bewegt, nimmt ihn auf; er durchwandert die blühenden Auen, die Schatten des Waldes, und findet sich endlich am Absturze eines Berges, dessen Fuß ein stiller Strom bespült:

Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schauder hinab,
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.

Der geländerte Steig, das erste Zeichen menschlicher Vorsicht, leitet aus der freyen Natur in angebaute Fluren, und die reichen fruchtbaren Ufer rühmen den Fleiß ihrer Bewohner:

Jene Linien seh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,

In den Teppich der Flur hat sie Demeter ge-
wirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des Menschen er-
haltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe ver-
schwand.

Der Mensch wohnt hier noch mit seinem Acker zusammen und die Erzeugnisse der Natur drängen sich an seine Wohnungen heran. Aber bald sondern sich aus der anmuthigen Mischung die gleichartigen Gegenstände; Regelmäßigkeit, Wahl und Bedeutung kündigen eine Erscheinung von höherer Würde an: der Pappel stolze Geschlechte, in geordnetem Pomp einherziehend, führen zu einer Stadt. Hier fängt eine Reihe ganz neuer Erscheinungen an, welche die erwachten, bald streitenden, bald vereinten Kräfte hervorbringen. Die Gränzen der Gegenwart werden dem Dichter zu eng; seine Einbildungskraft fliegt in das graue Alterthum, in die Zeit der Gründung und Entstehung der Staaten zurück, wo die Götter dem Menschen zu Hülfe kamen und ihm freundlich ihre schönsten Gaben darboten. Die schnelle Folge hoher und glänzender Erscheinungen, die hier vor unsern Augen vorüberziehn, läßt uns das rege Leben erwarten, dessen Darstellung den Dichter in den folgenden Versen beschäftigt. Zu Einem Ganzen vereinigt, von Einem Geiste beseelt, strebt der Mensch zu einer höhern Bildung hinauf; Vaterland

und Ahnen werden begeisternde Namen für ihn; Religion, Gesetzmäßigkeit und Heldenmuth erwacht in seiner Brust:

Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
„Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.“
Ruhet sanft ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.

An diese Bilder, die uns das Schönste und Heiligste des ehrwürdigen Alterthums zurück-

rufen, an diese rührenden Gemählde eines erhabnen und erfreulichen Muthes, knüpfet der Dichter das Bild der regsten Geschäftigkeit, durch welche Handwerke und Künste erfunden und durch die entferntesten Länder vereinigt wurden. Alles ist hier so beseelt und lebendig, daß man das frohe Gewühl vor Augen zu sehn glaubt. — Die nothwendigsten Bedürfnisse sind befriedigt; Reichthum und Ueberfluß belohnt die Thätigkeit, und an den Strahlen der Freyheit blüht das Kunstgenie auf:

> Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
> Und vom Meisel beseelt redet der fühlende Stein,
> Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
> Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
> Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne
> Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.

Den Künsten folgen die Wissenschaften nach, und verbreiten unter den Menschen allmählig eine Erkenntniß, die ihnen eben so verderblich als heilsam wird. Die Begierden werden entfesselt, die Ideen von dem was Recht und Gut ist verwirren sich, Treulosigkeit und Tyranney, mit allen sie begleitenden Lastern, schlagen ihren Thron unter den Unglücklichen auf. Die Beschreibung dieses Zustandes ist von großer Kraft:

Aus dem Gespräche schwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben; es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn,
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freyen Gefühls göttlichen Adel hinweg,
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet,
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.

Die beleidigte und gekränkte Natur erwacht endlich: Zeit und Noth rühren an das morsche Gebäude der Verfassungen, und die Freyheit wird in der Verwüstung gesucht. Diese Vorstellung der Verwüstung ruft den Dichter von seinem Fluge in die Vergangenheit und Zukunft zurück. Das in dieser Gestalt verhaßte Bild der Kultur versinkt vor seinen Augen, und er findet sich wieder in dem Schooße der einsamen Natur, die sich ihm jetzt zwar in veränderter Gestalt, furchtbar und schauerlich, zeigt,

aber gerade in dieser Gestalt ihre ewige stolze Ruhe, ihr beharrliches Daseyn den wankenden Scenen einer ausgearteten, trostlosen Kultur entgegensetzt. Durch diesen unerwarteten, kühnen Uebergang führt uns der Dichter auf seinen ersten Weg zurück. Von der freudigen Theilnahme der Natur war er ausgegangen, und er endigt mit derselben; nur ist sein Gefühl, durch die traurige Betrachtung der dazwischen liegenden, contrastirenden Bilder, inniger und feuriger geworden. Dort war seine Empfindung mehr passiv genießend, hier ist sie mehr ergreifend und umfassend: dort leitete ihn eine Folge angenehmer Erscheinungen fort; hier versenkt ihn ihre Größe und Erhabenheit in die Tiefen der Rührung. Der Kreiß der Empfindung ist zugleich mit dem Kreiße der Ideen durchlaufen.

Die Anfänge der Kultur, in so ferne sie ein Werk des Vereins der Menschen durch den Ackerbau sind, machen den Inhalt des Eleusinischen Festes S. 78. eines Hymnus, in welchem, dem Sinne der Mysterien gemäß, die poetische Fabel theils als Geschichte, theils überhaupt als Hülle sinnvoller Wahrheit behandelt ist. Die Abwechslung des Rythmus versinnlicht die Theilnahme eines entzückten Volkes an dem begeisterten Vortrage eines Hierophanten, welcher mit der edelsten Würde bekleidet, nicht das Fest Einer Gottheit, sondern

der ganzen Menschheit feyert. Dieser Ton einer erhabnen religiösen Bestimmung tönt aus dem ganzen Gedichte wieder. Mit der Beschreibung des rohen Lebens der Wilden ist die Beschreibung der erfreulichen Ordnung und Schönheit verbunden, welche nach den wohlthätigen Gaben der Ceres das Leben schmückte, und beyde Theile werden durch die Erzählung des Wunders verknüpft, durch welches Ceres die Früchte der Erde entlockt. Es ist übrigens ganz dem Geiste des Hymnus gemäß, daß auch die Folgen des Ackerbaus als neue Wirkungen einer segenvollen Theilnahme der Götter an den Schicksalen der Sterblichen vorgestellt werden, und die Einführung der Unsterblichen, die von ihren Thronen herabsteigen, um das begonnene Werk der Bildung zu vollenden, war das einzige Mittel die Fiction auf der idealischen Höhe des Wundervollen zu erhalten, zu welcher der Dichter uns gleich im Anfang erhob. Die schönen Bilder der Ehe, der Gastfreundschaft und einer heitern Religion vollenden das große bewegliche Gemählde, in welchem Ceres auch am Schluße noch einmal als eine der bedeutendesten Gestalten, als Priesterin am Altare Jupiters, auftritt, und den Sterblichen den Pfad zu ihrer höhern Bestimmung und Freyheit vorzeichnet:

Freyheit liebt das Thier der Wüste,
Frey im Aether herrscht der Gott,

Ihrer Brust gewalt'ge Lüste,
Zähmet das Naturgebot,
Doch der Mensch, in ihrer Mitte,
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frey und mächtig seyn.

Das Lied von der Glocke (mit dem Motto: Vivos voco, Mortuos plango. Fulgura frango.) welches gleich bey seiner ersten Erscheinung mit so allgemeinem Beyfall aufgenommen worden ist, dürfen wir hier nicht mit Stillschweigen übergehn. Anlage und Ausführung in demselben ist gleich original. Der Dichter führt uns in die Werkstatt eines Meisters, dessen einfache veraltete Sprache unsre Einbildungskraft in ein Zeitalter ernster Simplizität versetzt. Das einfache, vor unsern Augen entstehende und fortschreitende Werk interessirt uns theils durch sich selbst, theils durch die ruhige Besonnenheit, den Ernst und die Liebe, womit es vollbracht wird. Das Fortschreiten der Empfindung zugleich mit der Handlung, und die Auflösung der Besorgniß in innige Freude gewährt uns das Vergnügen eines Monodrama, das licht und hell auf dem reichen Hintergrunde ruht, den die an die Handlung geknüpften Betrachtungen bilden und mit einem bewundernswürdigen Reichthume der interessantesten Erscheinungen anfüllen. Eine Welt von Bildern strahlt zwischen den verschiedenen

Momenten der Arbeit herein, indem der Meister überall analoge Ideen anreiht, zu denen ihn bald die Zusammensetzung des Stoffes, bald die mannichfaltigen Bestimmungen seines Werkes veranlassen. Diese sentimentalen Betrachtungen, die man an einigen Stellen nur etwas weniger üppig wünscht, schlingen sich durch die naive Darstellung des Drama hindurch. Sie wollen für nichts als zufällige Bemerkungen — für gute Reden, mit denen der Meister die Arbeit begleitet, damit sie munter fortfließe — angesehn seyn; aber der Dichter hat sie mit geheimer Kunst so geschickt geleitet, daß wir uns am Ende mit einem poetischen Ganzen, mit einem Bilde des menschlichen Lebens in seinen wichtigsten Erscheinungen überrascht sehen. Der Umfang dieses beseelten Gemähldes und die großen Contraste, die sich in ihnen darbieten, interessiren und erschüttern uns auf die mannichfaltigste Weise.

Auch in der Anordnung der einzelnen Theile zeigt sich die weise Kunst des Dichters. Er beginnt mit einer Reihe der anmuthigsten Bilder aus der Kindheit und dem blühenden Alter des Menschen. Die fröhliche Thätigkeit des Jünglings, die zarte Sittsamkeit der Jungfrau, die goldnen Zeiten der ersten Liebe und die muntere Wirksamkeit des Hausvaters und der Mutter beschäftigt die Phantasie, so lange das Werk seiner Katastrophe noch ruhig und

gefahrlos entgegengeführt wird. Als aber der bedenklichste Moment eintritt, der Zapfen ausgestoßen ist und das glühende Metall sich ergießt, treten furchtbare Scenen, die Beschreibung eines verheerenden Brandes, an die Stelle der heitern. Am Schluße derselben wird die erhitzte Einbildungskraft durch einen Zug von häuslichem Glück mitten unter Schrecknissen (S. 101. Einen Blick — kein theures Haupt) beruhigt, und das Schreckliche macht dem Rührenden Platz. Jetzt ist auch die Gefahr der Arbeit vorüber; der Guß ist vollendet, aber die Besorgniß, ob er gelungen sey, erfüllt das Gemüth des Meisters. Diesem Zustande ist die Beschreibung der Todesfeyer — eine elegische Episode von der zartesten Empfindsamkeit — analog, und die Stille, die sie in dem Gemüthe zurückläßt, bereitet den Stillstand der Arbeit vor, welcher selbst wiederum durch eine Reihe von Bildern der Ruhe mannichfaltiger Art versinnlicht wird. In diesem Gemählde geht der Dichter von der stillen Natur auf die durch Gesetzmäßigkeit bewirkte Ruhe fort, und die gleichsam präludirende Andeutung ihres Gegentheils läßt die folgende Beschreibung eines wilden, gesetzlosen Volkes erwarten, die den Zeitraum ausfüllt, in welchem die Form zerschlagen und der Erfolg mit Besorgniß und Hofnung erwartet wird. Wie schön sich an dieses düstre Gemählde des

Schrecklichen der freudige Moment der glücklichen Entscheidung anschließt, bedarf kaum eines Fingerzeiges, so wie die steigende Erhabenheit des Schlußes; in welchem sich die Kunst des Dichters einen an sich unscheinbaren Stoff mit dem vollsten Glanze der Phantasie zu beleuchten und das Leblose durch die erhabensten und schönsten Ideen zu beseelen, in ihrer ganzen Größe zeigt:

Und dieß sey fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners schweben
Und gränzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme seyn von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sey ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit,
Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Da

Da es nicht unsre Absicht ist, alle Stücke dieser Sammlung einzeln durchzugehn, so wollen wir von den lyrischen Gedichten nur noch einige der vorzüglichsten erwähnen, und dann den Romanzen eine kurze Betrachtung widmen. Die Elegie S. 288. Pompeji und Herkulanum, stellt ein schönes Bild der unterirdischen Städte und der in ihnen noch übrigen Formen des verloschenen Lebens auf. Die heitre, rasch fortschreitende Darstellung — der Dichter hat den Moment der Entdeckung gewählt — erfüllt uns gleichwohl mit einer leisen Wehmuth und einer unbefriedigten Sehnsucht. Wir sehen die gleichsam noch warmen Spuren des regen Lebens in den Tiefen der Erde erhalten, aber dieses Leben selbst ist dahin; und je schöner jene Spuren sind, je lebendiger sie uns ansprechen, desto mehr vermissen wir die Gegenwart der alten edeln Bewohner, die die Stimme des Dichters vergebens herbeyruft, deren Rückkehr er umsonst erwartet. Die Nadowessische Todtenklage, S. 202. ist eine charakteristische Darstellung der menschlichen Beschränktheit, in welcher der gänzliche Mangel an Ahndung, daß es etwas Höheres und Edleres gebe, verbunden mit dem innigen Bestreben, das Beste aufzubieten, was der Geist vermag, ungemein naiv und rührend ist. Das Gedicht auf die Hofnung S. 205. ist schöne volksmäßige Poesie, voll Energie und

hoher Gedanken in einer einfachen Sprache, wie alle Volkspoesie seyn sollte. Hektors Abschied S. 301. stellt ein großes und liebevolles Gemüth und die schönste, wahrste Weiblichkeit mit wenigen bedeutungsvollen Strichen auf. Rüstige Hofnungen sind mit banger Besorgniß, die Stärke mit der Zartheit, das Anmuthige mit dem Schrecklichen gepaart. Das Ganze ist wie von einem Hauche der Liebe beseelt, und wir verweilen mit wehmüthiger Rührung bey der anziehenden Gruppe, während sich im Hintergrunde Schlachten, Kämpfe, Tod und Unterwelt zeigt. In der Klage der Ceres, S. 5. ist die Mäßigung, mit der sich die Göttin dem Willen des Schicksals unterwirft, und die sanfte Trauer des mütterlichen Herzens über die Unmöglichkeit einer Vereinigung mit dem geliebten Kinde, ungemein edel und schön. Von ausnehmender Zartheit ist der täuschende Wunsch, zu den Schatten hinabzusteigen und die Sehnsucht der Tochter mit unverhofter Erscheinung zu überraschen:

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,

Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket
Selbst der rauhe Orkus weint.

Nach diesem wehmüthigen Traume erwacht das Gefühl der Unmöglichkeit lebhafter in dem mütterlichen Herzen, das endlich in einem Spiele der Einbildungskraft den zarten Schein eines vereinigenden Mittels findet. In diesem ganzen Gedichte spricht eine so ätherische und reine Empfindsamkeit in so holden Worten aus, daß man in der That Worte einer Göttin zu hören glaubt.

Von den Balladen und Romanzen hat uns die Bürgschaft am wenigsten, der Kampf mit dem Drachen am meisten befriedigt. Dieses letztere Gedicht scheint uns in Anlage und Ausführung eines der schönsten und edelsten Werke, das wir, in unsrer an guten Romanzen nicht armen Literatur aufzuweisen haben. Ein Theil des Inhaltes ist aus einer alten Sage entlehnt; aber das was der Dichter von seinem eignen hinzu gethan hat, ist gewiß nicht das schlechteste desselben. In der Handlung verbindet sich der sinnliche Heroismus mit dem moralischen; und in dem Charakter des jungen Helden glühender Enthusiasmus mit Klugheit, Kühnheit und Kraft mit einer schönen Religiosität, und der edelsten Selbstbeherrschung. Auch der Charakter des Großmeisters zieht uns durch den schönen Ver-

ein von strengem Ernst und zärtlichem Wohlwollen an. Das Charakteristische ist mit dem rein Menschlichen auf das vollkommenste verschmolzen; Handlung und Gesinnungen entfalten sich zugleich, und mit einer bewunderswürdigen Leichtigkeit; alle Saiten unsers Gemüths werden gerührt, und das doppelte Wunderbare des doppelten Kampfes erfüllt uns mit einem großen und reinen Interesse. Auch die Anlage der Handlung ist vortreflich; und unter dem Scheine der Einfachheit verbirgt sich eine große Kunst. Die begeisterte Exposition, welche das gedrängte Bild einer Menge von Gegenständen enthält, die sich in der Folge mit schöner Klarheit entfalten; die kunstreiche Zusammenstellung großer Massen und einzelner Parthien; die geschickte Vorbereitung der Katastrophe — alles dieses verräth die Hand eines Meisters. Doch dieß sind Eigenschaften, welche man auch an minder vollkommenen Gedichten finden kann: Aber in Rücksicht auf das kräftige und doch harmonische Kolorit, auf die edle Mäßigung bey so vieler Energie dürfte sich schwerlich ein anderes mit diesem vergleichen lassen.

Den nächsten Platz würden wir den Kranichen des Ibykus anweisen. Die furchtbare Vorstellung von einer rächenden Gottheit, welche mit wundervoller Kraft die Gemüther der Bösen nöthigt, sich selbst kund zu thun,

liegt auch schon in der bekannten alten Sage von der Ermordung des Ibykus; hier hat sie durch die eignen Zusätze des Dichters eine wahrhaft tragische Kraft erhalten. Die Einführung des Chores der Eumeniden, welche nicht wie sterbliche Weiber, sondern als Göttinnen erscheinen, und ihr beziehungsvoller, drohender Gesang, scheint die Katastrophe mit einer magischen Gewalt herbeyzuführen. Das Wunder geschieht gleichsam vor unsern Augen und wir glauben, seinen innern Zusammenhang ahnden zu können. Der Ausruf des Mörders „Sieh da, die Kraniche des Ibykus!" ist nun offenbar keine Aeußerung der Unbesonnenheit: die Rachegöttinnen selbst haben ihn wider seinen Willen hervorgerufen. Die unendliche Macht zeigt sich in einer sinnlichen Gestalt, aber ohne an ihrer Erhabenheit einzubüßen. Dieß ganze Episode ist mit bewundernswürdigem Geiste behandelt. Es ist kein Zug, der nicht, entweder durch sich selbst, oder durch seine Beziehung auf das Unsichtbare, die furchtbare Düstenheit beförderte, die das charakteristische Kolorit dieser Ballade ist.

In dem Gang nach dem Eisenhammer, S. 171. ist die bedeutungsvolle Kürze der alten Ballade und die naive Anspruchslosigkeit ihres Vortrags mit großem Glücke nachgebildet. Fridolins kindliche Unschuld und Frömmigkeit, die ihn der Obhut des Himmels

so werth macht, und der er seine wundervolle Erretung verdankt, ist mit der schleichenden Bosheit seines Feindes in einen kräftigen Contrast gebracht. Dem Furchtbaren und Drohenden in der ersten Hälfte steht in der zweiten die heitere Schilderung der Geschäftigkeit Fridolins in der Messe gegen über, welche einen anmuthigen Ton der Ruhe verbreitet, der durch die schonende Erzählung der Katastrophe nicht gestört wird. Die Beschreibung der Mordlist der Knechte S. 176. ist vielleicht ein unnützer Zusatz des Schrecklichen; dagegen ist S. 177. die Beschreibung des Eisenhammers und seines rastlosen Treibens, gerade an dieser Stelle, ein eben so einfaches als wirksames Mittel, auf die Begebenheit selbst einen düstern Schatten zu werfen und das Leblose mit dem Belebten in Uebereinstimmung zu setzen. — Aus der Geschichte des Tauchers S. 179. spricht uns nicht überall das frische poetische Leben an, das sich in jenen Balladen regt, und besonders erregt die Beschreibung der Schrecknisse des Meers das Gefühl des Mühevollen. Der Schluß hingegen ist in seiner Einfachheit ausnehmend schön, und vornehmlich das leise angedeutete Bild der sehnenden, harrenden Königstochter über dem brausenden Strudel, eine holde und rührende Erscheinung mitten in der Düsternheit einer furchtbaren Natur. Große Zartheit, Anmuth und

Grazie wird man auch in dem *Ritter Toggenburg* S. 73. nicht verkennen.

Die Uebersetzung oder Nachbildung des *zweyten Buches der Aeneide* in Oktaven, welche zuerst in der *Thalia* 1. St. erschien, ist in diese Sammlung aufgenommen. Viele Stellen erscheinen hier verbessert, und unsre, von Hrn. *Schiller* und seinen Freunden so gemißhandelte Bibliothek hat wenigstens die Genugthuung, daß hier und in mehrern andern Gedichten (man sehe *die Ideale* S. 42. *die Würde der Frauen* S. 390. u. a.) die gemachten Ausstellungen (eines andern Rezensenten) gewissenhaft beherzigt worden sind. Daß Hr. S. durch Austilgung der bemerkten Flecken seinen Arbeiten immer mehr Vollkommenheit zu geben sucht, verdient Beyfall und Lob: ob aber auch sein Benehmen gegen diejenigen, die ihm diese Bemerkungen gemacht haben, wollen wir denen zu beurtheilen überlassen, die, unbestochen durch das Geschrey einer beleidigten Parthey, ihren eignen Einsichten folgen und die Stimme der Wahrheit von dem Geräusche der Mode oder der beleidigten Eigenliebe unterscheiden können.

Die wesentlichsten Verbesserungen dürften die *Götter Griechenlands* (S. 281.) erhalten haben. Dieses Gedicht, welches in seiner ersten Gestalt, nicht ganz mit Unrecht, großen Anstoß gegeben hat, ist jetzt erst durch

zweckmäßige Abkürzungen — die zum Theil zeigen, daß der Vf. dem Ganzen auch etwas Schönes aufopfern könne — neue Zusätze und eine geschicktere Anordnung, zu einem wahrhaft poetischen Ganzen geworden. Die Bitterkeit, mit welcher ehedem die Vernunftreligion dem poetischen Polytheismus entgegengestellt war, ist getilgt, und die reine elegische Stimmung ist durch das ganze Gedicht erhalten, welches jetzt in zwey große Parthien zerfällt. Die erstere führt uns unter die poetischen Gestalten der alten Welt, die allesbelebenden Götter, die Ceremonien einer heitern Religion und in die verschönerte Unterwelt; die andre setzt, mit schonender Mäßigung, die gleichsam verödete und ausgestorbene Natur jenem idealischen Leben entgegen. Die Verworrenheit, welche vormals durch die Zerstückelung dieser Contraste entstand, ist aufgehoben, und die schneidenden Gegensätze vertilgt. Alles wird durch den sanften harmonischen Ton einer schönen Wehmuth vereinigt. Vollkommen befriedigend aber und die Dissonanz der aufgestellten Ideen lösend ist der neue Schluß des Ganzen, in welchem der entschwundenen poetischen Welt ihre eigenthümlichen Gränzen angewiesen werden:

Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.

Aus der Zeitfluth weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höh'n;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Wir wollen zum Schluß dieser Kritik noch einige Stellen bemerken, die einer Verbesserung zu bedürfen scheinen. In der Klage der Ceres S. 6. ist in den Worten: Und so lang der Styx geflossen, trug er kein lebendig Bild, — ein Widerspruch in dem Zusatze. Beseelt wäre das richtige Wort gewesen. Gleich darauf möchten wir S. 7. des Grabes Flamme, für den Scheiterhaufen, nicht zu vertheidigen wagen. Es ist schade, daß der schöne und große Gedanke durch den Ausdruck ein wenig leidet. S. 9. „Ist kein Bündniß aufgethan?" ein Ausdruck, den wir uns nicht deutlich machen können. S. 24. wird in den Versen Da noch das — bewegt, durch die Wiederholung von Noch, vor der Apposition verdunkelt, und man bemerkt nicht sogleich, daß der Nothwendigkeit stilles Gesetz und das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet, eines und dasselbe seyn soll. Noch dunkler und zweydeutiger sind S. 28. die Worte

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freyen Menschen erzittert nicht.

wo das Verneinungswort an der unrechten Stelle steht. S. 52. ist in dem Verse Liegt

sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand — das zweyte liegt eine müßige Ausfüllung des Verses. In dem Eleusinischen Feste S. 79. sind uns die Worte

> Dessen schöngestalte Glieder
> Droben im Olympus blühn?

unverständlich. Sollen sie eine Ausführung des vorhergehenden Gedankens seyn? Sind es die Götter, an denen die Glieder des Menschen in ihrer Schönheit erblickt werden? Sehr gesucht möchte auch S. 85. das Bild des Grenzgottes seyn, der, Minerven folgend, sich an ihres Fußes Tritt anheftet. — In dem schönen und süßen Gedichte S. 89. stoßen wir bey den Worten an

> Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
> Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Das Bild einer schnellen Bewegung, als ob man auf Flügeln getragen würde, harmonirt mit dem Bilde des Ergreifens nicht, das zu einem Geschäfte treibt und nöthigt. — In dem epigrammatischen Gedichte S. 149. in welchem ein weiser Mann edle Weisheit lehrt, wünschten wir dem letzten Verse

> Wer um die Göttin freyt, suche in ihr nicht das Weib

ein wenig mehr Geschmeidigkeit. Auch S. 196. ist der schöne und wahre Gedanke des Schlußes

in einen ziemlich übelklingenden Pentameter gefallen: Wo sie sich zeigt, sie herrscht, herrschet bloß, weil sie sich zeigt. Und dieselbe unangenehme Wiederholung des zischenden Zeitworts kömmt in diesem kleinen Gedichte noch einmal vor. Größtentheils sind die Pentameter vortreflich, und nur wenige gleichen folgenden S. 19. Haupt ihm gefühlet, nun das flicht er mit liebender Hand; oder S. 295. Ja wer die Schaafe so tränket, der heißt mir ein Hirt; oder S. 396. Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn. Das Gedicht, die Erwartung S. 165. aus dem die süße Fülle und Zartheit einer südlichen Liebe zu athmen scheint, erwartet noch an einigen Stellen die bessernde Hand. In den Versen

> Die Luft, getaucht in der Gewässer Fluth,
> Drückt von der heißen Wange mir die Gluth

vermißt man Eigenthümlichkeit des Ausdrucks und Zusammenstimmung der Bilder; S. 167. ist von den Blumen, welche ihre Kelche nur bey Nacht öfnen, der Ausdruck, daß sie die Strahlen des Tages hassen, zu stark und zu hart; und gleich darauf — der Gürtel ist von jedem Reiz gelößt — vielleicht etwas zu gekünstelt. — In der folgenden Stanze heißt es:

O schmend Herz, ergötz dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen.

Ein Bild kann wesenlos seyn, aber nicht das Herz, auch wesenlos spielen kann man nicht. Gleich darauf wünscht der Dichter, die Hand seiner Geliebten zu fühlen, oder nur den Schatten von ihres Mantels Saum; ein Ausdruck, der in mehr als einer Rücksicht unwahr und schielend ist! — In dem Reiche der Formen S. 264. sind die Worte

Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg

ausnehmend dunkel. Der Dichter beschreibt das Land der Ideale, den Aufenthalt der reinen und vollendeten Menschheit. Hier erscheint sie siegreich, während sie in dem wirklichen Leben nur das Ziel eines ungewissen und zweifelhaften Kampfes seyn kann. — Dieß mag vielleicht die Meinung des Dichters seyn; aber gewiß hat sich der feine Faden des Gedankens in seiner Hand ein wenig verzogen.

IV.

Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften, nach dessen Tode aus den hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg, Sächs. Goth. Leg. Rath, und Friedrich Kries, Prof. am Goth. Gymnas. Zweyter Band. Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung, 1801. XVI und 460 S. 8.

Dieser Band enthält den Rest der aus den Papieren des trefflichen Lichtenberg gesammelten zerstreueten Bemerkungen; vorzüglich solche, die in den achtziger und neunziger Jahren niedergeschrieben wurden; doch auch noch manche der frühern Zeit. Rec. hat diesen zweyten Theil nicht weniger anziehend gefunden, als den neulich von ihm angezeigten ersten.

Zuerst ein Nachtrag zu den Nachrichten und Bemerkungen des Verfassers von und über sich selbst (S. 3 — 24).

Man findet darin manche ungemein feine psychologische Beobachtungen. Einiges liest sich nicht ohne Rührung. Von dem schon neulich erwähnten, gerade bey diesem Kopf am wenigsten erwarteten Aberglauben sagt L. S. 6. selbst: „Ich bin sehr abergläubisch; allein ich schäme mich dessen gar nicht, so wenig als ich mich schäme zu glauben, daß die Erde stille steht. Es ist der Körper meiner Philosophie, und ich danke nur Gott, daß er mir eine Seele gegeben hat, die dieses corrigiren kann." Vgl. S. 146. 415.

Den ganzen übrigen Theil des Bandes nehmen Bemerkungen vermischten Inhalts ein. Zuerst philosophische (S. 27. bis 103.), bedeutender, als die im ersten Bande, und selbst vom Philosophen von Profession nicht zu übersehn. Sind dort meist nur populär vorgetragene Beobachtungen über die Kunst zu denken, so findet man hier Resultate eines scharfen Nachdenkens über die Gründe und über die Grenzen der menschlichen Erkenntniß; vorzüglich Aeußerungen über den kritischen Idealismus (s. S. 61. f. 66. f. 68. f. 76. f. 92. 96. f. 100.) wo Lichtenberg Kant'en in der Hauptsache völlig beystimmt, doch so, daß er sich auch hier durch jene natürliche, faßliche Darstellung, die ihm in den physikalischen Wissenschaften eigen war, auszeichnet, bey welcher der Leser wohl inne wird, daß sein

Schriftsteller nicht dem Andern nachsagt, sondern nur, durch Hülfe des tiefern Denkens gestärkt, die Vorstellungen des eignen Geistes entwickelt. Wie unbefangen übrigens L. auch bey der Philosophie sich zu erhalten weiß, deren Hauptresultaten er selber beytritt, davon zeugt schon eine Vermuthung, die manchem nicht gefallen wird, und eine Frage, die sinnreich genug ist. Jene steht S. 99.: „Hrn. Kant gebührt gewiß das nicht geringe Verdienst, in der Physiologie unsers Gemüths aufgeräumt zu haben. Aber diese nähere Kenntniß der Muskeln und Nerven wird uns weder bessere Clavierspieler, noch bessere Tänzer geben. Mir kommt es auch zuweilen vor, als wenn er sich durch den Beyfall, den seine Kritik der reinen Vernunft erhalten hat, nachher zu weit hätte führen lassen." Die andere S. 101.: „Sollte es denn so ganz ausgemacht seyn, daß unsere Vernunft von dem Uebersinnlichen gar nichts wissen könne? [Wissen offenbar nichts, nach allen übrigen eignen Aeußerungen Lichtenberg's. Er wollte und sollte also sagen: richtig vermuthen.] Sollte nicht der Mensch seine Ideen von Gott eben so zweckmäßig weben können, wie die Spinne ihr Netz zum Fliegenfang? Oder mit andern Worten: sollte es nicht Wesen geben, die uns wegen unserer Ideen von Gott und Unsterblichkeit eben so bewundern, wie wir die Spinne und den Seiden-

wurm?" — Außer jenen Gedanken über den Idealismus finden sich Zweifel an den wichtigsten Gegenständen, wenn nicht der philosophischen Ueberzeugung, doch der philosophischen Voraussetzung und des philosophischen Glaubens, an Freyheit des Menschen und an Unsterblichkeit der Seele, mit Spuren starker Neigung zu einem geläuterten Spinozismus, wie S. 9, 32, 55. Es bestätigt sich dadurch, was L. von seiner skeptischen Denkart, oder vielmehr der von ihm gebilligten Methode der neuern Akademie (vergl. S. 46.) in den Bemerkungen über sich selbst S. 15. sagt: „Wenn auch meine Philosophie nicht hinreicht, etwas Neues auszufinden, so hat sie doch Herz genug, das längst Geglaubte für unausgemacht zu halten." Man sieht wohl: er experimentirte auch in der Philosophie, versuchte manchmal auch Stoffe, die für feuerbeständige gelten, zu verflüchtigen — aus Gewohnheit zu experimentiren. Doch in solchen Fällen gab sein Herz ihm zurück, was sein Kopf ihm geraubt hatte. So bleiben diese Fragmente überhaupt ein treflicher Beytrag zur praktischen Logik: für den ersten Anfänger freylich nicht, den sie nur verwirren würden; wohl aber für den, der jede fremde Prüfung seiner eignen zu unterwerfen gewohnt ist. Mit Recht sagt L.: „Man muß in der Welt und im Reiche der Wahrheit frey untersuchen, es koste was es wolle;

und

und sich nicht darum bekümmern, ob der Satz in eine Familie gehört, worunter einige Glieder gefährlich werden können. Die Kraft, die dazu gehört, kann sonst wo nützen."

Um so weniger kann Rec. die gegenwärtige Bekanntmachung skeptischer Aeußerungen Lichtenberg's mißbilligen, obgleich er sie neulich in einem geschätzten Blatte gemißbilligt fand. Denn jeder verständige Leser sieht ja selbst, daß hier oft nur vorübergehende Stimmungen, durchblitzende Gedanken, durch das Niederschreiben fixirt sind, denen andere viel häufiger, lebendiger und kräftiger ausgesprochene Grundsätze und Gefühle widersprechen, die offenbar des Mannes Charakter und Handlungsweise bestimmten. Hätten die Herausgeber jene mißbilligende Stimme früher vernommen und ihr Gehör gegeben, so hätten sie dem Buche das geraubt, was ihm in den Augen des Rec. gerade seinen vorzüglichen Werth gibt: es wäre nicht ein Kabinet von treuen Abzeichnungen einer menschlichen Seele, nach verschiedenen Lebensperioden, mit ihrem Ahnden, Denken, Glauben, Zweifeln, Wünschen, Hoffen, mit ihren geheimsten Freuden und Leiden geworden, wie diese Fragmentensammlung schon jetzt ist. Hätten wir vielmehr doch Lichtenberg's Leben von ihm selbst so geschrieben, wie er (nach der Vorrede zum ersten Theil S. XI.) es zu schreiben Willens war. Unfehl-

bar würde man dann auf seine eigne Arbeit haben anwenden können, was er (Th. II. S. 168. f.) so wahr und beherzigenswerth sagt: „Ein Leben, so wie Rousseau, allem Ansehen nach, das seinige beschrieben hat, muß man nicht nach der moralischen Etiquette beurtheilen wollen, oder aus Leben, die nicht wie das Rousseauische beschrieben sind. So lange wir nicht unser Leben so beschreiben, wie es vor Gott erscheint, kann man nicht richten. Ich bin davon so sehr überzeugt aus dem, was ich von berühmten Männern gesehen habe, daß ich glaube, eine solche Lebensbeschreibung eines großen Mannes, wie ich sie mir denke, würde dem Etiquetten-Manne aussehen, als käme sie aus dem Monde. — So lange wir nicht unser Leben so beschreiben, alle Schwachheiten aufzeichnen, von denen des Ehrgeizes bis zum geheimsten Laster, so werden wir nie einander lieben lernen. Hiervon hoffe ich eine gänzliche (?) Gleichheit. Je härter es wider den Strich geht, desto getreuer muß man gegen sich selbst seyn. Dieses scheint unsern Zeiten aufbehalten zu seyn. Es wird nie sehr gemein werden, allein es wird doch Manchen trösten, und Manchen klüger machen, und das ist schon Gewinn genug. Auch der Philosoph sollte denken: dulce est pro patria mori: es ist süß, den Credit, den man im Leben gehabt hat, für die Philosophie aufopfern. Vor Gott machen

wir doch nichts schlimmer damit. — Jeder Mensch schließt zwar schon von sich auf den andern, aber vermuthlich oft falsch. Es ist eine unbegreifliche Mode-Alfanzerey, daß wir den einzigen Gegenstand in der Natur, den wir recht kennen, ich meyne unser moralisches Selbst, nur nach einem einfältigen philosophischen Polizey-Formular beschreiben, auf daß der Menge kein Schaden geschieht. In der Kindheit der Welt, worin wir leben, sollte man nicht ruhen, und Thätigkeit immer vorziehen. Die Zeit des allgemeinen Sinismus ist für unser Klima, Philosophie und Religion noch lange nicht da. Es sollte mir leid thun, wenn ein anderes Volk oder eine andere Zeit uns diesen Zweig von Wissenschaft weghaschte." Diese Aeußerungen enthielten lange vorher, ehe er sie gelesen hat, das Glaubensbekenntniß des Rec.; waren seit Jahren seine eigne Richtschnur. Die gewöhnlichen Tiraden gegen Eitelkeit und Egoismus, wie ich sie z. B. noch vor ein Paar Tagen in dem sonst so verständigen Spectator (No. 562.) fand, verrathen immer etwas von Engherzigkeit, Mangel an echter Toleranz, an Offenheit gegen sich und Andere, an Geradheit und Wahrheit des ganzen Wesens. Mag man doch mit dem Spectator von Aeußerungen über uns selbst sagen: Let the Tenour of Discourse be what it will upon this subject, it generally proceeds from Vanity; mag

jener doch den ehrlichen Montaigne den größten Egoisten nennen, der jemals in der Welt erschienen. Was kümmern uns Namen? Schrieb doch Franklin sogar in vollem Ernste eine Apologie der Eitelkeit *), die nun freylich unter zweyerley Gestalten erscheinen möchte, wie die himmlische und die irdische Aphrodite, wie die gute und die böse Eris des Hesiodus.

Εισι δυω· την μεν κεν επαινησειε νοησας,
Ἡ δ' επιμωμητη. Δια δ'ανδιχα θυμον εχουσιν.

Montaigne, Rousseau, Franklin, Lichtenberg! wenn ihr auch nicht größere Verdienste hättet, als jenen vor allen Dingen auf euer eignes Wesen gerichteten Beobachtungsgeist, jene reine Offenheit, mit der ihr ohne Ziererey von euerm Guten, wie von euern Fehlern, im Geist der bessern Alten, sprachet: schon dann würdet ihr im Herzen dankbarer Leser fortleben, die sich durch Euch eines reichen Gewinns an genauer Kenntniß ihrer Brüder freuen, in euch Todten lebendige Freunde, Warner, Tröster finden; wenn jene weisen Etikettenmänner, als Menschen längst vergessen, höchstens als Gelehrte genannt und verbraucht werden.

Der Leser verzeihe diese Herzenserleichterung. Aber das moderne Publikum, zumal unser deutsches, ist in diesem Punkt erstaun-

*) In s. Leben, übers. von Schaz, S. 5.

sich zurück. Verargte nicht z. B. ein übrigens wohlmeinender Recensent in einer gewissen gelehrten Zeitung sogar dem verewigten Garve, daß er in der Vorrede zum ersten Theil der Versuche seine leidenschaftliche Liebe zum Umgange, zumal mit den höhern Ständen, offenherzig gestanden hat? Dieß Geständniß, hieß es, werde der Achtung gegen den achtungswerthen Mann bey seinen Verehrern offenbar Eintrag thun. — Bey seinen echten Verehrern, die auch Menschen sind, und ihres Gleichen lieber von Angesicht zu Angesicht, als auf der Maskerade sehn, gewiß nicht. Bey denen, die es noch nicht sind, oder bey denen, die es nicht mehr seyn wollen, vielleicht. Doch schrieben die Garve und Lichtenberge für Kinder und für — ?

Wie frey und rücksichtlos L. über alles hin und her dachte, drang sich mir auch bey der Bemerkung auf, daß er in seinen Meditationen auf manche heut zu Tage verlachte oder sehr vornehm belächelte Hypothesen alter Philosophen zurückkommt. Man lese, was er von Seelenwanderung sagt S. 13, 16. vergl. mit Th. I. S. 163. Ferner die Ausführung der Idee, daß unsere Welt das Werk eines untergeordneten Wesens sey, S. 78. vgl. Th. I. S. 164. Allenfalls kann man auch hieher rechnen, was er S. 58. von Harmonie der Sphären sagt. Je weniger übrigens L. sich

mit den alten Philosophen abgab, desto eher mag ihn mehr der eigne Gang des Nachdenkens, als lebhafte Erinnerung, auf jene — Hypothesen geführt haben. Ich mache auf diese Uebereinstimmung aufmerksam, hauptsächlich um, die alten Philosophen in den Augen solcher, bey denen sie der Entschuldigung bedürfen, durch das ähnliche Beyspiel eines durch Wissenschaft und Welt so ausgebildeten Geistes unserer Tage zu entschuldigen.

Anstatt sich auf Widerlegung mancher zu unbestimmt ausgedruckter, kaum halbwahrer Aeußerungen einzulassen (eine Mühe, über die wohl L. selbst gelächelt haben würde) verläßt Rec. die erste Rubrik der Bemerkungen, wenn er als Probe dessen, was auch Leser, die feinere Speculation nicht lieben, hier finden können, und als Beyspiel, wie auch gemeine Gedanken hier oft durch Phantasie und Witz veredelt werden, folgende Stelle angeführt hat (S. 79.): „Wenn man die Natur als Lehrerin, und die armen Menschen als Zuhörer betrachtet, so ist man geneigt, einer ganz sonderbaren Idee vom menschlichen Geschlechte Raum zu geben. Wir sitzen allesammt in einem Collegio, haben die Principien, die nöthig sind, es zu verstehen und zu fassen, horchen aber immer mehr auf die Plaudereyen unserer Mitschüler, als auf den Vortrag der Lehrerin. Oder wenn ja einer neben uns etwas nach-

schreibt, so spicken wir von ihm, stehlen, was er selbst vielleicht undeutlich hörte, und vermehren es mit unsern eigenen orthographischen und Meinungs-Fehlern."

Es folgen S. 104. einige psychologische und S. 120. moralische Bemerkungen. Unter jenen zeichnen sich seine Beobachtungen über Träume aus, wie S. 104, vgl. S. 20. f. 23. f. Dann Beobachtungen über den Menschen S. 136. f. Hier stehn treffliche Sachen, dem Leser längst bewährt durch Aufmerksamkeit auf sich selbst. Die nicht vortheilhafte Schilderung von Sterne's moralischem Charakter S. 171. f., die sich indeß auf Facta gründet, mag manchen befremden. — Physiognomische und pathognomische Bemerkungen S. 176. Ganz, wie man sie vom Manne erwartet, welcher (S. 179.) sagt: „Ich habe immer gefunden, daß es Leute von mittelmäßiger Weltkenntniß waren, die sich am meisten von einer künstlichen Physiognomik versprachen. Leute von großer Weltkenntniß sind die besten Physiognomen, und die, die am wenigsten von den Regeln erwarten." S. 190. f. ein launiges Fragment eines physiognomischen Missionsberichts von Tranquebar.

Die politischen Bemerkungen gehn von S. 204 — 257. Gemacht aus dem Standpunkt des Kosmopoliten, meist veranlaßt durch die französische Revolution. Daß oft die Mo-

narchisten, oft die Demokraten, mit dem Verf. nicht zufrieden seyn werden, weil er, wie alle kälteren Beobachter der Welt, geringern Werth auf Formen legt, größern auf den sie beseelenden Geist; geringern auf das Werkzeug, als auf die Hand, die es führt: das versteht sich von selbst. Gerade indeß, in so fern Lichtenberg zu jener seltnen Classe gehörte, hört man seine Meinungen auch über Gegenstände dieser Art mit Vergnügen, wiewohl der Mann vom Fache, der detaillirte Vorschläge sucht, wie das künstliche Triebwerk praktisch zu verbessern wäre, hier weniger seine Rechnung finden wird. Aus S. 255. sieht man, daß L., obwohl er dergleichen Gedanken zunächst für sich, zur künftigen Verarbeitung niederschrieb, dabey doch auch an Leser gedacht hat: wenn gleich von einem großen Theile gilt, was S. 306. steht: „Man fand in Sterne's Nachlaß eine Menge flüchtiger Bemerkungen ꝛc. Das waren Einfälle, die ihren Werth erst durch die Stelle erhielten. Hier werden Farben gerieben, hätte Sterne auf den Titel seiner Collectaneen setzen müssen."

Die pädagogischen Bemerkungen S. 194. f. erinnern oft an England. Eben so die litterärischen S. 258. f. und die ästhetischen S. 325. f., die größtentheils von einerley Gehalt sind. Man findet hier eine Menge von eigner Erfahrung abgezogener

Regeln; treffliche praktische Beyträge zur Kunst zu denken und zu schreiben. Ueberall Empfehlung des Selbstbeobachtens und Selbstdenkens im Gegensatz unfruchtbarer Belesenheit und todter Büchergelehrsamkeit; häufige Einschärfung des Niederschreibens jedes eignen Gedankens, überhaupt einer wohlgeordneten Geistesökonomie. Nur selten wird man durch Lichtenberg's Antipathie gegen Männer von entschiednem Verdienst, wie gegen Klopstock, Zimmermann rc., oder gegen Dinge, die er nicht gehörig kannte, wie den deutschen Hexameter S. 343. f., in seinem Vergnügen über den unbefangnen Geist gestört. Ich verweile lieber, wo der letztere sich zeigt, und freute mich z. B. der von aller Pedanterey entfernten Urtheile über gewisse Studien und Anstalten, die doch zu Lichtenberg's Lieblingswissenschaften gehörten, in Vergleichung mit andern ihm nöthiger scheinenden, wie S. 312, 313, vergl. S. 199. Doch irre ich wohl nicht, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß Lichtenberg's Unbefangenheit vortheilhafter erscheint in allem, was vor den Richterstuhl des Verstandes gehört, als in dem, worüber der Geschmack spricht. Hier fehlte es ihm in der That an Vielseitigkeit. In Sachen des Geschmacks erscheint er meist nur dann vorzüglich, wenn und in so fern sie von Richtigkeit des Verstandes, Schärfe des Beobachtungsgeistes, und der ihm eignen

Gabe des Witzes gefaßt werden können. — S. 342. findet sich eine artige, der Ausführung werthe Idee zu einem reichhaltigen Lehrgedichte, betitelt: die Bibliogenie.

Noch stößt man auf Bemerkungen über Sprache und Orthographie S. 314.: meist Spöttereyen über die von Klopstock vorgeschlagene Art zu schreiben. — Lustige und satyrische Einfälle und Bemerkungen S. 351. f. darunter auch ein Paar Fabeln. — Witzige und komische Ausdrücke und Vergleichungen S. 375. Von diesen Rubriken gilt ungefähr dasselbe, was beym ersten Bande. Einige Stellen würden die Herausgeber hier nicht aufgenommen haben, wenn sie frischer von der Lectüre seiner sämmtlichen gedruckten Schriften hergenommen wären. Z. B. der Einfall, die Frauenzimmer, ihrer langen Kleidung halber, mit Paradiesvögeln zu vergleichen (S. 376.), ist schon benutzt in der Erklärung des Hogarth (II. Lieferung S. 288.) in The Harlots Progress. Eben so die Anekdote von Mr. Twiss S. 421. schon das. III. Lief. S. 43, in der Erklärung von The Rake's Progress. — Urtheile und Bemerkungen über die Charaktere verschiedener Völker S. 380. U. a. ein Paar über die Engländer, eine Nation, welcher des Verfassers eigne Bildung selbst so viel verdankte. — Zum Andenken an Verstorbene S. 386.:

an einige seiner Bekannten, besonders den Göttingischen Professor Meister. — Die guten Rathschläge und Maximen, S. 592. f. gehörten sämmtlich unter die schon oben da gewesenen Rubriken moralischer und litterarischer Bemerkungen. Ueberhaupt hätten die Herausgeber leicht größere Sorgfalt auf die Anordnung und Zusammenstellung der Fragmente unter bestimmtere Abtheilungen wenden können. Am Ende liegt freylich so viel nicht daran. — Vorschläge S. 409. f. — Allerhand S. 417. f.

Von eignen, gelegentlich angebrachten Wörtern und Ausdrücken Lichtenberg's merkte sich Rec. an: Empfinder S. 27.; „ein Mann von edlem hohen Sinn, in Gang und Styl von recht krönungsmäßigen Wesen" S. 191.; etwas aus Ultracrepidamie thun, S. 379.

Von Lichtenberg's auch sonst bekannten Plan eines neuen physikalischen Compendiums, dessen die Vorrede S. XI. mit einem Wort erwähnt, wünscht man bald mehr zu hören. Aus derselben erfährt man auch, daß eins seiner Lieblingsprojekte seit 1785 ein satyrischer Roman, und dessen Held ein doppelter Prinz (zwey zusammengewachsen) war. Sollte dieser projektirte Roman wirklich von dem S. XII. erwähnten satyrischen Gedicht verschieden ge-

wesen seyn? Ich zweifle. Der angeführte Grund ist wohl nicht entscheidend.

Zum Schluß zwey Wünsche. Möge uns die Verlagshandlung eine vollständige, möglichst correcte Sammlung der schon gedruckten zerstreueten Schriften Lichtenbergs bald geben! Schon für diese Lieferung des Ungedruckten ist man ihr, und noch mehr den beyden Gelehrten, die sie besorgten, verbunden. Lichtenberg war ein Schriftsteller, bey welchem der Sinn für das Natürliche, einzig Richtige, neben dem Hange zum Gesuchten, Raffinirten sich auf eine seltne Weise zusammenfand; auf ähnliche Art, wie bey Lessing der geradeste, gesundeste Verstand (und zwar bey ihm immer decisiver, als bey dem limitirenden Lichtenberg) neben dem Raffinement in Ausdruck und Wendung. Nun waltet in diesen zerstreueten Blättern, wo es so gar nicht auf Ründung, Abglättung und Schimmer, so gar nicht auf künstliche Zusammenstellung abgesehn war, das Natürliche entschiedner vor, als z. B. bey Darstellungsweise und Ausdruck in der Erklärung des Hogarth. Wohl aber möchte ein reiner, unverwöhnter Geschmack dem ganz beystimmen, was jener unbewölkte Geist in den Nachrichten von sich selbst (Th. I. S. 37.) sagt: „Nachdem ich vieles menschenbeobachterisch und mit vielem schmeichelhaften Gefühl eigener Superiorität aufgezeichnet und in noch feinere Worte gesteckt

hatte, fand ich am Ende, daß gerade das das Beste war, was ich ohne alle diese Gefühle so ganz bürgerlich niedergeschrieben hatte."

Mein anderer Wunsch ist: Mögen die Lichtenbergischen Papiere und Tagebücher sorgfältig aufbewahrt werden! Sollten sie nicht einen Platz in der Göttingischen Bibliothek verdienen? Unfehlbar würde Mancher noch manches Interessante herausfinden. Sollten nicht überhaupt die öffentlichen Bibliotheken Deutschlands mehr, als bisher, für Aufbewahrung der nachgelassenen Papiere seiner vorzüglichsten Köpfe sorgen? Sollten dergleichen litterarische Schätze nicht wenigstens eben so viel werth seyn, als die gewöhnlichen Zierden öffentlicher Büchersammlungen: Codices in vielfachen Abschriften vorhandener Autoren, wodurch oft kaum ein Paar Schreibfehler berichtigt werden?

V.

Herodis Attici quae supersunt; annotationibus illustravit Raphael Fiorillo etc. Lipsiae, 1801.

(Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)

Wir müssen noch von der Einrichtung dieser Ausgabe und dem, was sie eigenthümliches enthält, Nachricht geben. Auf die Vorrede und ein Sendschreiben des Hrn. Geh. Justiz-Rath Heyne, von welchem wir weiter unten sprechen wollen, folgen biographische und litterarische Nachrichten vom Herodes Atticus nach Hrn. Hofr. Eichstädts Bearbeitung in Fabricii Bibl. Gr. T. VI.: die Testimonia Virorum doctorum de Inscriptionibus Triopeis aus Visconti's Ausgabe; die Inschriften selbst, mit der lateinischen Uebersetzung gegenüber und den Varianten der Ausgaben nach Visconti; endlich der ausführliche Commentar von S. 49 — 170. In diesem hat der Vf. Salmasius und Visconti's Anmer-

kungen exzerpiert und mit vielen eignen, größtentheils grammatischen und philologischen Observationen vermehrt. Häufig sind Verbesserungen andrer Schriftsteller angebracht, so wie etwa ein Wort oder eine Redensart hierzu Gelegenheit gab. Eine ausgebreitete Belesenheit und Sammlerfleiß kann man hierbey nicht verkennen: und wenn man finden sollte, daß sich die lexikographischen Bemerkungen allzusehr gedrängt hätten, so wird man diesen Ueberfluß in der ersten Probeschrift eines jungen Humanisten leicht verzeihen können. Da diese Art von Anmerkungen aber weder einen Auszug, noch eine detaillirte Kritik erlauben, so wollen wir als Probe von dem Scharfsinne und den kritischen Talenten des Vfs. einige seiner gelegentlichen Verbesserungen anführen, deren Mittheilung wohl überhaupt die vorzüglichste Veranlassung zu diesem Werke gewesen ist.

S. 51. verbessert er, bey Gelegenheit der Bemerkung, daß oft η, ῃ und ει mit einander verwechselt worden, den Vers des Euripides Aegeus Nr. 3. εἰ μὴ καθέξεις γλῶσσαν, ἔσται σοι κακά statt καθέξῃς, welches nach εἰ nicht stehen kann. Eine ähnliche Vertauschung wird S. 65. in dem Fragm. des Sotades ap. Hermogen. de Ide. p. 317. bemerkt: σείων μελίην πηλειάδα δεξιὸν κατ' ὦμον. Hr. F. verbessert mit Glück: μελίην Πηλιάδα. Weniger gelungen ist ihm S. 68. die Verbesserung des sehr verun-

stalteten Anfangs eines Hymnus auf die Artemis, wo wir bloß ἐφίμερον ὕμνον ἱέναι statt ἐφ' ἵμερον für richtig und wahr halten können; gewiß haben die Worte ἴως ἀλλά τις (ἄλλα) statt ὅθιν ἀδε τις nicht einmal den Schein der Wahrheit. Dagegen ist S. 70. der Vers Pindars, in Villoif. Anecdot. T. II. p. 95. ἰάχει βαρύφθεγκτ' αν' ἀγέλαν λεόντων mit großer Zuverlässigkeit in βαρυφθεγκτᾶν ἀγέται λ. verändert: wodurch dieser Vers ein Beyspiel des Schematis Pindarici wird, welches das Substantiv in der mehrfachen Zahl mit dem Verbo in der einfachen verbindet. Dieses zu erläutern führte der Grammatiker ihn an. Eben so richtig schreibt der Vf. in einem Fragm. des Aristophanes (T. III. p. 236 ed. Br.) ἦ μὴν ἴσως σὺ καταπλαγήσει τῷ χρόνῳ statt ἡμῶν ι. σὺ καταπλαγήσῃ — worinne weder Sinn noch Sylbenmaaß ist. Dieselbe Art zu reden findet sich in den Nub. 862. ἦ μὴν σὺ τούτοις τῷ χρόνῳ ποτ' ἀχθέσει. Auch folgenden Vorschlägen glauben wir unsern Beyfall nicht versagen zu können: S. 89. ap. Athen. XV. p. 678. A. in dem Fragmente des Philetas (welches Hr. J. ohne hinreichenden Grund, für Verse eines Unbekannten erklären möchte) ἀμφὶ κόμαις εὐώδεον statt εὐώδεος. S. 111. ap. Athen. XIII. p. 595. F. ἔστιν δ' ὅπου μὲν ὁ κάλαμος πέφυχ' ὅδος statt πέφυκεν ὅδε. S. 117. Analect. Brunk. T. III. 'Αδεσπ.' DCCXVIII. λείψανον οὐ κάλλους

statt

statt καίλους, wofür Brunk εἴδους willkührlich aufnahm. Doch ist diese Verbesserung nicht Hrn. F. eigenthümlich, sondern von Visconti entlehnt. S. 134. ap. Athen. XI. S. 469. F. in einem Fragmente des Aeschylus: ἐπὶ δυσμαῖς σοῦ πατρός statt ἴσου. S. 135. Aristoph. Thesmoph. 225. οὐ γὰρ μὰ τὴν Δήμητρ' ἔτ' ἐνταυθοῖ μενῶ statt Δήμητρά γ' ἐντ. S. 162. in einem Fragment des Dionysius beym Athen. XV. p. 668. καὶ πρὶν ἐκεῖνον ἰεῖν, statt ἰδεῖν.

Dieses Verzeichniß von Verbesserungen, das wir vielleicht noch durch einige Anführungen hätten vergrößern können, wird hinreichend zeigen, daß es dem Verf. nicht an kritischen Scharfsinn fehlt. Bisweilen hat ihn dieser irre geführt, und er hat an einigen Stellen ganz offenbar fehlgegriffen. Aber es hat bis jetzt wohl überhaupt noch wenige Kritiker gegeben, die nicht bisweilen dem belustigenden Conjecturenspiel allzu sehr nachgehangen hätten. Dieses Spiel spielt gar leicht mit dem, der es treibt; es überall zu beherrschen, ist der Gipfel der kritischen Bildung.

Auf den Commentar zu den Inscriptionen folgt eine Diatribe in Herodis Jambographi Fragmenta. Dieser Herodes ist zwar von dem Redner verschieden; doch scheint die Gleichheit des Namens und der Umstand, daß er bisweilen mit jenem verwechselt worden, Herrn Fiorillo bewogen zu haben, die Fragmente sel-

ner Jamben hier abdrucken zu lassen. Den Beschluß macht die bekannte Rede des Herodes De Republica mit Reiskens Anmerkungen.

Der Herr Geh. Justiz-Rath Heyne hat diese Schrift, auf des Verfassers und Verlegers Wunsch, mit einem Sendschreiben begleitet, in welchem er über die nothwendigen Gränzen des kritischen Studiums ein Wort zu seiner Zeit sagt. Er leitet seine Bemerkungen mit einer Geschichte seiner eignen Studien ein, welche in eine Epoche fielen, wo junge Humanisten die kritische Verhesserung der alten Schriftsteller für das höchste Ziel geistiger Anstrengung hielten, und die großen Denkmähler des Alterthums fast in keiner andern Absicht lasen, als um verdorbene Stellen in ihnen aufzujagen. Die hohe Meinung, welche die meisten von diesem Geschäfte hegten, und die Verachtung, mit der sie auf andere Wissenschaften herabsahen, brachte bald die Philologie selbst in einen übeln Ruf und zog ihren Anhängern mannichfaltige Unannehmlichkeiten zu. Ausgestorben sind jene Gesinnungen noch nicht überall, und da sie offenbar den Gesichtspunkt verrücken, aus welchem das Studium des Alterthums betrachtet werden muß, so ist es gewiß nicht unnütz von Zeit zu Zeit auf das wahre Ziel hinzuweisen, und der Kritik, dadurch daß man ihre Gränzen gehörig beschränkt, eine wahre und dauerhafte Achtung zuzusichern.

Dieses ist die Absicht des treflichen Vfs. in diesem Sendschreiben; so wie es das Geschäfte fast seines ganzen Lebens gewesen ist, den Zweck der Philologie und ihr Verhältniß zu andern Wissenschaften aus einem höhern Gesichtspunkte zu bestimmen, als gewöhnlich zu geschehn pflegt. Er unterscheidet die verschiedenen Zweige der Kritik und bestimmt die höhere oder niedrigere Würde eines jeden derselben. Vorzüglich beherzigungswerth ist folgende Stelle: „Ich wünsche vor allen Dingen, daß diejenigen, die sich mit der Kritik der alten Schriftsteller beschäftigen wollen, es nicht zu ihrem Hauptzwecke machen, die Fehler der Lesart aufzuspüren: denn es ist ohne Zweifel besser, alle seine Geisteskraft aufzubieten, um die Gedanken und Sachen, welche bey den Alten vorkommen, recht zu erklären und zu fassen, daraus seinen Ideenvorrath zu bereichern und richtig zu ordnen; und wenn man hierbey auf Fehler der Abschreiber oder des Schriftstellers stößt, so bemerke man sie und biete seinen Scharfsinn auf, um sie zu verbessern. Dieß ist die Gattung von Verbesserungen, welche einen wahren und dauerhaften Ruhm erwirbt. u. s. w.

VI.

Ludwig Hefs, Landſchaftsmaler. Von Johann Heinrich Meyer. Zürich, bey Orell, Füſsli et Comp. 1800. IV. und 100 S. 8.

Ludwig Heß, einer der beſten Landſchaftsmaler unſrer Zeit, der vorzüglichſte Maler der Helvetiſchen Alpen, wurde in Zürich 1760 geboren. Sein Vater trieb das Fleiſcherhandwerk. Anfangs ſollte der jüngere Bruder das Handwerk fortſetzen, Ludwig aber Kaufmann werden. Zu dieſem Zweck bekam er einen Hauslehrer. Früh lernte er die franzöſiſche und italieniſche Sprache; Livius und Tacitus kannte er wenigſtens aus Ueberſetzungen.

Kaum fing er an zu ſtammeln, ſo bat er ſeine Wärterin, ihm Bäumchen oder Vögelchen vorzuzeichnen. Schon als Knabe zeichnete er halbe Nächte durch, wenn man ihn ſchlafend glaubte.

Als er etwa im vierzehnten Jahre war, wurde ſein Bruder kränklich. Nun beſtimm-

ten die Eltern unsern Ludwig zum Fleischerhandwerk. Da er dabey mehr Muße zum Zeichnen zu gewinnen hofte, als auf dem Comtoir, so ließ er's sich gern gefallen. Gerade diese Mischung von mechanischem Berufszwang und Uebung seines Talents, brachte jenen ausdauernden Muth hervor, eine hohe Stufe der Kunst zu erklimmen. Auch in diesem Fall reizten Schwierigkeiten und Widerstand das Genie. — Sein Großvater mütterlicher Seite wohnte in einem Landstädtchen in der Nähe eines Eichwaldes. Hier irrte der Jüngling oft in dem Schatten majestätischer Bäume einsam umher, und stärkte sein unverdorbenes Gefühl für die Schönheiten der Natur. Hier war's, wo er zuerst versuchte, nach der Natur zu zeichnen. Sein Vater war Liebhaber des Fischfangs. War er mit der Berufsarbeit seines Sohnes zufrieden, so nahm er ihn mit im Kahn auf den nahen See. Indeß der Vater angelte, betrachtete der Sohn den schönen Farbenton der fernen Alpen, oder den Wiederschein in der glänzenden Fluth, wenn Bäume und Schilf im Gold der sinkenden Sonne glühten. Er besaß Brockes Gedichte, Geßner's Idyllen, Thomson's Jahrszeiten und Kleist's Frühling. Gewöhnlich nahm er eins dieser Bücher mit auf die Spazierfahrt.

In demselben Jahre, als er auf seines Vaters Zureden das Fleischerhandwerk zu erlernen

anfing, machte er für sich Versuche im Oelmalen. Was ihm jenes Handwerk erträglich machte, war die Verbindung mit dem Viehhandel. Dieser erfoderte öftere Reisen zu den Senner auf den Alpen. Den Knotenstock in der Hand, den Geldgürtel um den Leib, einen treuen Hund zum Begleiter, bestieg er nie ohne geheimes Entzücken die Gebirge seines Vaterlands. Sein Rechenbuch über das eingehandelte Vieh war auch sein Zeichenbuch. Wenn ihn der vorgeschriebene Weg nicht allzuweit abführte, klimmte er auf die steilsten Gebirge, zu Felsenhölen und Wasserfällen, verloren im Anschauen der großen Natur, fühlend seinen Beruf, ihr Maler zu werden.

Sein Unmuth, nur als Nebensache und Spielwerk treiben zu können, was er mit ganzer Seele zu treiben wünschte, konnte seinen Eltern am Ende nicht verborgen bleiben; zumal, da er zu kränkeln anfing. Nun erst gaben sie seinem Hang zur Kunst etwas mehr nach; doch immer unter der Bedingung, daß das Nützlichere (das Handwerk) dem weniger Nützlichen vorgezogen würde.

Heß war im achtzehnten Jahre, als er den braven Landschaftsmaler, Heinrich Wüst, kennen lernte, der seine Wißbegierde in Absicht der Zubereitung der Farben und der Behandlung des Pinsels befriedigte. Er kopirte einige Gemälde von Wüst, und wagte sich dann an

eigne Erfindungen. Unter Wüst's Schülern wurde der in der Blüthe seines Lebens verstorbene Heinrich Freudweiler sein vertrautester Freund. Oft malten sie zusammen ganze Tage in Wäldern und Thälern. Die wichtigste Bekanntschaft für ihn aber war Salomon Geßner's. Dieser weckte durch sein Gespräch und seine Landschaften in ihm den höhern Sinn für die Kunst. Diese Epoche war für Heßens Entwickelung die merkwürdigste. Gab er gleich sein Handwerk nicht auf, so waren doch seine Spaziergänge und Reisen vorzüglich dem künstlerischen Studium der Natur geweiht. Selbst bey der Schlachtbank fand er Stoff für seine Kunst. Da zeichnete er Hornvieh nach der Natur. Oft trug er Köpfe von Ziegen und Schaafen nach Hause, um nach ihnen in Oel zu malen. So malte er einst mit Meisterhand nach der Natur einen Ochsenkopf in Lebensgröße.

Frühe schon wünschte er eine Reise nach Rom. Der kindlichen Liebe zu seinem Vater opferte er eine sehr günstige Gelegenheit zur Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches auf. Der alte Vater fühlte den Werth des ihm dargebrachten Opfers, und saß nun oft ganze Abende neben des Sohnes Staffeley, mit Freude an den Gemälden.

Allmählich erregte der seltne Fleischer durch seinen Pinsel Aufsehn. Bodmer und Lava-

ter priesen ihn den Fremden. Sein Ruf verbreitete sich auch ins Ausland. Fremde und Einheimische bestellten Gemälde. Nun konnte er seine Zeit beynahe ganz für die Kunst verwenden, und nach Gefallen auf malerische Reisen, nicht nur innerhalb der Grenzen seines Vaterlandes, sondern auch nach Oberitalien, gehn. Einst entriß ihn der Edelmuth eines Bergamasker Hirten einer Todesgefahr, S. 31.

Jetzt suchte der Vater den jungen Mann durch ein stärkeres Band an seinen Geburtsort zu knüpfen. Er selbst hatte noch nie ans Heirathen gedacht. Seine brennende Liebe zur Kunst verschlang jede andere Neigung. Den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht hatte der stille Jüngling bis dahin geflohn. Des Vaters Rath bewog ihn endlich zur Auswahl einer Gattin. Heß wählte glücklich, und verband sich 1790 mit Barbara Wegmann. Er fand bey ihr sein eignes zartes Gefühl für die Schönheiten der Natur, und Sinn für Einfalt der Sitten und stille Freuden.

Mehrere Schweizerreisen folgten, die der Verf. S. 35 f. beschreibt. Wir zeichnen hier nur zweyerley aus. Den Staubbach im Grindelwald fand H. kaum so schön, als die ungleich weniger berühmten Wasserfälle im Glarnerland, den Fetschbach und den Schreyenbach (S. 38.). Bey Chamouny zeichnete er den

Montblanc. „Noch nie ist wahrscheinlich dieß berühmte Gebirge mit seinem blendenden Eismeer so schön und würdig dargestellt worden, wie nachher durch Hessens Pinsel. Dieß Gemälde kam an Hrn. Douglas in London."

Am 8. September 1794 reiste er, von seiner treflichen Gattin selbst dazu ermuntert, in Gesellschaft des Amtmann **Keller** über Mailand und Florenz nach Rom. Schon im November kam er über Livorno nach Zürich zurück. S. 41 — 54 findet man Hessens Nachrichten von dieser Reise mit seinen eignen Worten. Da er sie fast ausschließend in Rücksicht auf Landschaftsmalerey anstellte, und innerhalb der wenigen Wochen, daß er in und um Rom war, vom Morgen bis zum späten Abend herumwanderte, so war es ihm möglich, auch in einem so beschränkten Zeitraum seinen Hauptzweck zu erreichen. Er hing zu innig an Weib und Kind und seinen über alles theuern Schweizergebirgen, um lange entfernt seyn zu können. Hier nur ein Paar Stellen aus seinen Nachrichten: S. 44. „In der St. Lorenzkirche (in Florenz) sahen wir eine unbeschreiblich schöne Gruppe, Figuren von M. Angelo in weißem Marmor, das Grabmal eines jungen Helden aus dem Hause Medicis. Er ist in römischer Kriegsrüstung vorgestellt, sitzend mit stützenden Armen, als wenn er sein Tagewerk überdächte. Dieß hat mich unbeschreib-

lich gerührt." Nachdem er die Antikensammlung in Florenz gesehn hat, sagt H. S. 45: „Nun jezo sehe ich einmal mit leiblichen Augen, daß die Griechen doch die größten Menschen waren. Ich weiß nicht, was ich dir von meiner Empfindung beym Anblick dieser lebendscheinenden Marmorbilder sagen soll. Ich glaubte bis dahin immer, man übertreibe die Beschreibung; aber ich sehe, daß da nicht gut beschrieben ist. Könnt' ich doch sagen: Komm und siehe!" — S. 48 „Die St. Peterskirche sah ich mit Erstaunen, doch viel besser gefiel mir die edle Simplicität der Rotonda." — S. 49 „Im Pallast Colonna sah ich einen Claude Lorrain, den ersten, der mir ganz gefiel." — Die Gegend von Tivoli fand auch er äußerst interessant, voll malerischer Schönheiten. S. 50 „Beym Sibyllentempel steht es aus, als wenn Natur und Menschenhände alle ihre Kunst erschöpft hätten, ein bizarres, wunderliches Gemälde zu schaffen. Besonders sind die mit Moos, Epheu, Aloe, Weinreben dicht überwachsenen Felsen wunderbar gestaltet, durchlöchert und Tropfsteinartig in Zapfen gewachsen, wo dann der Anio-Fluß in verschiedenen Armen stäubend hervorstürzt. Sonst sind die Gebirge herum erstaunlich kahl. Man würde heut zu Tage die Haine Tiburs vergeblich suchen, es wären denn hie und da die zerstreuten magern Olivenbäume, die, bis die

Sonne untergeht, keinen Schatten gewähren. Ich habe ein Paar Aussichten bey Horazens Villa gezeichnet. Wir machten einen Ritt recht à la Donquichotte auf Eseln, die man hier Pferde nennt. Mein Gefährte gallopirte mit seinem Sonnenschirm voraus, und ich hinterdrein mit der Brille auf der Nase, der Pfeife im Mund, und dem Portefeuille unterm Arm. Die Esel waren kaum so hoch als ein Tisch." — Am meisten entzückte ihn die ungewohnte Aussicht auf das Meer.

Man erkennt aus diesen Auszügen hinlänglich Hessens Art der Ansicht. So kurz die italienische Reise dauerte, war sie doch auf seine Kunst nicht ohne bedeutenden Einfluß. So wohl Claude Lorrain als Poussin, jener durch die herrliche Färbung der Fernen, dieser durch die Poesie in seinen Compositionen, erwärmten ihn von neuem. Wie leicht ihm jetzt vor seiner Staffeley alles von der Hand ging, darüber gibt Hessens Schülerin, Mademoiselle Chatelain von Vewey, folgendes schöne Zeugniß: „Ich weiß kaum, wie Heß seine Gemälde verfertigte. Ich sah durch seinen Pinsel blos die Pflanzen aufleben, die Berge sich erheben, ich hörte das Rauschen seiner Wasserfälle, es war mir, als ob mich die Kühle seiner Thäler erquickte; mit einem Wort, ich sah die Natur auf der Leinwand in verjüngter Gestalt hervorgehn: aber alles dieß

schien sich wie durch Zauberey zu entwickeln. Man sah den Künstler nicht, aber wenn das Gemälde vollendet war, so sah man den Menschen, der dieß geschaffen hatte. Er schien sich selbst kaum mit seiner Arbeit zu beschäftigen, so leicht ging ihm alles von der Hand. Oft, wenn ich, neben seiner Staffeley sitzend, alle meine Aufmerksamkeit über die Schwierigkeiten, die er besiegte, anzustrengen mich bemühte, erzählte er mir politische Neuigkeiten, sprach über das Schicksal seines Vaterlandes, die Uebel des Krieges, unterhielt mich von dem Glücke seines stillen häuslichen Lebens, während die Leinwand sich selbst zu beleben schien. Ich hatte einige Male das Glück, Heß componiren zu sehen. Er warf mit Schnelligkeit seine Ideen hin, aber er verband immer mit großer Ueberlegung die Theile mit dem Ganzen... Gewöhnlich legte er eines seiner Studien zum Grund, die er auf gefärbtes Papier, mit heller Farbe aufgehöht, oder in Oel nach der Natur gemalt hatte."

In den letzten Jahren, zumal im letzten, suchte er in seinem stillen Arbeitszimmer den Kummer über das traurige Schicksal der Schweiz zu vergessen. Zu politischer Thätigkeit sich zu drängen, davon war er weit entfernt. Doch konnte er unter der alten Ordnung der Dinge nicht vermeiden, daß er in den großen Rath aufgenommen wurde.

Von Jugend auf ernst und still von Charakter, einfach und natürlich in Sitten und Kleidung, offen und traulich im Kreise der Freunde, bescheiden, gegen fremdes Verdienst gerecht, seine Kenntnisse gern mittheilend, Schmeichler hassend, wurde er von allen Guten geliebt, von Niemand eifersüchtig verfolgt. In Gefahren, dergleichen bey seinen Reisen auf Bergen und Seen ihm manchmal aufstießen, war er unerschrocken und besonnen. Das häusliche Leben des Gatten und Vaters betrachtete er als das höchste Glück des Sterblichen; tägliches Wachsthum an innern Kräften zur Erfreuung des bessern Theils der Menschen als seine wahre Bestimmung. Von zwey geliebten Knaben überlebte ihn einer. Er selber starb, für die Kunst und für die Seinigen zu früh, den 13. April 1800.

So weit die Biographie von Ludwig Heß. Sie ist gut geschrieben, und erweckt nicht blos für den Dargestellten Hochachtung. Auf Helvetismen, wovon auch die bessern Schriftsteller der Schweiz nicht leicht frey sind, stößt man nur selten. Vorgesetzt ist eine Elegie von J. G. S. S. Das Metrum ist oft vernachlässigt. So kommen ein Paar Mal seynsollende Pentameter vor, wie:

Daß seines Blickes Flamm alle Farben verklärt —

und S. 4. ein Hexameter mit sieben Füßen:

Als das eidesgenössische Land in seinen Reizen noch blühte.

Doch sind auch ein Paar recht gute Stellen darin, wie:

Unglückselige Schweiz! Dich konnte dein Genius nicht mehr
Retten, wie stark er dich liebt, weil das Verhängniß es wehrt.
Aber er wollte dich doch im Bild noch erhalten, Geliebte!
Und er begeisterte Heß: Siehe, da ward es das Bild!

— — und:

Fremdling! in Hessens Gemälden durchwandre die Höhen und Thale,
Willst du das Schweizerland sehn, wie es noch Schweizerland war.
Und dann weine dem Bildner die Thräne der dankenden Sehnsucht;
Siehe! der Frühling bekränzt Ihn nicht, bekleidet sein Grab.

Noch lieber war uns das vorgesetzte Portrait des Künstlers, treu gezeichnet und sehr brav gestochen von H. Lips. Der Schweizer Biedermann, der stille, ernste, gefühlvolle Künstler ist's. Noch ist eine Vignette, radirt vom Verf. nach einem kleinen Landschaftsgemälde von Heß, eine passende Zugabe.

Von S. 71 — 100 folgt ein lehrreicher Anhang für Künstler, worin der Verf., Hessens vieljähriger Freund, theils nach eignen Beobachtungen, theils nach denen seiner übri-

gen Bekannten, besonders seiner Schülerin Chatelain, über das Kunsttalent und die Arbeiten des Verstorbenen sich verbreitet. Richtig scheint die Bemerkung: Was Hessen zu einem so getreuen Schüler der Natur machte, war gerade der Mangel an Gelegenheit, anfangs sich nach andern Mustern als nach ihr auszubilden. Sie machte frühere Eindrücke auf ihn, als ihre bloßen Nachahmungen. Daß der originelle Landschaftsmaler sich so am besten bilden wird, wenn die ihn umgebende Natur gerade ein Helvetien ist, leidet keinen Zweifel. — Doch war H. nicht ihr sklavischer Kopist. Man erkannte das Bild nicht um der Warze willen, die es an der Nase trägt, sondern weil der individuelle Geist und Charakter des Originals aus allen seinen Zügen hervorleuchtete. Unvollkommenheiten, womit Geschmacklosigkeit der Menschen oder Kränklichkeit verdorbener Natur das Bild verunstaltet hatten, ließ er weg. Am liebsten wählte er Gegenstände, wo die Natur in ursprünglicher Reinheit sich darstellt, wie die ewigen helvetischen Alpen. Er strebte nach Einheit in seinen Gemälden. Er pflegte zu sagen: Ich halte es mit dem Gedanken, den ich ausdrücken will, wie mit der Beleuchtung, und suche nur einen großen Haupteffekt zu erreichen; daher ich diesem manchen Detail aufopfere, der das Interesse doch nur theilen und

zerstreuen würde. — Man soll, sagte H. oft, es einer Composition nie ansehen, daß es eine Composition ist. Ich höre es lieber, wenn man mich nach der Gegend fragt, wo diese Landschaft aufgenommen worden.

Ueber seine hieroglyphischen Skizzen und über den mechanischen Theil seiner Arbeit mag der lernbegierige Kunstfreund Hrn. Meyer selbst hören S. 81. f.

Zur Charakterisirung seiner Gemälde heben wir noch eine Stelle aus dem Helvetischen Almanach von 1800 aus: „Er übertreibt niemals den Effekt, weder in der Zusammenstellung der Massen, noch in der Beleuchtung. Jene ruhige Heiterkeit des Gemüths, jene nicht brausende und strudelnde, sondern sanft erwärmende und eben darum auch länger dauernde Begeisterung, jener dem echten Kunstgenie eigene Fleiß, der alle Theile des Ganzen mit gleicher Liebe umfaßt, und, ohne der Totalwirkung im geringsten Eintrag zu thun, mit Stetigkeit und Genauigkeit ausführt, und besonders seine Reinheit und Sauberkeit des Pinsels, die heut zu Tage so viele aus Geniesucht vernachläßigen, zeichnen die Arbeiten dieses Künstlers aus.“

Seine sehr zahlreichen Arbeiten sind in Deutschland, Frankreich, England, Rußland und die Schweiz zerstreuet. Mehrere der schönsten Oelgemälde besitzt Hr. Douglas in London,

den, Madame Brun in Kopenhagen und die Wittwe des Künstlers.

Von seinen Zeichnungen, und deren eigner Manier s. S. 91. Von seiner Malerey en Gouache (mit deckenden Wasserfarben) S. 93. Die wichtigste Sammlung von Hessischen Zeichnungen und Gemälden en Gouache besitzt der Pfarrer Veith in Andelfingen. Seine Studien verwahrt seine Wittwe.

In den letzten zwey Jahren seines Lebens ätzte er auch in Kupfer. Von S. 95 ein Verzeichniß seiner Blätter, die theils ganz radirt, theils in Aqua tinta gearbeitet sind. Seine letzten Arbeiten dieser Art sind zwey Blätter, deren Ertrag er zur Unterstützung der Kriegsbeschädigten seines Vaterlands bestimmte. Alle diese Blätter findet man in der Füßlischen Kunsthandlung in Zürich.

Druckfehler im 64. Bd. 1. St.

S. 6. Z. 8. ist zu lesen weise — S. 7. Z. 4. größern — S. 8. Z. 3. statt leichten l. lichten — S. 9. Z. 5. Ruhmes — S. 11. Z. 12. statt Streites l. Neides — S. 18. Z. 30. l. Bernoulli's — S. 36. Z. 9. l. Elektrologie. Daselbst Z. 10. l. Hygrometrie — S. 32. Z. 28. st. es l. er — S. 76. Z. 23. Epikureer — S. 77. Z. 21. st. Au l. à — S. 78. Z. 3. st. stehn l. stehe. Das. Z. 4. st. Anekdoten l. Anekdote — S. 80. Z. 2. l. chauffoir. — S. 157. Z. 26. seinen.

Neue Schriften
für
die Jugend
im Verlag der Dykischen Buchhandlung zu Leipzig.

Abriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, in Sprüchen; mit beygefügten Erläuterungen. Zunächst für die Kinder in der Wendlerischen Freyschule. 15 Bogen. 8. 10 Gr.

Schullehrer erhalten 12 Exempl. für 3 Thlr. in Sächs. Gelde. Außer dem eigentlichen Spruchbuch, welches mit den Erläuterungen 104 S. beträgt, findet man Anreden an Kinder, um ihnen richtige Begriffe von den Glaubensartikeln, dem Gebet, der Gesetzgebung Mosis, der Religion Jesu, von der Taufe, Beichte, vom Abendmahl u. s. w. beyzubringen: ferner Gebete und Lieder; auch für den Lehrer einen Leitfaden zum christlichen moralisch-religiösen Unterricht. Angehängt ist das Nöthigste aus der Rechenkunst.

Die Hauptlehren Jesu und die Geschichte seiner letzten Leiden; nach den Evangelisten Matthäus, Lucas und Johannes. Nebst dem darauf begründeten Religionssystem des Apostel Paulus. Zum Behuf für Schulen. 9 Bogen. 8. 7 gr.

Die ausgehobenen Kapitel sind: das 5te, 6te und 7te von Matthäus, das 6te, und 13te bis 24ste von Lucas, das 13te bis 21ste von Johannes. Da diese Kapitel doch nothwendig mit allen Kindern, die zum Abendmahl vorbereitet werden, öfters müssen gelesen werden; so schien es ein Bedürfniß zu seyn, sie nach der besten neuen Uebersetzung abdrucken zu lassen: durch eine solche Uebersetzung wird auch dem Lehrer das Erklären des Inhalts erleichtert. Noch hat man für denselben beygefügt: 1) das Paulinische Lehrgebäude in einigen Grundzügen von Herrn D. Seiler dargestellt; 2) nach Scherer und Droysen einen Inbegriff

der Lehre Jesu, wie solche Christenkindern vorzutragen seyn dürfte, da der Paulinische Vortrag an zum Christenthum übertretende Juden und Heiden gerichtet war, und folglich nicht ganz anwendbar bey Christenkindern ist. Angehängt ist ein Gebet für Kinder, welche die Schule verlassen. Einige Worterklärungen finden sich als Zugabe. — Um das Anschaffen dieser Schrift in Schulen zu erleichtern, werden 12 Exempl. immer für 2 Thlr. Sächsisch verkauft.

Lesebuch. Zunächst als Weihnachtsgeschenk für fleißige Kinder in der Wendlerischen Schulanstalt herausgegeben von J. G. Dyk. 2 Theile. 30 Bogen, nebst einem Kupferstich. 8. 1 Thlr.

Da dieß Lesebuch auch noch in spätern Jahren von denjenigen mit besonderm Vergnügen soll können gelesen werden, die daraus gut haben lesen und richtig denken lernen, so sind hiernach die Aufsätze gewählt und so geordnet, daß sie ein fortschreitendes moralisches Handbuch fürs ganze Leben bilden.

Robinson Krusoe. Neu bearbeitet von J. K. Wezel. 12. 12 Gr.

Robinsons Colonie, oder die Welt im Kleinen, von J. K. Wezel. 12. 16 Gr.

Ein ganz neues Werk; daher es auch für die Besitzer von Campen's Bearbeitung des alten Robinson Krusoe brauchbar ist, und Kindern, besonders Knaben, Lust zur Erlernung der allgemeinen Weltgeschichte machen wird.

Neue Unterhaltungen für Deutschlands Jugend. Erstes und zweytes Bändchen. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Das erste Bändchen enthält:

Eine Reise von Berlin nach Vorpommern und der Insel Rügen. Einzeln 20 Gr.

Das zweyte Bändchen:

Schnepfenthal und die umliegende Gegend. 16 Gr.

Allwin und Theodor; ein Lesebuch für Kinder. 8. (Erscheint in einigen Wochen.)

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Fünf und sechzigsten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1802.

VI.

T. Lucretii Cari de rerum natura libros sex, ad exemplarium MSS. fidem recensitos, longe emendatiores reddidit, commentariis perpetuis illustravit, indicibus instruxit et cum animadversionibus Ric. Bentleji, non ante vulgatis, aliorum subinde miscuit Gilb. Wakefield. Londini, impensis editoris, typis A. Hamilton. Vol. I. XXXIV. und 382 S. 1796. Vol. II. 407 S. 1797. Vol. III. 396 S. und 12 Bogen Register, gr. 4.

T. Lucretii Cari de rerum natura libri VI. ad optimorum exemplarium fidem emendati. Cum R. Bentleji animadversionibus, G. Wakefieldi praefationibus et commentariis integris caeterorumque interpretum praestantissimorum observationibus selectis edidit, suas notas et indices copiosissimos adjecit Heinr. Car. Abr. Eichstädt Vol. I. Prolegomena, tex-

tum poëtae et indicem verborum complectens. Leipzig bey Wolf. CXLIX. und 648 S. 1801. gr. 8.

Lukrezius Gedicht von der Natur ist eines der schätzbarsten Denkmäler des Alterthums. Es ist das älteste didaktische Gedicht der Römer, der einzige Repräsentant der Poesie, des Versbaues und der Sprache aus der frühern Periode der römischen Cultur, der erste, nachher vom Cicero auf die Prosa übergetragene, Versuch, die philosophischen Ideen der Griechen in ein lateinisches Gewand zu kleiden und eine lateinische philosophische Sprache zu schaffen, ein treues Gemälde des theoretischen Theils der Epikurischen Lehre. „Lukrezius, schrieb Johannes Müller in seiner Jugend in den Briefen an Bonstetten (Deutsches Magazin 1799 Jun. S. 656), ist ein großer Mann und Lehrer vieler Wahrheiten; in seinem Gedicht ist die älteste Einfalt und viel Hohes und Schönes." Er wurde daher auch von seinen Landsleuten in hohen Ehren gehalten, und ist noch itzt die Bewunderung aller, die sich auf die Schätzung von Talenten verstehen. Nur Mönche und Priester haben vor ihm als dem Lehrer einer Seelen- und Sittenvergiftenden Philosophie gewarnt, Anti-Lukreziusse gegen ihn empfohlen, Uebersetzungen desselben zu un-

terdrücken gesucht, oder doch die Uebersetzer genöthigt, das Werk in ihren Verdeutschungen zu castriren und durch beygefügte Widerlegungen, wie sie wähnten, unschädlicher zu machen.

Unter den neuern Herausgebern des Lukrez befinden sich brave und gelehrte Männer; aber er hat auch das Unglück gehabt, in die Hände so verwegner und unbesonnener Kritiker zu fallen, die den Text auf eine unglaubliche Art entstellt und verfälscht haben. Ihn in einer würdigern Gestalt auftreten zu lassen, war die Absicht des Hofr. Eichstädt in Jena. Während er damit umging, erschien die neue Bearbeitung des Dichters von einem der muthigsten und kecksten Kritiker unsrer Tage, Gilbert Wakefield. Dieser Mann, berühmt durch große Belesenheit in den Alten, durch eine beyspiellose Fruchtbarkeit an Conjecturen, durch eine an sinnreichen und witzigen Combinationen reiche Einbildungskraft, und — berüchtigt durch viele übereilte, der Sprache und dem Sinne widersprechende kritische Einfälle, durch hohe Selbstgenügsamkeit, durch schnöde Abfertigung der Andersdenkenden und Kampflust, und durch ein barbarisches, allen Regeln der Grammatik Trotz bietendes Latein, ein solcher Mann, mußte man denken, würde durch vorschnelles und willkührliches Emendiren des Lukrez nur die Anzahl der Kritiker vermehren, die dem

Dichter wenigstens eben so viel geschadet als genutzt haben. Allein Wakefield hat gezeigt, daß er bey anhaltendem, stetigem Fleiß und bey aufgewendeten langen Studium, sich von einem Theile der ihm anklebenden Fehler losmachen und etwas in seiner Art Vortreffliches leisten könne. Bey andern seiner Werke bewunderte man nur viele einzelne Blitze von Genie, Witz und Scharfsinn; hier erfreut man sich an einem durchaus mit Gelehrsamkeit, mit gründlicher und feiner Kritik und vieler philologischen Kenntniß behandeltem Werke. Er benutzte, außer den Lesarten der von den übrigen Herausgebern verglichnen Handschriften, noch fünf ungebrauchte englische Handschriften, deren Ausbeute sehr beträchtlich ausgefallen ist. Auch die ältern Druckausgaben des Lukrez zog er zu Rathe.

Auf eine schwankende Sage, daß Lukrez zuerst gegen das J. 1472 in Brixen bey Ferrand gedruckt worden, scheint er zu viel gebaut zu haben. Vielleicht fand ein Litterator einen alten Druck des Lukrez, dem ein andres Werk mit der Unterschrift am Ende: Bresciae per Ferrandum beygebunden war, welches er aus einem Irrthum, der schon so oft bey bibliographischen Untersuchungen vorgegangen ist, auch auf den in dem nehmlichen Band enthaltnen Lukrez bezog. Unter den herrlichen Zugaben, womit Wakefield seine Ausgabe be-

reichert hat, zeichnet sich eine nicht kleine Anzahl von Anmerkungen des größten Kritikers, Richard Bentley, aus, welche dieser bey der Lectüre des Dichters an den Rand seiner Handausgabe aufgezeichnet hatte; flüchtige Bemerkungen und Einfälle, wie sie ihm unter der Hand entstanden waren, größtentheils kritischen Inhalts. Der Herausgeber besitzt nur eine Abschrift davon, da der Enkel und Erbe Bentleys, R. Cumberland, den litterärischen Nachlaß seines Großvaters mit einer canina malignitas, wie sich Wakefield ausdrückt, bewacht, welche diese Schätze weder selbst benutzt noch andern gönnt. Der Her. spricht von diesen Randanmerkungen Bentleys im Ganzen mit hoher Achtung; er urtheilt mit Recht, daß an mancher Stelle Bentley's Genie wie durch eine höhere Eingebung das Wahre und Rechte entdeckt habe; er läßt sich manchmal von der Autorität dieses Coryphäus unter den Kritikern bestimmen, und er, welcher behauptet, daß es überall höchst wenige glückliche Verbesserungen der Gelehrten im Lukrez gebe, (Vix vel unus reperiretur criticorum doctrina celeberrimorum, qui felicem in eum conjecturam periclitatus sit) nimmt manche Verbesserung Bentleys getrost in den Text. Diese hohe Ehrfurcht für Bentleys Genie hindert ihn aber nicht, verunglückte Einfälle Bentley's, die, wo nicht übergangen,

doch kurz zurückgewiesen werden sollten, mit dem ganzen Nachdruck seiner kritischen Kraftsprache zu verurtheilen. Man lese nur, um seine Manier kennen zu lernen, was er über einen Vorschlag von Bentley bey 6,500 sagt: Nihil unquam vidi invenustius aut doctis hominibus indignius. Vix aliquid inficetius speravisses ab infimo grege sciolorum, in diversicoloribus sermonis poëtici leporibus prorsus hospitum. Mit rühmlicher Genauigkeit und Vollständigkeit verzeichnet Wakefield in seinem Commentar die Lesarten der Handschriften und Ausgaben, wiegt dieselben sorgfältig und scharfsinnig ab und bildet in den meisten Fällen nach ihnen, nicht nach Conjecturen, den Text. Denn so gern er ein angenehmes Phantasiespiel mit der Conjectural-Kritik, auch in diesem Werke, treibt: so läßt er sich doch von diesem Spieltrieb dießmal nicht beherrschen, sondern er beherrscht ihn; die Autorität der Handschriften ist ihm heilig; aus ihren Zügen liest er das Wahre oder Wahrscheinlichste heraus. Nur wo sie keine Hülfe geben oder zu geben scheinen, da erlaubt er sich, aber mit Mäßigung und selten, Conjecturen in den Text zu setzen. Doch zuweilen spielt ihm noch seine Einbildung den Streich, daß er eine seiner Verbesserungen für so sehr über allen Zweifel erhaben, so unverbesserlich und einleuchtend hält, daß er sie mit lautem Tri-

umphgeschrey in den Text einführt. Dieses unmäßige Selbstlob in allen seinen Schriften, auch in diesem Commentar, würde noch widriger seyn, wenn wir nicht wieder mit ihm durch die Aufrichtigkeit versöhnt würden, womit er sich selbst den Text liest, sobald er von seinen Verblendungen zurückkommt und die Blößen, die er so oft gegeben, entdeckt. So bekennt er itzt selbst von seiner Silva critica, daß sie zwar vieles Wahre und Gute enthalte, was nicht untergehen werde, daß er aber recht gut wisse, plurima in istis lucubrationibus inveniri, quae sint juveniliter temeraria, ἀπερισκέπτως prorsus et homine critico indigna; sed quae in sitientem famae, rure tamen abditum, et a libris sermonibusque doctorum disjunctissimum, facillime possent cadere. Er, der der Conjectural-Kritik so viel einräumt, von seinen Conjecturen so oft im Tone der Ueberzeugung spricht, fühlt sich doch selbst von einer gewissen Scheu ergriffen, wenn es darauf ankömmt, sie an die Stelle der Lesarten der Handschriften zu setzen; ja die Wahrheit bringt ihm manchmal sogar schmerzliche Bekenntnisse von der Unsicherheit dieser Kritik ab, wie folgendes zu 3, 367 ist: Usque adeo lubricae est exercitationis haec ars critica, quam nos miselli profitemur et laboribus indefessis agitamus! Der Her. behauptet, es sey kein einziger Schriftsteller aus dem Alterthum auf

unsre Zeiten gekommen, von dem ein so verdorbner Text wie vom Lukrez im Umlauf sey, und keiner, bey dessen Text das Ansehen der Handschriften so sehr bey Seite gesetzt worden. Man kann aber hinzusetzen, daß vielleicht der verdorbne Text weniger Schriftsteller durch die Bemühungen eines einzigen Mannes so viel gewonnen habe als der des Lukrez in der Wakefieldschen Recension. Mit der Kritik verbindet der Hr. grammatische und Sach-Erläuterungen in ziemlich reichem Maaße. Jene sind eine Fundgrube für die Kenntniß der ältesten Dichtergelehrsamkeit und Dichtersprache, sie spüren den griechischen und lateinischen Quellen des Dichters nach, sie weisen die Nachahmungen des Lukrez vom Virgil an bis zum Arnobius herab mit großem Fleiße auf; diese entwickeln, meist kurz und in bündigen Umschreibungen oder Uebersichten ganzer Stellen, den Gang der Ideen und die Philosopheme, mit Zurückweisung auf die Quellen der griechischen Philosophen. Außer dem zur Sache Gehörigen bekommt man noch auf jedem Blatt Bemerkungen und Verbesserungen über andre Schriftsteller in den Kauf, welche oft durch die entfernteste Ideen-Verwandschaft von dem Combinationsreichen Verf. herbeygeführt werden. Man sehe nur den index criticus auctorum veterum in his commentariis emendatorum, explicatorum et defensorum an, um sich zu

überzeugen, daß dieser Commentar ein wahres Repertorium von kritischen und erklärenden Anmerkungen über alle möglichen Schriftsteller des Alterthums ist.

Eine glücklichere Erscheinung als diese Ausgabe konnte dem mit der Bearbeitung des Lukrez beschäftigten Eichstädt nicht begegnen. Sie gab zu Erweiterung seines Plans Anlaß, und bestimmte ihn, in seiner Ausgabe mit allem Guten und Wichtigen der vorigen Herausgeber, Wakefields ganze Ausgabe der seinigen einzuverleiben — (Noch sind ja die Begriffe über Benutzung fremden litterärischen Gutes so schwankend, daß ohne Bedenken die neuesten Werke des Auslandes nachgedruckt zu werden pflegen) — und das Ganze mit eignen Einleitungen, Abhandlungen und Anmerkungen zu begleiten. So erhält das Publikum zu seiner Zeit eine Ausgabe des Dichters, welche die andern entbehrlich macht. Um ihren Umfang nicht über Gebühr auszudehnen, wünschen wir, daß sich der Vf. bey der Uebertragung des Wakefieldschen weitschichtigen Commentars manche Abkürzung erlaube, die, ohne dem Ganzen Eintrag zu thun, ja zum Vortheil des Ganzen, vorgenommen werden kann. Daß die Latinität verbessert werden müsse, hat Eichstädt bereits erklärt. Aber eben so wünschte man, daß die übergroße Redseligkeit beschnitten, die groben und häufigen Ausfälle auf

andre Gelehrte weggelassen, die Wiederholungen vermieden, und das an mehrern Stellen über denselben Gegenstand zerstreut gesagte zusammengestellt und vielleicht noch mehr Auswüchse ausgemerzt würden.

Eichstädt hat seiner Ausgabe ein ausführliches Sendschreiben an den Kreissteuereinnehmer Weiße, ein Denkmal der Dankbarkeit für das Gute, was er diesem allgeschätzten Mann verdankt, vorgesetzt, worin er Rechenschaft über den Plan seiner Ausgabe ablegt und eine kurze Charakteristik der Herausgeber des Lukrez beyfügt. Den eigentlichen litterärischen Apparat, die Geschichte der Handschriften und Ausgaben ꝛc. wird er erst in den folgenden Bänden zugleich mit dem Commentar liefern, da er itzt noch nicht alles Nöthige beysammen hatte, und außer den handschriftlichen Hülfsmitteln, die er bereits aus Venedig und Dresden erhalten, noch andre von verschiednen Orten her erwartete. Auf das Sendschreiben folgen die Wakefieldschen Vorreden und elegischen Dedicationen, welche von einem feurigen Freyheitsgeist zeugen. Das interessanteste Stück dieser Prolegomenen ist aber Eichstädts ästhetisch-historische Abhandlung über das Leben und das Gedicht des Lukrezius. Ueber die Lebensumstände des Dichters läßt sich äußerst wenig zur Gewißheit bringen. Daß das Gedicht über die Natur nicht mehrere Bücher, wie Einige woll-

ten, umfaßt habe als sechs, und daß wir es noch vollständig besitzen, wird sehr einleuchtend dargethan. Einzelne Verse mögen immer verloren gegangen seyn; denn wirklich werden verschiedne vom Servius angeführt, die nicht in dem Gedichte stehen. Allein wer weiß, ob es mit diesen Versen nicht eine besondre Bewandniß hat? Der Vf. stellt nämlich hier eine sehr sinnreiche, dereinst im Commentar weiter auszuführende Hypothese auf, daß es eine doppelte Recension von Lukrezius Gedicht gegeben, wovon die eine es so dargestellt habe, wie es aus der Hand des Lukrez gekommen, in antiker Rauhheit und ohne Politur, die andre aber aus der Revision eines nacharbeitenden, ausglättenden und verfeinernden Gelehrten, der sich jedoch nicht gleich geblieben, und das Gedicht nicht gleichförmig ausgebildet oder auch nur theilweise überarbeitet habe. Diese letztre Recension hätte sich denn erhalten, mit manchen Spuren der ersten Hand. Verschiedne Gründe bestimmten den Vf. zu dieser Annahme; die Ungleichheit und der verschiedne Ton im Gedicht, welcher bald ganz veraltet und rauh, bald so verfeinert und gefällig ist, daß Maro beynahe ganze Verse daraus in seine höchst ausgefeilten Dichter-Werke des Augustischen Zeitalters ohne Anstoß aufnehmen konnte; gewisse Versreihen, die im Lukrez mit alter Einfalt gleichsam als Refrains oft wiederkehren,

liest man itzt im Gedicht, vorzüglich nach den besten Handschriften, hie und da mit mancherley kleinen und feinen Abänderungen, welche der Einfalt des Lukrez nicht angemessen, sondern erst von einem Verbesserer, der der Einförmigkeit dadurch begegnen wollte, hineingebracht zu seyn scheinen. Ueberdem finden sich in dem Gedichte so manche Verschrobenheiten, Versetzungen von Versen, so sonderbare und bedeutende Verschiedenheiten der Lesarten, die den Sinn ganz umändern oder verbessern, daß dieses ebenfalls zum Theil auf Rechnung eines Revisors gesetzt werden zu müssen scheint, der auch vielleicht manche ihm unpassend scheinende Verse und üppige Auswüchse ganz wegschnitt, die nun von den Grammatikern, etwa aus der ersten oder Original-Recension des Lukrez, noch angeführt werden.

Diese Hypothese gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß es bey den Römern gar nicht ungewöhnlich war, den ältern, im Ganzen wirklich vortrefflichen Werken der Dichtkunst, die aber wegen veralteter Sprache, rauher und holprichter Verse, wegen großer Redseligkeit rc., unschmackhaft geworden waren und den an Werke des verfeinerten Geschmacks gewöhnten Römern nicht mehr ganz behagten, durch neue, verbesserte und veredelte Ausgaben zu Hülfe zu kommen. Keine Stelle der Alten giebt uns hievon eine so bestimmte

Belehrung als die Vorrede zu Horazens zehnter Satyre des ersten Buchs, wenn auch diese Verse nicht vom Horaz selbst herrühren sollten:

Lucili, quam sis mendosus, teste Catone,
Defensore tuo, pervincam, qui male factos
Emendare parat versus. Hoc lenius ille,
Est quo vir melior: longe subtilior illo,
Qui multum puer et loris et funibus udis
Exhortatus, ut esset, opem qui ferre poëtis
Antiquis posset contra fastidia nostra,
Grammaticorum equitum doctissimus.

Wir lernen hieraus, daß römische Grammatiker oder Gelehrte darauf ausgingen, modernisirte und dem Geschmack ihrer Zeit angemeßnere Recensionen alter Dichter zu veranstalten, wie Ramler, um ein Beyspiel aus unsrer Zeit anzuführen, in eignen Sammlungen ältere und neuere Dichter seiner Nation befeilte und veränderte. So fand Horazens Zeitalter viel an dem alten witzigen, aber noch ungefeilten und rauhen Satyrendichter Lucilius auszusetzen, und Cato, unstreitig der berühmte Grammatiker und Dichter, Valerius Cato, (von dem Sueton in den Leben der berühmten Grammatiker C. 2. zu sagen scheint, er habe Lucilius Satyren beym Grammatiker Philocomus gelesen oder vorlesen hören) sorgte für dessen guten Namen bey seinen Zeitgenossen dadurch, daß er die Luciliusschen Satyren, wo es ihm nöthig dünkte, jedoch mit Schonung, verbesserte.

Auf andre Grammatiker, welche es sich zu einer eignen Angelegenheit machten, ihre Schüler zu künftigen Emendatoren der alten Dichter zu bilden, spielt dieselbe, angeblich Horazische, Stelle an. Wie dieses Verbessern fremder Werke in Rom gebräuchlich worden, und nach welchen Grundsätzen man dabey verfahren sey, läßt sich aus dem sehr merkwürdigen zweyten Kapitel von Suetons Leben berühmter Grammatiker errathen, in welchem die Grundlinien einer Geschichte des grammatischen Studiums in Rom gezeichnet werden. Krates von Mallus, erzählt dieser, kam als Gesandter des Attalus zwischen dem zweyten und dritten punischen Kriege, gegen die Zeit, da Ennius starb, nach Rom, und hielt grammatische Vorlesungen und Unterredungen daselbst, welche den Römern als Muster zur Nachahmung vorleuchteten. Erwägt man nun, was der berühmte Homeriker Krates, der sich mit der grammatischen und Real-Erklärung des Homer so viel beschäftigte und eine Verbesserung (διορθωσις) desselben herausgab, für ein Mann war (s. Wolf prolegg. Iliad. p. 276 bis 80), und nach welchen laxen Grundsätzen seine Zeitgenossen, die Alexandrinischen Gelehrten, und namentlich Aristarchus, die Alten und insonderheit den Homer beurtheilten, tadelten und verbesserten (s. Wolf prolegg. p. 231 ff.): so läßt sich daraus schließen, welchen Gang

die

die Erklärung und Kritik der alten Dichter in Rom genommen und welche Freyheiten man sich mit denselben erlaubt habe. Und dieß sagt uns auch wirklich Sueton, indem er fortfährt: „Die Römer ahmten dem Krates in so weit nach: daß sie noch nicht hinlänglich bekannte Dichterwerke ihrer verstorbenen Freunde, oder anderer Dichter von Werth, genauer überarbeiteten (diligentius retractarent) und auch durch Vorlesen und Erklären allgemeiner bekannt machten. So machte es Cajus Octavius Lampadio mit Nävius punischem Kriege, welches er in 7 Bücher abtheilte; so machte es später Quintus Vargontejus mit den Jahrbüchern des Ennius, welche er an bestimmten Tagen einer großen Versammlung vorlas; so Lälius, Archelaus, Vectius und Quintus Philocomus mit den Satyren ihres Freundes, des Lucilius, (welche Pompejus Lenäus bey dem Archelaus und Valerius Cato bey dem Philocomus gelesen haben soll." Nicht minder merkwürdig ist, was Suetonius C. 24. von dem Grammatiker M. Valerius Probus aus Berytus erzählt, er habe einige alte Handschriften bey einem Grammatisten in der Provinz gefunden, wo man die Alten noch nicht wie in Rom vergessen gehabt habe. Er sey dadurch auf die vernachläßigten ältern Werke aufmerksam geworden, habe mehrere Handschriften derselben zusammengekauft, und sich einzig mit der Verbesserung, Abthei-

lung und Kritisirung derselben abgegeben. Auch wird dieser Probus vom Eugenius (in Wolfs Prolegg. p. 233) neben den Namen der Aristarchus, Tucca und Varius genannt, wo die Rede von den Grammatikern ist, die den Homer und Virgil ihrer Censur unterworfen haben. Varius und Tucca waren bekanntlich diejenigen Gelehrten, welchen Virgil, nach dem Donatus, auf dem Sterbebette die Besorgung der Herausgabe seiner Aeneis (ut rem inemendatam imperfectamque) übertrug, jedoch mit der Bedingung, daß sie nichts hinzuthäten, welches er, nach der herrschenden Sitte unter den Grammatikern jener Zeit, zu befürchten hatte. Varius begnügte sich daher auch mit einer allgemeinen Revision (summatim emendavit), wiewohl man aus dem Donatus sieht, daß man ihm demungeachtet einige Aenderung in der Anordnung ꝛc. schuld gegeben. Doch es ist Zeit von dieser Abschweifung zurückzukommen, die wir uns erlaubten, weil wir hofften, die Eichstädtische Hypothese würde an Glaubwürdigkeit gewinnen, wenn man sähe, daß das Verbessern und Ausbilden der ältern und rohern Dichter in Rom, so gut wie in Griechenland und in Alexandria, ein gewöhnliches Geschäft der Grammatiker gewesen.

Ja, wir können noch einen Schritt weiter gehen. Es ist nicht nur glaublich, daß Lukrezius dasselbe Schicksal wie Lucilius, Ennius

und Nävius gehabt; denn es wird dieses nicht als Hypothese sondern als Thatsache vom Eusebius erzählt, noch mehr, es wird uns sogar von ihm Cicero als der Verbesserer und Redakteur des Lukrez genannt. Ob nun gleich Eusebius Zeugniß, dem doch Angaben älterer Grammatiker zum Grunde liegen mögen, für sich nicht genug Gewicht hat: so scheint doch so viel daraus zu folgen, daß eine Sage von Ueberarbeitung des Lukrez schon bey den Alten vorgekommen. Aber gegen Cicero, als den angeblichen Verbesserer, scheint Eichstädt gegründete Erinnerungen zu machen. Cicero's Eitelkeit und Sucht von seinen Verdiensten und Werken zu sprechen, würde diese Retraktation des Lukrez gewiß nicht unerwähnt gelassen haben, am wenigsten in dem Briefe an seinen Bruder Quintus, worin er ein ehrendes Urtheil über das Gedicht des Lukrez fällt. (Damals war aber Lukrezens Gedicht noch neu, und eine neue verbesserte Ausgabe desselben muß erst mehrere Jahre nachher veranstaltet worden seyn.) Wir wünschten, der Vf. hätte diesen Punkt noch weiter verfolgt.

So viel ist höchst wahrscheinlich, daß Cicero den Lukrez fleißig studiert und bey seinen Versuchen, die Ideen und Kunstausdrücke der griechischen Philosophen in die lateinische Sprache einzuführen und in seinen philosophischen Schriften wieder zu geben, benutzt habe; ja,

was der Eusebiusschen Sage nicht ungünstig scheint, es findet sich zwischen dem Lukrez und Cicero's poetischen Arbeiten, insonderheit seiner Uebersetzung des Aratus, eine auffallende Aehnlichkeit in Ansehung der antiken Steifheit, der Archaismen der Sprache und eigenthümlicher Ausdrücke, die von Wakefield bey jeder Stelle sorgfältig nachgewiesen wird. Es giebt Ausdrücke, die sonst nirgends als im Lukrez und in Cicero's Aratus vorkommen. Wenn diese auffallende Uebereinstimmung aber, auch ihren Grund nicht darin haben sollte, daß Cicero, welches uns gar nicht unwahrscheinlich vorkömmt, in spätern Jahren seine jugendliche Uebersetzung des Aratus nach und aus dem seitdem erschienenen Gedicht des Lukrezius verändert und in Ausdrücken gebildet haben könnte: so läßt sich daraus doch keinesweges darthun, daß Cicero der Umarbeiter des Lukrez gewesen, um so weniger, da er gerade in der Poesie einen großen Wohlgefallen an dem ehrwürdigen, alterthümlichen Rost gehabt zu haben, ihn selbst in seinen Versen nachzubilden scheint, und Bruchstücke der ältesten römischen Dichter so oft anzieht, also für eine Modernisirung und Verfeinerung des alten Dichters vielleicht wenig Sinn gehabt haben möchte.

Es lassen sich aber die Eichstädtischen Gründe, daß Cicero den Lukrez nicht verbessert habe, noch sehr vermehren. Ueberhaupt war,

so viel wir wissen, das Emendiren der Dichter mehr ein Werk derer, welche von der Grammatik Profession machten, und von der Bearbeitung neuer Ausgaben der Dichter Vortheil zogen. Ein Staatsmann wie Cicero hatte ganz andre Geschäfte. Was dieser während der Zeit seines öffentlichen Geschäftslebens schrieb, bezog sich auf das gemeine Wesen und auf die Staatsberedsamkeit; nur die letztern Jahre seiner Muße widmete er der Philosophie und der Ausarbeitung philosophischer Werke. In diesen Zeitraum müßte man allenfalls seine Retraktation des Lukrez setzen, auf die ihn sein philosophisches Studium und seine Zurückgezogenheit vom Geräusch des öffentlichen Lebens hätte führen können. Aber wenn Cicero auch in dem Brief an den Quintus der poetischen Kunst des Lukrez Gerechtigkeit wiederfahren läßt, so scheint er doch nichts weniger als eine besondre Vorliebe für ihn, vielmehr gegen ihn, als den Herold der Epikurischen Philosophie, die so oft das Ziel seines Spottes ist, Abneigung gehegt zu haben. Wie käme es sonst, daß Cicero, welcher, nach Art der griechischen Weisen, seine philosophischen Werke allenthalben mit Dichterstellen ausschmückt, welcher so oft von Epikurs System handelt, das sehr treu vom Lukrez dargestellt wird, auch nicht ein einzigesmal, so viel wir uns erinnern, den Lukrez in denselben ausdrücklich anführt, nur

einmal auf ihn in den Tuskulanischen Abhandlungen 1, 21. (wie auch von Wakefield zum Lukrez 5, 8. angemerkt wird) gar nicht freundlich anspielt: Soleo saepe mirari nonnullorum insolentiam philosophorum, qui naturae cognitionem admirantur ejusque inventori et principi gratias exsultantes agunt, eumque venerantur ut deum (Lukrez 5, 1 — 8. 52); liberatos enim se per eum dicunt gravissimis dominis (Lukrez 5, 88. Vgl. 3, 1. ff.), errore sempiterno, et diurno ac nocturno metu. Quo errore? quo metu? Quae est anus tam delira, quae timeat ista, quae vos videlicet, si physica non didicissetis, timeretis? Cicero hätte noch einen Grund gehabt, den Lukrez und zwar mit Lob zu nennen. Er war ja mit ihm auf Einem Wege, die römische Sprache für die Philosophie zu bilden und neue philosophische Worte auszuprägen; ja Lukrez war ihm schon darin mit Muth und glücklichem Erfolg vorangegangen. Er erklärt sich 1, 137. ff. darüber also:

Nec me animi fallit, Grajorum obscura reperta
Difficile illustrare latineis versibus esse;
Multa noveis verbeis praesertim quom sit agendum
Propter egestatem linguae et rerum novitatem:
Sed tua me virtus tamen et sperata voluptas
Suavis amicitiae, quemvis efferre laborem
Suadet, et inducit nocteis vigilare serenas,

Quaerentem, dicteis quibus, et quo carmine, demum
Clara tuae possim praepandere lumina menti.

Nun spricht aber Cicero immer so, als sey er selbst der erste, der die Philosophie und mit ihr eine philosophische Sprache in Latium einführe. Würde man ihm daher wohl unrecht thun, wenn man annähme, daß er aus Neid das Verdienst, das Lukrez mit ihm theilte und welches sich dieser noch früher erworben hatte, verschweige und vergessen zu machen suche? Gründe genug, welche gegen den Antheil des Cicero an der Verbesserung des Lukrez streiten.

Die einzige Stelle des Cicero, welche den Lukrez nennt, ist die bereits angeführte im Briefe an seinen Bruder Quintus 2, 11. Da Lukrezius Gedicht um die Zeit der Catilinarischen und Clodiusschen Unruhen geschrieben zu seyn scheint, dieser Brief des Cicero aber bald nachher, nämlich im J. 698, geschrieben ist: so beschäftigte damals diese litterarische oder poetische Neuigkeit vermuthlich die Römer, und Quintus theilte darüber seinem Bruder sein Urtheil mit, welchem letzterer beytritt: Lucretii poëmata, ut scribis, ita sunt; non multis luminibus ingenii, multae tamen artis. Obgleich das Verneinungswörtchen (non) nicht in den Handschriften steht, sondern Verbesserung des Ernesti ist: so wird doch diese durch

den Zusammenhang nothwendig gemacht. Cicero erhebt die Kunst des Gedichts, vermuthlich in der Darstellung, in der poetischen Sprache und im Mechanischen; aber er findet kein großes poetisches Genie darin. Vielleicht hätte er es in einem für das Publikum bestimmten Werke nicht einmal über sich gewonnen noch so vortheilhaft von diesem Lobgedicht auf Epikurs Lehre zu urtheilen; aber vielleicht geschah es mit in Beziehung auf die wenigen Spuren vom Dichtergenie in demselben, daß er in der oben berührten Stelle der Tuskulanischen Gespräche den Lukrez nicht unter die Categorie der Dichter, sondern in die der Philosophen bringt. *)

Lukrezius Gedicht zeichnet sich keineswegs durch Erfindung aus. Nur darin ist der Dichter Original, daß er das erste philosophische Lehrgedicht in Rom zu schreiben unternahm. Den Stoff erschuf er nicht, sondern überkam ihn aus Epikurs Schule und Schriften, belebte und schmückte ihn aber durch dichterische Behandlung oder Sprache. Die Idee zu dem Werke borgte er vermuthlich von den griechischen philosophischen Gedichten über die Natur, und in der Ausführung und Behandlung nahm

*) Man vergleiche über die Ungewißheit der Alten, ob sie den Empedokles unter die Dichter oder unter die Philosophen rechnen sollten, Eichstädt S. LXXXXVII. not. 51.

er sich das Gedicht des Pythagorischen Philosophen Empedokles aus Agrigent über diesen Gegenstand zum Muster. (Irren wir nicht, so war es dasselbe Gedicht des Empedokles, aus welchem Ovid im funfzehnten Buche seiner Metamorphosen schöpfte, wo er den Pythagoras seine Lehre von der Verwandlung aller Dinge vortragen läßt.) Eichstädt spinnt hier aus einer kurzen Anmerkung Wolfs in den Homerischen Prolegomenen S. 128 die Geschichte des Lehrgedichts bey den Griechen und Römern aus, welches durch die lehrenden Sprüche des Hesiodus und der übrigen Gnomiker vorbereitet, aber von den philosophischen Dichtern, Xenophanes, Parmenides und Empedokles weiter ausgebildet und zur Darstellung der gesammten Philosophie der Natur angewendet, von dem feinern Geschmack der Athener nicht anerkannt, aber von den Alexandrinern wieder aufgenommen, verfeinert und ausgeschmückt und auf die Behandlungsart mehrerer Wissenschaften ausgedehnt wurde. Von diesen überkamen es die Römer, welche die Alexandrinischen Lehrgedichte theils übersetzten, theils nachahmten, den Lukrez ausgenommen, der bey seinem Vorhaben, ein philosophisches Lehrgedicht zu schreiben, kein Vorbild dazu in Alexandria fand und daher zu den oben genannten philosophischen Lehrdichtern, vornehmlich dem Empedokles, zurückging und sich dessen Art und Kunst zu eigen machte, wie

wohl er auch von den Griechen den Homer, von den Römern den Ennius häufig nachahmt. Dem Empedokles wird von den Alten eigentliche Dichtungskraft und Dichtergenie abgesprochen, dagegen suchte er das Dürre und Trockne des Stoffs und Vortrags durch glänzende Redensarten, durch Bilder und durch alle poetische, rhetorische und rythmische Künste zu beleben und zu heben. Und gerade in diesen Eigenschaften trifft Lukrez mit ihm zusammen.

Dieser trägt mit vieler Deutlichkeit und logischer Ordnung die dunkle und spitzfündige Philosophie des Epikur vor. Wo er trockne und überfeine metaphysische Lehrsätze entwickelt, ist er selbst subtil, spitzfindig und trocken. Doch wo die Gegenstände den Geist mehr erheben und einen belebtern, geschmücktern Vortrag zu erlauben scheinen, da wird er interessant, erhaben und fruchtbar an Bildern, Vergleichungen, Anspielungen, Sentenzen, Beschreibungen und Episoden. Seine Sprache, wiewohl sie noch weder für poetische Schönheit noch für philosophische Subtilität hinlänglich gebildet ist, gefällt doch durch ihre antike, einfache, ernste Würde, und durch das Volltönende und Feyerliche des Tons. Selbst der etwas schwerfällige, altväterische Rythmus vermehrt den Eindruck von Würde und Majestät.

Wenden wir uns zu dem Text des Lukrez. Jedem Buche desselben ist in der Eichstädti-

schen Ausgabe eine wegen ihrer Umständlichkeit
und Genauigkeit sehr nützliche Inhalts-Anzeige
vorgesetzt. Wiewohl die Wakefieldsche Recen-
sion zum Grunde liegt, so ist doch Eichstädts
Text als eine ganz neue Recension anzusehen;
so groß ist die Anzahl der Stellen, wo er sich
von seinem scharfsinnigen Vorgänger abzuwei-
chen und andern Lesarten den Vorzug zu er-
theilen bewogen fühlte. Es ist lehrreich, die
Verschiedenheit der Urtheile beyder gelehrten
und scharfsinnigen Kritiker zu vergleichen. An
ruhiger Bedachtsamkeit und weiser Mäßigung
zeigt sich auch der deutsche Gelehrte dem Brit-
ten weit überlegen. Unter vielen andern Ver-
diensten, die sich Beyde um den Text machten,
muß man auch die Wiederherstellung der von
den Abschreibern und Auslegern verdrängten
alten Sprachformen und der alten, zu Lukrez
Zeit üblichen Rechtschreibung rechnen, bey
welcher letztern freylich nur eine Annäherung
an das Wahre denkbar ist, daher man es
auch an beyden Gelehrten entschuldigen muß,
wenn in ihren Grundsätzen hierüber noch man-
ches Schwankende und in der Anwendung der-
selben manche Ungleichheit sichtbar ist. Scha-
de, daß die Verszahl der Lukreziusschen Bü-
cher in beyden Ausgaben weder unter sich noch
mit den frühern Ausgaben ganz zusammen-
stimmt, welches daher rühret, daß in der einen
oder andern Ausgabe einzelne Verse verworfen,

einige von Wakefield eingeklammert und nicht mit gezählt worden u. dgl.

Noch sind die Actenstücke nicht beysammen, um Wakefields und Eichstädts Verdienste gegen einander abzuwägen, da der Commentar des letztern noch rückständig ist. Indeß schon der bloße Text des letztern, verglichen mit Wakefields Text und Anmerkungen, giebt zu manchen Bemerkungen Anlaß. Es ist billig, daß wir es nicht an Beyspielen fehlen lassen, die wir jedoch, ohne Rücksicht auf das Wichtigere oder Unwichtigere, hierher setzen.

In der schönen Schilderung von Epikurs Verdienst um die Menschheit und um die Naturkenntniß 1, 63. ff. stellt Lukrez das Menschengeschlecht versunken im Schlamm der Leidenschaften und Irrthümer dar, unter der Tyranney der Religion, die sich über den Häuptern der Sterblichen mit schrecklichem Anblick aus den Gegenden des Himmels zeigt. Aber

> Primum Grajus homo mortaleis tollere contra
> Est oculos ausus.

Hier hätte Wakefield der Lesart tendere contra beym Nonius nicht so das Wort reden sollen, da jene das viel passendere Bild eines Menschen giebt, der, während die andern Sterblichen den Anblick der drohenden Göttin scheuen, es allein wagt seine Augen gegen sie aufzuschlagen (ἀντιβλέπειν, ἀντοφθαλμεῖν). und

Himmelan zu schauen. So sagt Virgil von dem Aufblick von der Erde zum Himmel 6, 579. Quantus ad aetherium coeli suspectus Olympum; aber noch ähnlicher unsrer Stelle Seneca von der Kürze des Lebens C. 2, 3, wo fast derselbe Gedanke wie beym Lukrez ausgedrückt wird: Urgentia circumstant vitia undique: nec resurgere aut in dispectum veri attollere oculos sinunt, sed mersos et in cupiditatibus infixos premunt.

Lukrez fährt fort vom Epikur:

Quem neque fama deûm, nec fulmina, nec minitanti
Murmure compressit coelum.

Wakefield hat hier Bentley's Conjectur fama deûm in den Text erhoben. Quis enim, sagt er, temere dixerit legitimum sonare phrasem fama deûm? Soll hier von der allgemeinen Tradition von den Göttern und dem allgemeinen Glauben an sie die Rede seyn, so scheint auch uns diese bey der Erwähnung des Donners und Blitzes unpassend. Angemeßner würde es schon seyn, es von dem großen Namen der Götter zu verstehen. Welchen Sinn Eichstädt, welcher fama deûm im Texte stehen ließ, damit verband, wissen wir nicht. Wir glauben, der Dichter spreche bloß von solchen Naturerscheinungen, die vom Pöbel aus Unwissenheit für göttliche Zeichen und Wunder erklärt werden, und so würde denn fama, φη-

zu, gelehrt von göttlichen oder Vogel-Stimmen und ähnlichen Erscheinungen gebraucht seyn. Cicero von der Divination I, 45. Neque solum deorum voces Pythagorei observitaverunt, sed etiam hominum, quae vocant omina.

V. 81. ff. benimmt Lukrez seinem Freund Memmius das Vorurtheil, als wenn Epikurs Lehre auf den Weg der Laster und Verbrechen führe. Die Religion sey vielmehr die Mutter der Verbrechen, die unter ihren Auspicien von den Menschen verübt worden, welches an dem Beyspiel der Griechen gezeigt wird, die, durch Religionswahn verleitet, die Iphigenia opferten.

> Aulide quo pacto Triviaï virginis aram
> Iphianassaï turparunt sanguine fede
> Ductores Danaûm delectei.

Wenn Wakefield dafür geneigt ist zu lesen: Triviaï ad virginis aram Iphianassaï turparit sanguine fede Ductores Danaûm delectos: so ist dieß zwar ein schönes Bild, daß die Religion oder der Aberglaube mit eigner Hand die Jungfrau würgt; allein es paßt nicht in diesen Zusammenhang, wo von den Unthaten der Menschen die Rede ist, die sie im Namen der Religion vollbringen.

Wenn die Zeit, sagt der Dichter I, 226. ff., alles vernichtet, auch die Grundstoffe, woher ersetzt denn der Zeugungstrieb das Ge-

schlecht der Thiere; wo nimmt die Erde die Nahrung für jegliche Gattung her?

Unde mare ingenuei funteis aeternaque longe
Flumina suppeditant?

Woher ersetzen die Quellen und Flüsse das Meer? Diese Erklärung und Verbindung scheint uns der Zusammenhang einzig zu fordern: dagegen W. so interpungirt;

Unde mare, ingenuei funtes, aeternaque longe
Flumina, subpeditant?

d. h. woher bekommt das Meer, die Quellen und die Flüsse ihre Nahrung (suppeditant f. suppetunt)? Eichstädt folgt dieser Interpunktion, wiewohl er nach dem Register *), wo diese Worte so verzeichnet stehen: suppeditant unde fontes mare die gewöhnliche Erklärung beyzubehalten scheint. Leztre wird durch eine Parallele 2, 589. f. bestätigt:

Principio, tellus habet in se corpora prima,
Unde mare immensum volventeis flumina fonteis
Assidue renovent.

wo volventes von W. nicht richtig erklärt wird. Es hat hier eine prägnante Bedeutung wie in

*) Das unter Eichstädts Aufsicht verfertigte und von ihm selbst mit kurzen Erklärungen bereicherte Register zeichnet sich durch große Vollständigkeit aus. Nur wenige Worte und einzelne vom Lukrez sehr geliebte oder in einem eigenthümlichen Sinn gebrauchte Partikeln, wie porto, fere u. a. vermißten wir.

der Aeneis 1, 20 und heißt: fontes, volvendo aquam suam s. decursu aquae suae, efficiunt flumina. Der Sinn des Ganzen ist: Aus den Grundstoffen der Erde erzeugen die Quellen die Flüsse und das Meer. Wakefield liest zwar aus Handschriften: volventeis frigora d. h. aquam frigidam. Allein abgesehen von der Härte dieses Ausdrucks, wäre doch hier das Prädicat der Quellen mit kühlem Wasser ganz müßig, und es läßt sich auch begreifen, wie diese Variante entstanden seyn mag, da man die gewöhnliche Lesart nicht verstand. Wir geben daher Hrn. E. unsern ganzen Beyfall, daß er flumina im Text behalten hat. Nicht glücklicher scheint uns W. 4, 1053. subcessit frigida cura zu lesen, wo E., (was auch Bentley vertheidigt,) fervida beybehält.

Schwerlich hat Wakefield 1, 258. f.

— fessae pecudes pingueis per pabula laeta
Corpora deponunt

die letzten Worte mit Bentley richtig vom Gebähren erklärt. In der einen der von ihm angezognen Stellen wird corpora deponere vom Ausruhen, in der andern vom Gebähren als dem Ablegen einer Last geredet. Lukrez giebt offenbar das Bild wohlgenährter (pingues) Schafe, welche, nachdem sie satt gegraßt, sich müde (fessae) auf das Gras hinstrecken und ausruhen: denn man muß unstreitig den

Vers

Vers so interpungiren, wie wir ihn aus E. hieher gesetzt haben, und so construiren: pingues pecudes, fessae (i. postquam fessae sunt), deponunt corpora per pabula laeta. Unrichtig Wakefield: fessae pecudes, pingues per pabula laeta, Corpora deponunt.

Wo der Dichter von unsichtbaren und doch sehr wirksamen Körpern und Kräften handelt, bedient er sich des Beyspiels der Winde 1, 272 — 98., in welcher Schilderung ein Luxus und eine gewisse übergroße Wort- und Bilderfülle herrscht, von der vielleicht Einiges einem Emendator des Lukrez zugeschrieben werden könnte. In V. 276. f.

ita perfurit acri
Cum fremitu, saevitque minaci murmure, pontus

macht das letzte Wort Schwierigkeit. Denn es soll nicht sowohl das Meer, als Sturm erregend, sondern der Wind als Stürme auf dem Land, in der Luft und im Meere hervorbringend vorgestellt werden, welches letztre aber schon V. 272. venti vis verberat incita pontum u. s. w. gesagt war. Wakefields Verbesserungsversuch: minaci murmure Olympus ist daher wenigstens scharfsinnig zu nennen. Aber man erwartete nach der Detaillirung der Wirkungen des Windes auf Himmel, Erde und Meere einen allgemeinen Ausruf: So heftig tobt der Wind! Aus dem Zusammenhang und aus V. 272, wo in den

Handschriften pontum, pontus, coortus, por tus verwechselt wird, vermuthen wir, Lukrez möchte V. 277. geschrieben haben: saevitque minaci murmure opertus, sc. ventus, wie man füglich aus V. 272. venti vis hinzudenken kann. Gewiß würde dieses Prädicat des Windes, als eines corporis caeci, auf welches hier alles ankommt, am Schluße des Satzes viel Bedeutsamkeit und Nachdruck haben. Der Wind wird seiner Unsichtbarkeit nach hernach V. 298. den Flüssen entgegengesetzt: aperto corpore quei sunt. Die ganze Stelle scheint dem Virgil im Landwirthschaftsgedicht 1, 318. ff. vorgeschwebt zu haben:

Omnia ventorum concurrere proelia vidi:
Quae gravidam late segetem ab radicibus imis
Sublime expulsam eruerent; ita turbine nigro
Verrit *) hiems culmumque levem stipulasque volantis.

Die folgenden drey Verse des Lukrez V. 278 — 80. schienen uns sehr verdächtig. Sie unterbrechen das Räsonnement und anticipiren den Schlußsatz, der erst nach V. 295 folgen sollte, wo noch einmal eine ähnliche Clausel steht. Was sie von den Winden aussagen, steht auch V. 272. ff. und V. 293 — 5. Will man ihre Aechtheit aber nicht in Anspruch nehmen lassen, so möchten wir auch nicht

*) So lesen wir statt ferret.

mit Wakefield an der Redensart nubila coeli eine Ausstellung machen:

> Sunt igitur ventei nimirum corpora caeca,
> Quae mare, quae terras, quae denique nubila coeli
> Verrunt.

W. sagt mit der ihm eignen Heftigkeit: Apage sis hanc imbecillam dictionem — misere caderet oratio, si post maria et terras in cumulum violentiae posuisset noster nubila coeli, quae vel levissimis auris per aëra saltem verruntur. Er will daher, man soll auf seine Gefahr lesen: culmina coeli, d. h. Olympum, welches er noch durch den Lukrez selbst 1, 341. per maria ac terras sublimaque coeli hätte aufstutzen können. Allein Wakefields Bedenken sind ganz eitel, und er übersah, daß Lukrez selbst V. 272. ff. Meer und Land und Wolken (nubila differt) von den Winden in Aufruhr gesetzt werden läßt, und daß der von ihm zu V. 276. angeführte Ovid Met. 11, 435. in einer dem Lukrez nachgebildeten Stelle auf gleiche Weise sagt:

> Nil illis vetitum est, incommendataque tellus
> Omnis et omne fretum: coeli quoque nubila vexant.

Mit Recht vertheidigt Wakefield V. 342.

> Multa modeis multeis varia ratione moveri
> Cernimus;

da die Alten so sehr die Zusammenstellung und Wiederholung derselben Wörter in Einem Satze liebten (vgl. Gierig zu Plinius Briefen 2, 19, 5.); so wie überhaupt selbst das gebildetste Zeitalter in Rom sich nicht von dem Wohlgefallen an Anklängen, Aehnlichkeiten der Töne und Alliterationen (annominationes) los machen konnte. Desto mehr liebten die ältern Dichter, die Ennius, Pacuvius, Attius, Nävius und andre, und mit ihnen Lukrez, nicht ohne griechische Vorgänger, diese kleinen Künsteleyen, auf die auch Wakefield hie und da aufmerksam macht. Derselbe Ausdruck: multa modeis multeis kehrt noch einmal wieder 2, 653. Wir wundern uns, daß Lukrez nicht an beyden Stellen schrieb: Multeis multa modeis, da er das unmittelbare Zusammenstellen derselben Wörter liebt und da der Vers an Wohlklang dadurch gewonnen hätte. Man vergleiche 1, 742. m a g n e i m a g n o cecidere ibi casu. V. 814. f. m u l t i m o d i s communia, m u l t i s M u l t a r u m rerum. 2, 694. paria o m n i b u s o m n i a constant V. 695. f. communia m u l t a, M u l t a r u m rerum. Vielleicht ist eine andre Stelle des Lukrez, zufolge dieser Liebhaberey, zu verbessern. Er sagt 2, 625. f. von der großen Mutter der Götter:

> Ergo, quom primum, magnas invecta per urbeis,
> Munificat tacita mortaleis muta salute.

W. fand muta nach tacita salute zu müßig und wollte lieber multa lesen. Wir würden Magna vorschlagen, welches dem magnas invecta per urbes besser entspräche und, als Name der großen Göttin gebraucht, hier bey einem neuen Anlauf der Erzählung besonders schicklich wäre. Wie entstand aber muta? Wir vermuthen, der Dichter schrieb:

Munificat muta mortales Magna salute;

ihr Bild, wenn es durch die Städte geführt wird, scheint die Sterblichen zu grüßen. Zu muta schrieb Jemand erklärend tacita. Beydes kam in den Text und da dieser Vers nun um zwey Sylben zu viel hatte, so warf man magna heraus und setzte muta an die Stelle, wo jenes gestanden hatte. Wahrhaft Lukrezianisch ist wenigstens der Vers durch diese Veränderung geworden, indem sich alle Worte bis auf eines mit demselben Buchstaben anfangen, und die gleichen Anfangssylben in munificat muta gleichfalls in seinem Geschmack sind. Führen wir nur ein paar Beyspiele aus andern ältern Dichtern an. Ein Ungenannter beym Cicero von der Divination 1, 31. multo mulier melior mulierum Missa sum. In den Tusculanischen Abhandlungen 4, 36, 77. aus dem Thyest: major mihi moles, majus miscendum malum und gleich darnach: meos malis miser manderem natos, welcher Vers von

Wakefield hätte beym Lukrez 1, 637 angeführt werden sollen: Ne Saturnus eum malis mandaret adeptus.

In der schönen Vorrede zum zweyten Buch war Wakefield seiner Bemerkung zu 1, 345 über die Liebhaberey an der Wiederholung derselben Wörter nicht eingedenk. Denn wenn Lukrez sagt:

> Suave, mari magno turbantibus aequora venteis,
> E terra magnum alterius spectare laborem,

so mißfällt ihm das im zweyten Vers wiederkehrende magnum und er schlägt dafür vor: vastum. Sehr übereilt, besonders wenn man die ganz ähnliche Stelle 2, 553. f. vergleicht:

> — quasi naufragieis magneis multeisque coorteis,
> Disjectare solet magnum mare transtra.

Ueber die Bedeutung von mare magnum in der erstern Stelle ist W. noch ungewiß, aber es leidet keinen Zweifel, daß mare concitatum, inflatum zu verstehen sey, welches durch V. 554. und durch den Sprachgebrauch andrer Dichter, als Virgils und Statius Achilleis 1, 44. (s. das. Barth) bestätigt wird. Aehnlich drückt sich Moschus 5, 5. aus: τὰ δὲ κύματα μακρὰ μεμήνῃ.

Bey den folgenden Schilderungen von dem, worin die Menschen ihre Glückseligkeit setzen und worin sie nicht besteht, schwebten dem

Dichter griechische Vorbilder vor, die W. wenigstens zum Theil nachgewiesen hat. Zu der Stelle V. 23. ff. „Einfache ländliche Freuden ohne kostbaren Aufwand machen uns glücklich, wenn auch das Haus nicht von Gold und Silber strotzt" ꝛc. vergleiche man Bacchylides Scolion beym Athenäus 11, S. 500: „Wir haben keine Rinderbraten, kein Gold, keine purpurnen Teppiche, aber ein fröhliches Herz und die süße Muse und süßen Wein." Bey der reizenden Schilderung V. 29. ff. „Hingestreckt auf weiche Matten am Bach, unter dem Schatten eines hohen Baumes, thun sie ihrem Körper ohne Kosten gütlich, vorzüglich wenn der Himmel sie anlächelt und die Jahrszeit das grüne Gras mit Blumen bestreut" dachte Lukrez sicher an die berühmte schattenreiche und hohe Plantane am Ilyssus, unter deren weitem Laubdach Sokrates und Phädrus sich im Frühjahr auf das weiche, elastische, in der höchsten Blüthe stehende Gesträuch hinstreckten. S. Plato Phädrus S. 283. f. 286. f. T. 10. der Zweybr. Ausg. Vgl. Cicero vom Redner 1, 7. n. 28. Anakreon Ode 22. an den Bathyll. Lukrez fährt fort:

> Nec calidae citius decedunt corpore febreis,
> Textilibus si in picturis ostroque rubenti
> Jactaris, quam si plebeja in veste cubandum est.

Daß Bettstellen von Gold und Elfenbein, mit prächtigen Betten und gestickten purpurnen

Decken, den Schlaf nicht herbeyführen können, haben schon Teles beym Stobäus serm. 91. S. 507. und Tibull 1, 2, 77. f. in ihren Declamationen gegen den Reichthum gesagt. Jactaris ist wohl wegen des folgenden cubandum est besser als jacteris, welches W. in dem Text hat. Er versteht dieses Bild von einem Menschen, der sich vor Schmerz und Mangel an Ruhe im Bette herumwälzt (imago hominis se undequaque, vi doloris aut aegritudinis, volutantis). Auch könnte man bey jactari an den Fieber-Paroxysmus denken, von dem der Kranke geschüttelt wird. Allein ein Bruchstück des Epiktet n. 24. T. 3. p. 73 in Schweighäusers Monumm. philos. Epicteteae, wobey vielleicht irgend eine Dichterstelle zum Grunde liegt, die dem Lukrez hier vorschweben mochte, führt auf eine ganz andre Erklärung: „Es ist besser, sagt der Weise, gesund zu seyn, wenn man sich auch in einem ärmlichen Lager zusammendrücken muß, (ἐπὶ σμικροῦ σκίμποδος θλιβόμενον, plebeja in veste beym Lukrez) als krank zu seyn, wenn man sich auch in einem breiten Bette herumwälzen kann (ἐπὶ πλατείας κλίνης κυλινδούμενον, textilibus in pict. o. q. rub. jactari des Lukrez). In dem jactari liegt also kein andrer Begriff als des Breitmachens in einem großen, geräumigen Prachtbette und des wollüstigen Herumwerfens von einer Seite zur andern,

folglich der größern Bequemlichkeit und Behaglichkeit als man in einem lectus plebejus hat, welches hier für eine enge und schlechte Lagerstätte gesetzt ist. Desselben Wortes bedient sich Seneca in dem 28sten Briefe §. 3. von den Menschen, die ihren Leidenschaften durch Hin- und Herreisen zu entfliehen suchen: Vadis huc et illuc, ut excutias insidens pondus: quod ipsa jactatione (i. huc et illuc vadendo) incommodius fuit.

Von den eiteln Schreckbildern der Religion und der leeren Furcht vor dem Tode sagt Lukrez V. 54. ff.

Nam velutei puerei trepidant, atque omnia caeceis
In tenebreis metuunt: sic nos in luce timemus
Interdum, nihilo quae sunt metuenda magis quam
Quae puerei in tenebreis pavitant finguntque futura.

Ueber diese Vergleichung geht W. ganz trocken weg. Ob sie nun gleich an sich verständlich genug ist: so erforderte sie doch, da die alten Philosophen sich ähnlicher Vergleichungen über die thörichte Furcht der Menschen oft bedienen, eine gelehrte Erläuterung; wenigstens hätte die Stelle des Seneca über die Standhaftigkeit des Weisen C. 4. angeführt werden müssen: ut non dolore tantum, sed doloris opinione vexemur, more puerorum, qui-

bus metus incutit umbra, et personarum deformitas et depravata facies. Beym Plato, beym Marc Aurel, beym Epiktet werden nämlich die Layen und Schüler oder Anfänger in der Philosophie mit Kindern oder Knaben verglichen, die sich vor Gespenstern oder leeren Schreckbildern, die man μορμώ, μορμολυκεῖα nannte, fürchten. So sagt Epictetus in den Dissertationen 2, 1, 15: „Wie Larven (die man, wenn sie eine Schrecken erregende Gestalt, weiten, offnen Mund mit scharfen Zähnen hatten, μορμολυκεῖα nannte) den Knaben aus Unkunde furchtbar scheinen, so geht es uns in Ansehung der Dinge nicht anders als den Knaben in Ansehung der Schrecklarven." „Was ist der Tod? Ein Mormolykeion. Wende es um, lerne es kennen. Siehe, wie es nicht beißt." Die letzten Worte: πῶς οὐ δάκνει; hätte Schweighäuser aus der alten Vorstellung, die man den Kindern, um sie zu erschrecken, beybrachte, erklären sollen, daß diese Gespenster bissen. S. Theokrit Adoniazusen V. 40. Μορμώ, δάκνει ἵππος und daselbst Valckenaer S. 346 — 8. so wie überhaupt über die Vergleichung der eiteln Furcht der Nichtweisen mit der Gespensterfurcht der Kinder Upton zum Epiktet a. O. T. 2. p. 353. f. Schweighäus. Ausg. und Rhunkenius z. Timäus S. 180 — 2.

Die schöne Ausführung über die Fabel der Cybele und ihre Bedeutung 2, 601. ff. ist auch darum merkwürdig, weil sie Lukrez, nach seiner eignen Aussage, aus griechischen Dichtern entlehnte. Diese Quellen sind für uns verloren und das Wenige, was W. aus dem Orpheus u. a. anführt, reicht nicht hin. Vielleicht entlehnte Lukrez, so wie auch Ovid in den Fasten, seine Angaben vorzüglich aus Callimachus Gedicht über die Ursachen der alten Fabeln (Αἴτια). Er beginnt also:

Hanc veteres Grajûm doctei cecinere poetae
Sedibus in curru bijugos agitare leones;
Aëris in spatio magnam pendere docenteis
Tellurem, neque posse in terra sistere terram.

Unter den verschiednen Verbesserungs-Vorschlägen der Worte: Sedibus in curru, führt W. nur Bentley's ziemlich willkührliche Veränderung an. Sedibus in superis, die nicht einmal passend ist, da die Cybele ja nicht als am Himmel fahrend vorgestellt wird. W. scheint der gekünstelten und uns nicht ganz deutlichen Erklärung Gronovs (Obss. 3, 5. p. 356. f. Leipz. Ausg.) beyzutreten: Sedibus in curru sc. circa eam factis vel fictis, welche sich auf eine dunkle Stelle des Varro beym Augustin gründet, in welcher ebenfalls die Attribute der Mutter der Götter gedeutet werden: quod sedes fingantur circa eam, cum omnia moveantur, non moveri sc. Ma-

trem Magnam. Wie paßt aber zu Lukrezens Schilderung, daß sie auf dem Wagen daher fahre, das Bild der Unbeweglichkeit! Um den wahren Sinn oder die rechte Lesart, falls die Worte verdorben seyn sollten, auszumitteln, müßte man vorzüglich auf das folgende Distichon achten, in welchem das vorhergehende erklärt werden soll: Sie wollten, sagt dieses, dadurch (durch die Vorstellung, daß die große Mutter sedibus in curru ihr Zweygespann von Löwen regiere) anzeigen, daß die Erde in der Luft schwebe und nicht auf einem festen Boden aufstehe. Ist anders zwischen diesen beyden Distichen ein Zusammenhang, so müßte er darin liegen, daß das freye Schweben der Erde dadurch versinnlicht würde, daß die große Göttin nicht auf der Erde aufstehend, sondern auf einem hohen Wagen fahrend vorgestellt werde, wie wir sie auch auf den alten Kunstwerken erblicken. Allein wir bekennen, daß uns diese Deutung sehr gezwungen vorkömmt, welches die folgenden von den übrigen Attributen der Göttin nicht sind, und wir möchten der Vermuthung Raum geben, daß nach V. 602. ein Vers ausgefallen wäre, worin etwa gesagt worden, die Göttin halte vor sich her eine runde Scheibe oder Handpauke (orbis, tympanum), welches denn in den folgenden Versen auf die Gestalt des freyschwebenden Erdkreises (orbis, tellus) ge-

deutet würde. Für diese Meinung könnte eher Varro beym Augustin angeführt werden, in den Worten: Eandem dicunt Matrem Magnam: quod tympanum habeat, significari esse orbem. Dieses Symbol der Göttin kommt außerdem im Lukrez nicht vor. — Merkwürdig ist V. 613. f. die Angabe, daß der Getraidebau von Phrygien ausgegangen, welches also bey griechischen Dichtern vorgekommen seyn muß. Heyne führt diese Stelle in seinen Abhandlungen de frugum sativarum panificiique originibus Opusc. T. 1. nicht an. V. 631. nennt W. wohl ohne Noth einen locus prorsus deploratus und liest nach Conjectur: die Cureten inter se forte catervis Ludunt. Er ändert nämlich forte in sorte und die Lesarten der Handschriften: catervae, catervas, caterva in catervis ab. Indeß urtheilt er selbst, daß catenas, wenn es eine Lesart von Handschriften sey, welches die Havercampischen Vergleichungen im Dunkeln ließen, vorgezogen werden müsse. Schon als Conjectur würden wir dieser gelehrten Lesart den Vorzug geben, und auch Eichstädt giebt im Text: forte catenas ludunt. Sie tanzen einen Ketten- oder Fesseltanz, indem sie alle ein Seil anfassen oder sich mit den Händen umschlungen halten. Es ist ein ὕμνος δέσμιος, wie ihn die Furien beym Aeschylus um den Orestes schlingen; forte scheint uns für fortiter

zu stehen. Sie halten den Kesselreigen, indem sie kräftig den Fußboden stampfen.

Indem wir diese Beyspielsammlung schliessen wollen, stößt uns noch eine der Palme würdige Verbesserung Wakefields, die auch Eichstädt nach dessen Vorgang in den Text aufgenommen hat, auf. In der Beschreibung des bunten Farbenspiels am Halse der Tauben 2, 801. ff., wo die verschiednen Farben mit verschiednen bunten Steinen verglichen werden, giebt der Verf der Stelle ihre ganze Schönheit wieder, indem er curalium anstatt caeruleum liest, worauf er durch einen Wink von Bentley geführt wurde:

Interdum quodam sensu fit, utei videatur
Inter curalium virideis miscere smaragdo.

Wakefields Anmerkung, welche zur Rechtfertigung dieser Verbesserung dient, ist zur Größe einer kleinen Abhandlung angeschwollen und ist noch mit einem epilogus galeatus gegen hämische Tadelsucht verbrämt.

VIII.

Consolations de ma captivité, ou Correspondance de Roucher, mort victime de la tyrannie décemvirale, le 7 thermidor, an 2 de la République françaiſe. Hambourg et Brunswick, chez P. F. Fauche et Comp. 1798. I. Partie 332. p. II. Partie, 330. p. 8.

Unter die achtungswürdigſten Bürger Frankreichs, welche der ſchreckliche Terrorismus unter Robespierre ſeinem Vaterlande entriß, gehört der Verfaſſer des Gedichts: Les Mois, *) Jean Antoine Roucher geb. zu Montpellier, d. 22. Febr. 1745. Keinen, der Sinn für Menſchenwerth und Freude an Gefühlen der Humanität hat, wird es gereuen, den Briefwechſel des Gefangenen mit ſeiner Tochter, ſo wie die beygefügten Briefe an ſeine Frau, an einige Freundinnen und einen Freund geleſen

*) Les Mois, poëme en XII. chants. Paris, 1779. 2 Vol. 4.

zu haben. Zwar versetzt diese Lectüre oft in eine schwermüthige Stimmung: wer könnte das schuldlose Leiden des rechtschaffnen Mannes, des Vaters und Gatten, gleichgültig ansehn? Doch läßt sie wohlthätige Eindrücke zurück, indem sie das Gemüth seltner rührt und erweicht, als stärkt und erhebt. Denn wir werden hier Theilnehmer jenes Schauspiels, wovon Seneca *) spricht: Ecce spectaculum dignum, ad quod respiciat intentus operi suo Deus: ecce par Deo dignum, vir fortis cum mala fortuna compositus.

Aber man erwarte hier keinen Stoischen Weisen. Das ist Roucher nicht, will Roucher nicht seyn. Es ist eine tiefFühlende, aber starke Seele, die sich anstemmt gegen den Schmerz der Abgeschiedenheit vom geliebten Weibe und zwey hofnungsvollen Kindern, der unverdient verlornen Freyheit, des jene theure Bande lösenden, vorausgesehenen Todes; die zuweilen, von den Gefühlen des Vaters und Gatten übermannt, das Herzensleiden den Freunden menschlich gesteht, aber schnell wieder vor den Augen der Gattin und Tochter den innern Kampf verbirgt, sie stets zur Standhaftigkeit ermuntert, **) und mit Sokratischer Heiterkeit aus dem Gefängniß über das

*) De Provid. c. 2.

**) C'est vous qui nous soutenez; c'est du fond

— — — — — — — — — quod
Aeque pauperibus prodest, locupletibus aeque,
Aeque neglectum pueris senibusque nocebit,

oft in der bedenklichsten, von außen unruhigsten Lage mit der einziggeliebten Tochter sich mit Ruhe und Geistesfreyheit unterhält. Bald verbreitet er sich über moralische Gegenstände, z. B. über menschliche Glückseligkeit S. 315. f., deren reinste Quelle er in uns selber findet, in der Erinnerung,

— daß weder Lust noch Schmerz
Uns je vom treuen Hang an unsre Pflicht geschieden;

über den wohlthätigen Einfluß treflicher Menschen, auch nach ihrem Tode S. 118. f.; über die Selbstbeobachtung unmittelbar nach der Thätigkeit S. 164, u. dergl.; freut sich innig über die Fortschritte des an Herz und Geist heranblühenden Mädchens, und macht auf kleine Fehler sie väterlich ernst aufmerksam; bald sucht er mit gleicher Liebe ihren natürlichen

de votre prison que vous nous apprenez à supporter le malheur et toute l'horreur de son cortège, sagt seine Tochter T. I. p. 306. Wie äußerst schmerzhaft ihm die Trennung von seinem kleinen Emil gewesen wäre, sieht man aus der erstaunlichen Freude, die er hat, da er ihn behalten darf T. II. p. 255; und doch sagt der edle Mann vorher p. 254, von der Erwartung gequält, ihn von sich lassen zu müssen, zu Frau und Tochter: Ne vous affligez point! je saurais prendre mon parti avec courage.

Sinn für das Schöne durch Richtung auf das Schönste mit eignem männlichen Geschmack zu bilden. An dieser Tochter hängt Roucher's Herz; die Fortsetzung ihrer Ausbildung ist sein liebstes Geschäft; nur bey der gegründeten Furcht einer ganz getrennten schriftlichen Gemeinschaft findet er die Last seines Schicksals zu schwer, wiewohl er auch dann immerfort an sie schreiben will, in der Hofnung, daß sie einst wenigstens seine Briefe auf einmal empfangen werde. *) Wie die Beschäftigung mit ihr seinem Herzen Hauptbedürfniß ist, sprechen schon diese Worte (T. II. S. 234) aus: Mon ame a long-temps haleté après la célébrité attachée au nom de grand poëte; aujourd'hui cette gloire n'a plus rien qui me séduise et me transporte. Je cultive les lettres pour elles-mêmes, ou plutôt pour les jouissances pures et solitaires qu'elles donnent à qui sait se livrer à l'étude; mais te voir, une femme distinguée par l'esprit et par le caractere, m'applaudir d'avoir aidé à ce beau développement u. s. w.: voilà mon ambition, mon unique ambition. Warum diese Briefe keinen passendern Titel erhalten konnten, als den: Consolations de ma captivité, bedarf nun keiner Erläuterung.

*) T. II. p. 233.

Von mehr als einer Seite erweckt das Buch lebhaftes Interesse, man mag auf die darin sich darstellenden Charaktere einzelner Personen sehn, und zugleich in den finstern, tiefen Hintergrund jener jammervollen Revolutionszeit blicken; oder auf den nicht geringfügigen moralischen und ästhetisch-litterarischen Gehalt sein Auge richten, den ein beträchtlicher Theil dieser Briefe hat. Ich werde aufmerksam machen auf das, was in dieser doppelten Hinsicht mir das Merkwürdigste scheint. So hoff' ich zum Andenken Roucher's auch unter uns beyzutragen; und das wünsch' ich. Denn Menschen dieses Schlags sind selten, und solche Beyspiele uns nöthig.

Treten wir zuerst in den kleinen, durch Kerkerwände unzertrennlichen Familienzirkel. Am stärksten tritt Roucher's eigne Gestalt hervor. Einige Züge, die ihn charakterisiren mögen, habe ich schon angedeutet. Bey aller Bildung, welche ein langer Umgang mit den Musen und der Genuß der erlesensten Gesellschaft im Mittelpunkt Frankreichs gewährte, die sonst leicht auf Kosten der Energie verfeinert und ausschleift, hat sein Charakter alle Geradheit und alle Bestimmtheit behalten, zu der die Natur ihn geformt zu haben scheint. Alle Bitten der verzagenden Frau vermögen nicht, ihm einen Schritt abzunöthigen, der einer unmännlichen Furcht oder Demüthi-

gung ähnlich sähe; er verläßt sich einzig auf die Güte seiner Sache, auf sein ganzes voriges Leben. Strenge Wahrheitsliebe ist einem solchen Charakter natürlich; man glaubt daher sehr gern, was R. an seine Frau bey Gelegenheit der von Feinden ihm Schuld gegebenen Stiftung gewisser Clubs (T. I. S. 70.) sagt: „Mes amis peuvent ajouter même de ma part, que, si tout cela était vrai, je ne le nierais point, parce qu'il n'est ni dans mon caractère, ni dans mes principes de dire non pour oui, ni oui pour non. Je porterais ma tête à l'échafaud plutôt que de trahir la vérité et me déshonorer par un mensonge." Doch man muß den Brief im Zusammenhang und die ganze Sammlung gelesen haben, um der Reinheit dieses Gemüthes so gewiß zu werden, als Rec. Sucht man Aeußerungen echter Freyheits- und Vaterlandsliebe? Man lese T. I. p. 2. 257. 313. II. p. 47, 48, 178: Stellen, wo R., seiner selbst vergessend, mit vollkommener Resignation sich in die Maßregeln der Strenge fügt, wenn sie nur zum Besten der Republik beytragen; zugleich aber doch, mit dem verwundeten Zartgefühl einer Seele, die nichts inniger wünscht, als das Wohl Aller, nicht das eigne besonders, seiner Tochter, mit der er unbefangen und rücksichtlos wie mit sich selbst spricht, den Schmerz des Verkanntseyns, wiewohl nur in verhaltnen,

seltnen Tönen, mittheilt: entschlossen, standhaft zu tragen, quidquid corrigere est nefas.

Neben ihm steht Eulalie Roucher, seine achtzehnjährige Tochter, von ihm gewöhnlich Minette genannt; nahe verwandten Geistes und Gemüthes; doch, wie es scheint, lebhafter, heftiger, als ihr Vater; von den glücklichsten Anlagen, vom feinsten moralischen und ästhetischen Tact. Ihre Briefe, zumal die frühern (denn gegen das Ende der Correspondenz werden sie kürzer und flüchtiger, weil Eulalie damals, dem Wunsche ihres Vaters zufolge, unter Desfontaine's Anleitung sich anhaltend mit der Botanik beschäftigte) gehören zu den interessantesten französischen Briefen eines Mädchens, die Rec. sich erinnert gelesen zu haben. Sie flößen den Wunsch ein, die Schreiberin persönlich zu kennen.

Beyden gegenüber steht Roucher's Frau, von sanfter, weicher Gemüthsart und Stimme; oft in Gefahr, dem Leiden der Trennung vom geliebten Gatten und der trüben Aussicht in die Zukunft zu erliegen; bald durch seinen Zuspruch aus dem Kerker, bald durch die Unterstützung der Tochter, zu der R. sagen kann, wie Wallenstein zu seiner Thekla:

Sey mein starkes Mädchen! —

von neuem gehoben und zu größern Leiden gestärkt. Schade, daß man nicht auch ihre

Briefe hat! Roucher's Briefe an sie enthalten meist nur Ermahnungen, sich zu fassen, nicht zu verzweifeln. Es sind ihrer nicht so viele, als an Eulalie; auch sind sie kürzer.

Anfangs bey der Mutter, dann die vier letzten Monate der detention Roucher's auf dessen Zimmer zu St. Lazare, erheitert ein hofnungsvoller fünfthalbjähriger Knabe, Emil, die trüben Stunden der getrennten Eltern. In St. Lazare gibt le petit suspect (so nennt ihn seine Schwester im Scherz) zu manchen rührend-frohen Auftritten Anlaß, die man nur mit Lächeln und feuchtem Auge mit ansehn kann.

An diesen engsten Kreis schließen sich außer dem Gefängniß einige achtungswürdige Menschen an. So, eine Jugendfreundin seiner Tochter, an die R. drey sehr artige Briefe (T. II. p. 5. f. 29. f. 163. f.) richtet: der Schilderung beyder zufolge, an Schönheit des Gemüths und der Gestalt ein ungemein liebliches Mädchen. Sie wird hier immer mit dem Namen l'archange Raphael bezeichnet. Da sie ein Paar Mal von Plessis-Chenet, wo sie bey ihrem Vater wohnt, ihre Freundin in Paris auf längere Zeit besucht, so erscheint sie oft in Eulaliens Gesellschaft. — Noch sind einige Briefe an Mme. L****, an Mme. Den**** und an M. des ***** gerichtet; Personen, die alle an Roucher's Schicksal warmen

Antheil nehmen. Diese Briefe charakterisiren jedoch mehr ihren Verfasser, als die, an welche sie geschrieben sind.

Werfen wir jetzt einen Blick in St. Pélagie und St. Lazare. In das erstgenannte Gefängniß ward R. den 20. vindémiaire an 2 (1793) geführt. So schlecht die enge Zelle war, in die man ihn hier einquartirte, so fand er sich doch mit philosophischem Gleichmuth in seine Lage, troz den Schlössern und Riegeln, und sezte seine gewöhnlichen Arbeiten fort; zumal da er, ungefähr nach Monatsfrist, ein Pläzchen bekam, wo er allein seyn konnte. In diesem Hause fand er außer seinem Freunde Chabroud (vielleicht ist's derselbe, der im April 1791 Präsident der Nationalversammlung war) den Maler Robert, einen verdienstvollen Künstler, an den auch Eulalie auf Verlangen ihres Vaters bey Uebersendung von Savary's Lettres sur l'Egypte einen S. 32. mitgetheilten Brief schrieb. Auch andere ausgezeichnete Personen erscheinen hier; z. B. S. 62 der Viceadmiral von Frankreich, ci-devant Comte d'Estaing, von welchem R. T. I. p. 63 sagt: frappé de la foudre populaire, et peut-être aussi grand dans son calme modeste à Ste. Pélagie qu'il était sur son bord amiral et devant la Grenade etc. Um sich her erblickt R. wenig Standhaftigkeit. Er selber liest und schreibt, übersezt auch für den

Druck an einem Werke von Smith, während vor seiner Thür in dem langen Corridor, wohin die Thüren der Zellen der Gefangenen gehn, ein unaufhörliches Schwatzen und Deräsonniren von mehr als funfzig, und aus den andern Corridors von noch anderthalb hundert Stimmen ertönt. Nur ein Paar Mal hat er die traurige Freude, einen der Seinigen durch das Gitterfenster des Corridors, in dessen Hintergrund er wohnt, auf Augenblicke zu sehn.

Nach beynahe vier Monaten wird er (es war d. 12 pluviosse, Nachts) nach St. Lazare gebracht. Die Briefe von da fangen an T. I. p. 276. In der Stunde, wo er alle Augenblicke erwartet, mit den andern fortgeschafft zu werden, hat er Ruhe genug, um gesammelten Geistes an seine Tochter über die Geschichte der Schweiz, über die Fähigkeit der französischen Sprache zur treuen Uebersetzung des Lateinischen zu schreiben, und mit Delille in Uebertragung der virgilischen Verse Qualis populea etc. (T. I. p. 271) zu wetteifern. Die Erzählung der nächtlichen Versetzung nach St. Lazare zugleich mit 79 andern détenus S. 286. f. versetzt uns ganz in diese Schreckensscene; noch schwärzere Schatten sind in dem Gemälde, welches der 86. Brief enthält. Es ist empörend zu sehn, daß recht absichtlich ganz gemeine Criminalverbrecher, der Auswurf der menschlichen Gesellschaft, aus Bicêtre nach St.

Lazare geschickt werden, um diesen Ort, den angewiesenen Aufenthalt vieler Ex-Adlichen, Priester und hommes de lettres, als eine des grandes sentines de la République (T. I. p. 312) den Parisern darzustellen. Jene Verbrecher legen denn gleich nach ihrer Ankunft Feuer an unten im Gebäude, und nun heißt es, ohne alle Unterscheidung der Personen, beym Volke: que Saint-Lazare est entré en insurrection.

In St. Lazare wohnt R. mit Chabroud und einem Dritten in Einem Zimmer. Dort hat er eine schöne Aussicht nach einem Park und den Vorstädten bis zum Mont Valerien hin; hier sind keine Gitterfenster; die Luft ist freyer, kurz das Lokal heiterer und weniger ungesund, als zu Ste. Pélagie; nur von seiner Frau und Tochter, die ihm sein Essen bereiten, entfernter. Mit etwas erheitertem Blick folgt man in die kleinen Conversazionsscenen von St. Lazare, wo man die alten Pariser wieder erkennt; wie S. 317 — 325. Hier Ein artiger Zug von Dem. Dervieux p. 317, die ehmals als Opernsängerin reich geworden war. L'ex-bénédictin Malitourne, homme respectable, âgé de soixante-sept ou soixante-huit ans, ci-devant procureur général de la riche congrégation de St. Maur, c'est-à-dire, administrateur d'une immense fortune; je l'avais vu sortir de sa chambre, à pas de vieillard,

portant entre ses deux mains sur sa poitrine une mauvaise assiette, comme un diacre porte une patène, et aller à la marmite recevoir sa subsistance que j'appelle son viatique. N. erzählt dieß im Zimmer der Dervieux; sie schlägt den Anwesenden eine Collecte zu seiner Unterstützung vor, lösche die Lichter aus, überzählt nachher das Gesammelte, fügt für sich ein Ansehnliches hinzu; übernimmt es auch, dem ehrwürdigen Alten alles auf eine feine Art zuzustellen. Roucher sieht sich nun zu folgendem Quatrain veranlaßt, das man unterzeichnet Malitourne:

À mes compagnons d'infortune,
sur la citoyenne Dervieux.

Vous aimez son sourire et sa grâce et ses yeux;
Moi, je les aime aussi; mais ce qui plus me touche,
C'est d'entendre son coeur, alors que par sa bouche
Il plaide pour les malheureux.

Dieß Quatrain zieht bey der Dazwischenkunft eines Eifersüchtigen ein Paar andere von Roucher nach sich, die man im Zusammenhange nachlesen muß.

Eben diese Dervieux erzählte (T. II. p. 13) folgendes Bonmot von der berühmten Operntänzerin Sophie Arnould. Sophie, depuis la révolution, a acheté un bien national, une maison de campagne, qui avait appar-

tenu à des moines. Là, elle s'est arrangée de son mieux pour vivre heureuse dans la retraite, avec les débris de son ancienne fortune. Elle a conservé l'église qu'elle a convertie à son usage, et sur le fronton elle a placé une inscription que son esprit plaisant a trouvée. Là, on lit en gros caractères: ITE, MISSA EST. (Allez-vous en, la messe est dite).

Noch einige Bonmots. Es ist die Rede von Mad. de Staal (Verfasserin der Mémoires, nicht zu verwechseln mit Necker's Tochter) T. II. p. 53: On lui a reproché d'avoir eu le coeur tendre; on l'a même accusée de galanterie. Comme elle parlait un jour de faire son portrait, quelqu'un lui demanda comment elle ferait quand elle serait arrivée à son coeur. Je ne me peindrai que jusqu'au buste. Ce fut sa réponse. — Der Präsident Dupuys kaufte eine Tragödie, betitelt Tiberius, und ließ sie unter seinem Namen aufführen (T. II. p. 199). La pièce tomba et le président en fut quitte pour son argent déboursé et cette épigramme rembourrée:

Pourquoi du malheureux Tibère,
Blâmer le président Dupuy!
Si sous son nom il n'a pu plaire,
Aurait-il plus plu sous celui
De celui qui, pour le lui faire,
A reçu dix écus de lui? —

Mit dem erwachenden Frühling fühlt der Verfaſſer des Gedichts les Mois, gerade bey der freyen Ausſicht auf die lachende Gegend, die er nicht, wie ſonſt, als enthuſiaſtiſcher Freund der Natur und als Botaniſt (mit Recht ſagt er T. II. p. 102: Un botaniſte paſſioné n'eſt pas conſpirateur) an der Hand ſeiner Tochter durchſchweifen kann, ſich doppelt als Gefangenen, zumal da er eben Thomſon's Sommer überſetzt. (T. II. p. 103; vergl. p. 107). Gern theilt man die nun erwachende Ungeduld und Unruhe der thätigen Seele, die vorher hinter den dicken, hohen Mauern von Ste. Pelagie ſich faſt in ſich zurückgezogen hatte. Doch beherrſcht R. ſich auch hier; ſeine Phantaſie geht in glücklichere Zeiten zurück. Reizend iſt das Bild ſeiner Spaziergänge in der Gegend von Falaiſe-Tourny T. II. p. 103. f. Beyläufig führt er ein Paar von den Inſchriften an, die er dort anbrachte, die ich für Freunde der höhern Gartenkunſt, als paſſend gewählte anführe:

Dans un endroit où la Maudre, déjà près de ſon embouchure dans la Seine, ramaſſe toutes ſes eaux et fait une chute en caſcade bruyante; ſur un grand aulne que le haſard a fait naître, juſte au milieu de la rivière, préciſément à l'endroit où elle tombe, ces quatres vers animaient encore la ſcène:

Quand le ſort vous oppoſe un obſtacle jaloux,
Mortels, n'imitez pas cette bruyante ſource;
Sans murmure ſoumettez-vous,
Et ſuivez en paix votre courſe.

Dans un autre ſite, le plus beau de toute la vallée et où un véritable moulin tourne et moud pour les villages voiſins, je faiſais parler la rivière en ce quatrain:

Le beau ſans utile n'eſt rien.
Riche, qui viens jouir de mon charmant rivage,
Imite-moi; ſur ton paſſage,
Comme moi, fais un peu de bien. —

Einige Male hat er auch in St. Lazare die Freude, die Seinigen wenigſtens aus der Ferne zu ſehn; einmal auch ſeine Tochter einige Stunden bey ſich zu haben. Auch erſetzt ihm die durch eine poetiſche Epiſtel gewonnene Bekanntſchaft mit einer liebenswürdigen, aber in tiefe Schwermuth verſunkenen Frau, Mme. Maillet, die er gewöhnlich mit dem Namen Aiguille-Pinceau bezeichnet, einiger Maßen den gewohnten Umgang mit ſanften weiblichen Weſen. Doch muß er auch in St. Lazare manche peinliche Lage überſtehen lernen. Oefters geben Umſtände Anlaß zur Furcht, daß alle Correſpondenz werde unterſagt und ſorgfältig verhindert werden. Einmal veranlaßt die ſchon in Ste. Pélagie (ſ. T. II. p. 47. 88) angeſtiftete, in St. Lazare entdeckte Verſchwörung von Ronſin, Pereyra und Déſieux die ſtreng-

sten Visitationen; man hatte den Gefangenen auf eine Zeit lang Uhren, Messer ꝛc. weggenommen; auch die Schlaguhr aufgehalten (T. II. p. 185. f.) Bey dieser Gelegenheit ein Zug, der, wenn ich nicht irre, zu seiner Zeit auch durch die Zeitungen bekannt wurde, den man hier aber aus der ersten Quelle hat. (T. II. p. 189): J'ai conversé avec la personne à l'Aiguille Pinceau *) Quoique la recherche fût déjà adoucie quand on est arrivé la nuit dans sa cellule, elle a été horriblement rembrunie par un mot qui n'a pas besoin de commentaire; il suffit de le rapporter dans sa pureté native. Le voici. L'Aiguille-Pinceau représentait, avec sa voix douce et modeste, que, si on la privait de son couteau, elle ne saurait plus comment couper son pain, n'étant pas assez forte pour le rompre. Eh bien! lui a répondu tranquillement l'un des visiteurs,

*) Madame Maillet morte victime de la tyrannie décemvirale, le 8. thermidor. Cette femme intéressante périt par erreur de nom. Elle fut arrachée de la prison de Saint-Lazare, et conduite au tribunal révolutionaire à la place de Madame Maillé. Quoique la méprise fut reconnue, ce tribunal de sang la condamna néanmoins à la peine de mort, sous pretexte que cette conspiratrice ne devant pas échapper au sort qui l'attendait, il était indifférent qu'elle pérît un peu plutôt ou un peu plus tard.

on te le rendra, si tu dînes encore. Je ne sais ce que c'est qu'un pareil repondant, mais à-coup-sûr, ce n'est pas un homme. Von seiner Beschreibung dieser und ähnlicher Auftritte sagt er selbst zu seiner Tochter (T. II. p. 195): On est bien aise d'avoir dans sa galerie des tableaux que Vernet a tracés de l'orage, au milieu même de l'orage. On est bien sûr alors d'avoir sous ses yeux une traduction fidelle de la nature. — Ein Paar Monate vor Roucher's Tode wurde einer seiner jüngern Freunde, der ihm im Gefängniß bey seiner Uebersetzung des Smith half, Cezeron, ihm von der Seite gerissen, um unter der Guillotine zu fallen (T. II. p. 202). Um so mehr mußte er längst ein ähnliches Schicksal erwarten. Doch moralisirt, kritisirt und botanisirt (die Pflanzen schickt seine Tochter; Mad. Maillet hilft beym Auftrocknen) er ruhig fort.

Oft geben die Umstände ihm Veranlassung, die Vorstellungen seiner Phantasie, noch öfter die Gefühle seines Herzens, in Versen zu ergießen. Darf man gleich in diesen Gelegenheitsgedichten (ich bin weit entfernt, sie durch diese Benennung herabwürdigen zu wollen; sind doch die meisten lyrischen Gedichte Gelegenheitsgedichte, und meist nur um so besser, wenn anders der Dichter Meister seiner Kunst ist) keinen hohen poetischen Schwung suchen,

der dahin nicht gehört: ſo ſind ſie doch alle leicht und glücklich verſifizirt; alle der Abdruck eines von Liebe und Freundſchaft erwärmten, durch Feinheit der Empfindung verſchönten, durch Rechtſchaffenheit der Geſinnung in Leiden geſtärkten, männlichen Gemüths. Zuerſt finden ſich p. 17 — 21 Stanzen A ma fille, le 1er nov. 1793, als ſie ihm Blumen geſchickt hatte. Er redet die Blumen an; ſie rufen ihm die Freuden zurück, die er ehmals in Gärten und Hainen an der Hand ſeiner Tochter genoß. Ich ſetze nur den Schluß her:

Adieu! jardins dont j'eſpérais encore
Cueillir les dons; charmans jardins, adieu!
L'automne en vain de nouveau vous décore;
Loin des beautés que ſes pas font éclore,
Il faut gémir dans cet horrible lieu.

Non, je renais à la vie, à l'étude.
L'aimable aſpect des branchages fleuris,
Vient éclaircir ma noire ſolitude;
Ma fille a ſú dans ſa ſollicitude
M'environner des ces rameaux chéries.

Sa piété naïve, ingénieuſe,
A trouvé l'art de corriger mon ſort.
Ces beaux aſters à tête radieuſe,
Et cette inule à taille ambitieuſe
Vont ſous mes doigts triompher de la mort.

Oh! quand ces fleurs orneront la parterre
Que la ſcience ouvre aux plantes deſſéchés,

Oh!

Oh! puisse alors ma fille solitaire,
Sur ses rameaux bienfaiteurs de son père,
Tenir par fois ses regards attachés!

Puis les baignant de ses pieuses larmes,
Leur dire: „Vous, qu'en ma jeune saison
„J'osai cueillir dans nos grands jours d'alarmes,
„Je vous salve, ô fleurs de qui les charmes
„Ont de mon père adouci la prison.“

Andre, größtentheils kleinere Gedichte an seine Tochter stehn T. I. p. 170. 197. 228. 258 f. 330. f. und T. II. p. 23. ein kleines Gedicht in einem Briefe, den er im Namen Jean Lafontaine's schreibt, um sie zu einer englischen Correspondenz mit Chabroud zu bewegen. — T. I. p. 191. f. ermahnt er in einer kraftvollen Epistel seinen Freund, M. de S*****, von seinen (Roucher's) Leiden den Blick auf das unglückliche Vaterland zu richten. Er habe dulden und sterben gelernt. — S. 206. f. eine Epistel an Mme. L*** über die Tabagie, die sich vor der Thür seiner Gefängnißzelle etablirt hatte, und eine andere S. 218. f. als Danksagung für einen ihm übersanden theuren Vogel. Ein rührendes Gedicht an seine Frau steht S. 234. f. Er versetzt sich in ihre Lage, wenn die Briefe von ihm ausbleiben, hört sie klagen, und schließt mit der Antwort:

Ta plainte ne sera point vaine,
Je consolerai tes malheurs.

Je t'offre la plus douce image
Que puisse t'offrir mon amour;
Vois Emile, vois son jeune âge,
Regarde sa soeur tour-à-tour,
Et cherche aux traits de leur visage,
Celui qui leur donna le jour.
Si ces traits te parlent, sans cesse,
De gratitude, de tendresse,
Du désir de vivre pour toi,
Cette voix n'est pas mensongère;
Mon organe auprès de leur mère,
Mes enfans sentent comme moi.

Poetische Epistel à l'archange Raphael p. 282. f. vgl. T. II. p. 165. Ferner p. 248. f. an Mne. Den***, worin er ihr seine Freude über die Genesung des M. Morel, Verfassers der Théorie des Jardins, der auch die Gärten von Ermenonville und Guiscard angelegt hat, bezeugt. Es finden sich hier einige liebliche Malereyen. — S. 303 schreibt er an Mme. L***: Nous allons au spectacle chercher le plaisir de la terreur, de la pitié, souvent pour des faits supposés, et toujours pour des actions qui se sont passées loin de nous; l'époque des révolutions sociales est bien plus féconde et plus riche en évenemens faits pour intéresser les contemporains, sur-tout quand ils voient la liberté publique s'élever du milieu des ruines du malheur:

Au milieu des jours dévorans

Que la canicule ramène,
Quand l'aile rapide des vents,
Dans le vague des airs, promène,
Des tempêtes, des ouragans
Le magnifique phénomène;
Quand l'eau des cieux roule en torrens
Et que sur la face des champs,
Le fleuve qui grossit et gronde,
Sorti de sa grotte profonde,
Amoncèle ses flots errans;
Le lâche enfant de l'ignorance,
Les yeux stupidement ouverts,
S'épouvante et dans ces revers
Ne voit pas même l'espérance
De quelque bien pour l'univers;
Mais l'homme, enfant de la science,
Garde sa première assurance
Dans ces désastres du moment.
Au flambeau de l'expérience
Il lit par delà l'apparence;
Et du heurt de chaque élément
Voit naître un long enchaînement
De jours plus riches d'abondance.

Noch, ein kleines Gedicht über die Zeit S. 199, das ausgehoben zu werden verdient:

Quel trésor divers, que le temps!
Que d'objets opposés, à-la-fois il rassemble!
Là, pour nous, se trouvent ensemble
Vices, vertus, erreurs, ignorance et talens.
Dans ce fleuve qui va sans cesse
Minant, sans bruit, le sol qu'il prend soin d'arroser,
Mise en dépôt par la sagesse,
Roule la future richesse;
Mais il faut savoir l'y puiser.

Daneben mag ein anderes Gedichtchen (T. II. p. 291) stehn, als Beweis, wie gut R. jede kleine Gelegenheit benutzt, etwas Gefälliges, Passendes zu sagen. Seine Tochter will herborisiren gehn in die Wiesen von Gentilly. Dort wird sie mit ihrer Mutter und dem Archange Raphael an eine Quelle kommen, an der sie sich ehemals gemeinschaftlich ergötzten. Sie sollen ihr in seinem Namen eine Libation von ihrem eignen klaren Wasser bringen, und dreymal sagen:

Salut! ornement de ces bords,
Belle nymphe, dont l'onde pure
Sur des cailloux roule, murmure
Et court épancher tes trésors
Sur de frais tapis de verdure.
Salut! ton cristal argenté,
Pressé d'errer à l'aventure
Dans un labyrinthe enchanté,
Y jouit de la liberté;
Et celui qui t'offre en hommage
Des vers pleins de ta douce image,
Gémit dans la captivité.

Endlich T. II. p. 82 eine Epistel an Desfontaines, Professor der Botanik und S. 139. f. eine an die schon erwähnte Mme. Maillet, die in St. Lazare die Entfernung von einer liebenswürdigen Tochter beweinte; voll Zartheit einer des Mitgefühls bedürftigen, Mitgefühl ausgießenden Seele. Sehr richtig ist Eulaliens Urtheil darüber T. II, p. 158.

Sehr zu bedauern ist, daß R. durch seine damalige Lage gehindert wurde, die Wiedereroberung von Toulon zu besingen, wie er unfehlbar würde gethan haben (T. I. p. 124). Vielleicht war damals in Frankreich kein Dichter, der zu einem lyrischen Gedicht der höhern Gattung sich besser geeignet hätte, als Roucher, er, zu welchem J. J. Rousseau einmal sagte: J' avais contre la langue française deux préjugés. Je ne la croyais faite ni pour la grande musique ni pour la grande poësie. M. Gluck m'a détrompé du premier, vous me détrompez du second.

Nicht weniger, vielleicht noch mehr Aufmerksamkeit als die angeführten eignen Gedichte, verdienen die im Gefängniß von R. gemachten Versuche von Uebersetzungen lateinischer Dichter. Sie gehören, meines Bedünkens, zu dem Besten, was die französische Sprache in diesem Fach aufzuweisen hat. Schade nur, daß deren nicht mehrere sind. Er rang mit ihr auf eine seltne Weise, um mit Kraft und Präcision des Ausdrucks den höchstmöglichen Grad der Treue zu verbinden. Es ist bekannt, wie ausnehmend hoch die Franzosen Delille's Uebersetzung der Virgilischen Georgica schätzen. Man erinnere sich nur, mit welcher Zufriedenheit Delille selbst in der Vorrede zu seinem Homme des champs vom erhaltenen Beyfall spricht. Wir finden hier (T. I.

p. 271) die berühmte Stelle aus Georg. IV, 511. sq.

Qualis populea moerens Philomela sub umbra
Amissos queritur foetus, quos durus arator
Observans nido implumes detraxit; at illa
Flet noctem, ramoque sedens miserabile carmen
Integrat, et moestis late loca questibus implet.

Diese übersetzt Delille:

Telle sur un rameau, durant la nuit obscure,
Philomèle plaintive attendrit la nature,
Accuse, en gémissant, l'oiseleur inhumain,
Qui glissant dans son nid une furtive main,
Ravit ces tendres fruits que l'amour fit éclore,
Et qu'un léger duvet ne couvrait pas encore.

Nun Roucher's Uebersetzung:

Telle pleure et gémit la triste Philomèle,
Quand sur un peuplier sa voix traînante appelle
Ses petits, nus encor, ravis à son amour.
La nuit règne et tout dort; mais elle, jusqu'au jour,
Sur le même rameau, dit sa longue complainte,
La redit et des bois remplit au loin l'enceinte.

Schade, daß in der letztern der durus arator, observans nido, nicht ausgedruckt ist. Sonst ist die zweyte Uebersetzung offenbar treuer, als die erste. Deutlicher zeigt sich indeß, was ich oben von Roucher's Uebersetzermanier sagte, bey Vergleichung der 23 Anfangsverse der Georgica T. II. p. 69. f. p. 71. f. Ich setze

nur die Uebersetzung der ersten zwölf Verse des Originals her:

Quid faciat laetas segetes, quo sidere terram
Vertere, Maecenas, ulmisque adiungere vites
Conveniat, quae cura boum, qui cultus habendo
Sit pecori, atque apibus quanta experientia parcis:
Hinc canere incipiam. Vos, o clarissima mundi
Lumina, labentem coelo quae ducitis annum;
Liber et alma Ceres: vestro si munere tellus
Dodoneam pingui glandem mutavit arista,
Poculaque inventis acheloia miscuit uvis;
Et vos agrestum praesentia numina, Fauni,
Ferte simul Faunique pedem Dryedesque puellae:
Munera vestra cano.

Delille:

Je chante les moissons; je dirai sous quel signe
Il faut ouvrir la terre et marier la vigne;
Les soins industrieux que l'on doit aux troupeaux,
Et l'abeille économe et ses sages travaux.
Astres qui poursuivant votre course ordonnée,
Conduisez dans les cieux la marche de l'année;
Protecteurs des raisins, déesse des moissons;
Si l'homme encor sauvage, instruit par vos leçons,
Quitta le gland des bois pour les gerbes fécondes
Et d'un nectar vermeil rougit les froides ondes;
Divinités des prés, des champs et des forêts,
Faunes aux pieds légers, vous, nymphes des guérets,
Faunes, nymphes, venez: c'est pour vous que je chante.

Roucher:

Comment naissent pour nous de riantes moissons,
Mécènes, sous quel astre on tourne les sillons,
Où la vigne docile à l'ormeau se marie,
Les soins dus aux troupeaux, enfin qu'elle in-
dustrie
De l'abeille économe acherte les faveurs,
Je le chante. O du monde immortels bienfai-
teurs
Dont les lois font rouler le cercle de l'année;
Bacchus; riche Cérès, si par vous couronée
De biens qu'elle ignorait, la race des humains
Quitta le gland des bois pour le trésor des grains
Et rougit d'un vin pur le crystal des nayades,
Inspirez moi; Silvains, Faunes, jeunes Driades,
Dieux visibles des champes; Driades, hâtez-vous,
Faunes, entourez-moi, Silvains, accourez tous:
Je célèbre vos dons.

Sehr interessant ist's, die feine Kritik beyder Uebersetzungen aus Eulaliens Feder (S. 109. f.) zu lesen. Auch Rec. zieht diese Probe der Roucherschen Uebersetzung, ungeachtet ihres air étranger, (s. p. 120) bey weitem vor. Vergl. übrigens das eigne billige Urtheil des gerechten Mannes T. II. p. 123. Wer muß aber nicht bedauern, zürnen und lächeln, wenn er (S. 90) liest: Ma dernière décadienne n'a pu obtenir le timbre du greffe auquel je l'avais présentée. Le concierge a été effrayé de ces huit pages mêlées de prose et de vers, qui sont bien loin de tout

projet, de toute pensée de conspiration. Quand Virgile écrivait le début de ses Géorgiques, il était bien loin de penser qu'il existerait un jour un pays, dans les Gaules, où la traduction de ses vers, en vers bons ou mauvais, n'auraient pas la permission de passer d'un père à sa fille.

Noch findet sich T. I. p. 202 eine Uebersetzung und außerdem eine Nachahmung der Horazischen Strophe: Linquenda tellus etc. Bedeutender ist die Uebersetzung der Ciceronischen Verse aus de Div. I. 47.

Ut Jovis altisoni subito pinnata satelles
Arboris e trunco, serpentis saucia morsu,
Ipsa feris subigit, transfigens unguibus anguem
Semanimum et varia graviter cervice micantem.
Quem se intorquentem lanians rostroque cruentans,
Jam satiata animos, jam duros ulta dolores
Abiicit efflantem, et laceratum affligit in undas,
Seque obitu a solis nitidos convertit ad ortus.

Diese von Voltaire bekanntlich bewunderten Verse wurden von ihm so übersetzt:

Tel on voit cet oiseau qui porte la tonnerre,
Blessé par un serpent élancé de la terre;
Il s'envole, il entraîne au séjour azuré
L'ennemi tortueux dont il est entouré.
Le sang tombe des airs; il dechire, il dévore
Le reptile acharné qui le combat encore;
Il le perce, il le tient sous ses ongles vainqueurs,

Par cent coups redoublés il venge ses douleurs.
Le monstre, en expirant, se débat, se replie;
Il exhale en poisons le reste de sa vie,
Et l'aigle tout sanglant, fier et victorieux,
Le rejette en fureur, et plane au haut des cieux.

Nun höre man Roucher (T. I. p. 232):

Tel sur le même tronc où le blesse un serpent,
Tel se venge soudain l'oiseau du Dieu tonnant.
De sa serre allongée il saisit, il arrête,
Le reptile qu'il perce et qui, dressant la tête,
Se replie et combat de son dard acéré.
En proie au bec tranchant, le monstre déchiré
Tombe en lambeaux et meurt; de rage et de vengeance
L'oiseau rassasié, le rejette et s'élance
De l'occident obscur à l'orient vermeil,
Digne d'y retrouver les regards du soleil.

Jeder Leser von Geschmack wird die Gründe des Vorzugs leicht selbst finden. Entwickelt hat sie Eulalie T. I. p. 152. f. 173. f. und auch hier ihren scharfen, feinen und richtigen Blick bewährt.

Auch Pope's Universal Prayer (s. T. II. p. 138) fing R. an treu zu übersetzen. Doch schon genug der Beweise unsers gegründeten Bedauerns, daß gerade dieser Mann in der Reife seines Talents der französischen Litteratur durch die Guillotine entrissen werden mußte.

Außer diesen Versen findet man in den Briefen noch einen reichlichen Vorrath interes-

samer kritischer Bemerkungen über classische Schriftsteller, die den reinen Geschmack Roucher's und seiner Schülerin beurkunden. Wie weit jener, durch die Alten gebildet, sich über die meisten seiner Landsleute erhob, davon wird schon folgende Aeußerung genugsam zeugen (T. I. p. 227): Tu sens que ce beau tient à une grande simplicité. Point d'efforts, point de dépense d'esprit chez les Anciens; ils sont bien, comme l'est une belle femme, tout naturellement. Un mot leur suffit pour produire un grand effet. A nous Français, il nous faut des combinaisons recherchées des mots...... Oh! que de modernes auxquels on peut appliquer le mot qui échappa à Racine, lorsqu'il entendit, à l'académie, la lecture d'une traduction du grec de Démosthènes par Tourreil: Le bourreau! il fera tant qu'il donnera de l'esprit à Demosthènes. Je sais très bien que ces fautes, loin de déplaire à nos chers compatriotes, n'en sont pas même apperçues; mais souviens-toi que tous les hommes regardent et que tous ne volent pas. On apprend à voir, comme à marcher; mais c'est toujours de très-bonne heure etc. Vergl. T. II. p. 122. 197, 198. Mit Vergnügen liest man seine Bemerkungen über Tasso's Amint T. II. p. 123. f.; sein strenges Urtheil über Chénier's Hymnen T. II.

p. 264; seine Bemerkungen über den Gebrauch des Relativs qui in der französischen Poesie T. I. p. 183, 184; eben so seine Anpreisungen des Montaigne, Labruyere, der Sévigné ꝛc. Hier zur Probe dieser Gattung nur, was er von Thomson sagt, weil er dabey zugleich auf einen, vielleicht noch nicht beachteten, unterscheidenden Charakterzug der englischen und der französischen Nation und Litteratur aufmerksam macht: C'est un très-grand poëte que Thomson! quelle richesse d'images! quelle vivacité! quel éclat de couleurs! quel heureux mélange de sensibilité et de mélancolie, d'esprit philosophique, d'amour pour son pays et pour l'humanité, d'observations fines, ingénieuses et de connaissances savantes! comme il peint bien tout ce qu'il voit, et comme il a bien vu tout ce qu'il peint! C'est grand dommage qu'il ait trop multiplié des détails qui, à nous Français, formés plus que les Anglais à l'école des anciens, (Hier kann man nicht unbedingt beystimmen. Im Ganzen wurden und werden die Alten in England gewiß häufiger und eindringender studiert, als in Frankreich. Die poetischen Werke der Engländer aber haben demungeachtet mehr Originalität, als die der Franzosen. Nach dem Leisten der Alten ist freylich der größere Theil der Französischen sorgsamer zugeschnitten; aber aus den besten Englischen weht ein Geist, der dem

Geist der Alten verwandter ist) paraissent un peu trop minutieux. Je sais qu'il est possible de l'excuser. Les personnes instruites, éclairées qui, dans tous les pays, forment seules la classe des lecteurs juges, vivent beaucoup à la campagne en Angleterre; et ce séjour habituel est pour elles une occasion journalière de saisir et d'amasser dans leurs pensées une foule d'objets qui les charment et qui ne nous disent rien, parce qu'ils n'existent pas pour nous Français, amateurs de la ville, et qui la portons encore avec nous, quand nous allons à la campagne. Cependant le temps viendra où nous serons, peut-être plus que les Anglais, citoyens des champs. La république établie sur la base des moeurs et des vertus, purgée de la gangrène financière, de l'excessive opulence qui ronge et corrode toutes les ames sous les monarchies, toujours (?) depensières et prodigues, les campagnes seront plus habitées. Les orages mêmes de la liberté repousseront vers la vie champêtre le plus grand nombre des hommes toujours faibles et pusillanimes, et les charmes du repos seront pour eux un lien qu'ils n'auront plus envie de briser. Alors devenus plus pensifs, plus observateurs, ce qui nous déplaît aujourd'hui, nous plaira, et Thomp-

son et ses disciples seront lus avec intérêt. Ils auront même des imitateurs.

Doch genug, und vielleicht schon zuviel. Die Originalausgabe dieses Werks erschien, meines Wissens, 1797, auch in zwey Octavbänden. Der Hamburger Abdruck ist auf gutem Papier correct gedruckt, mit geringen Ausnahmen. Dahin gehört die häufige Verwechselung von Ausrufungszeichen mit Fragzeichen. Das beygefügte, erst am Tage vor seinem Tode gezeichnete Portrait Roucher's wäre eine willkommnere Zugabe, wenn es besser gestochen wäre. Die Unterschrift ist:

A ma femme, à mes enfans, à mes amis.

Ne vous étonnez pas, objets sacrés et doux,
Si quelqu'air de tristesse obscurcit mon visage;
Quand un savant crayon dessinait cette image,
J'attendais l'échaffaud et je pensais à vous.

Am 7. Thermidor, um 11 Uhr Morgens, erschien R. vor dem Revolutionstribunal. Nachmittag um 5 Uhr war er nicht mehr. Von acht und dreyßig zusammen Hingerichteten starb dieser Freund seines Vaterlands und der Freyheit, dieser Verehrer der Tugend und der Musen, als der Letzte: als vorgeblicher Chef einer Verschwörung. Eine gerechtere Nachwelt wird deinen Namen stets mit Achtung nennen, edler Roucher!

Diese ausführliche Anzeige würde ihren Verfasser gereuen, wenn sie eine deutsche Uebersetzung des Werks veranlaßte. Für gewöhnliche Uebersetzer taugt es durchaus nicht. Der darin herrschende feine Conversazionston mit seinen mannigfaltigen Schattirungen würde eine sehr geübte Hand erfodern, und die so häufig eingemischten Verse möchten auch diese öfters in Verlegenheit setzen. Ohnehin kann das Werk nur für den, der Französisch versteht, und in der alten und neuern Litteratur nicht ganz fremd ist, hinreichendes Interesse haben.

IX.

Christian Garve's Vertraute Briefe an eine Freundin. Leipzig, bey P. Phil. Wolf und Comp. 1801. IV. und 266 S. 8.

Garve ist ein zu merkwürdiger Mann, als daß man außer dem Schriftsteller, den man kennt, nicht auch den Menschen so genau als möglich kennen zu lernen wünschte: ein Verlangen, welches durch die sichere Aussicht verstärkt wird, die längst gefaßte Hochachtung für jenen durch die nähere Bekanntschaft mit diesem, insonderheit wie er in den einfachen Verhältnissen des Sohnes und des Freundes erscheint, zu erhöhen. Um so willkommener waren uns neulich Dittmar's Erinnerungen aus seinem Umgange mit dem Verewigten, die wir zunächst anzeigen wollen; noch ungleich willkommener aber die eignen Briefe unsers Freundes, die wir jetzt anzeigen. Mit Recht sagt der Herausgeber von ihnen: Auch der Gelehrte kann sich wohl dieser Briefe freuen; er sieht

in ihnen den Geist blühen, von dem er die Früchte kennt und schätzt. — Allerdings erblickt man hier in Garve, dem jungen Manne, mit Vergnügen den früh gereiften, nach einem festen Ziele strebenden Geist; und sieht mit Theilnahme, wie sich sein Lebensplan in seiner Seele entwickelt, selbst während man ihn in den Zirkel seiner Familie, seines Jugendlehrers und erlesener Freunde begleitet.

Alle hier mitgetheilten Briefe sind nach dem Zeitpunkt, wo G. in Halle Magister geworden war, an eine junge, verheirathete Freundin in Leipzig, unmittelbar nach seiner Entfernung von dieser ihm vorzüglich werthen Stadt, vom May 1767 bis Ostern 1768 (denn um diese Zeit kehrte er nach Leipzig zurück, um sich dort als akademischer Lehrer zu habilitiren) geschrieben: einige aus einem Schlesischen Dorfe, wo sein ehemaliger Hofmeister, Ringeltaube, Pfarrer war; alle übrigen aus Breßlau.

Beyspiele einer enthusiastischen Freundschaft, die zwar innerhalb der Grenzen inniger Freundschaft bleibt, doch durch die Symptome gegenseitiger zarter Sehnsucht und ununterbrochenen Verlangens nach Gedankenwechsel, auch wohl mit Anwandlungen einer Eifersucht, die man kaum sich selbst gesteht, verbunden ist, finden sich, meiner Erfahrung nach, am ersten zwischen zwey Personen verschiedenen Geschlechts, wo

sich in dem Manne philosophischer Geist, als das Herrschende seines Wesens, mit gebildetem Geschmack und mit jener Wärme des Gefühls, die sich von Stoischer Kälte und glühender Leidenschaft in gleicher Entfernung hält, — in der Frau Lebhaftigkeit des Geistes und Gefühls, auch gepaart mit regem, doch noch weniger ausgebildetem, Sinn für's Schöne, vereinbart. Ein solches Beyspiel gibt nun auch Garve's früheres Verhältniß, das dem Freunde nicht minder, als der Freundin, zur Ehre gereicht. Kaum hätte man dem gleichmüthigen Philosophen, wie wir ihn aus seinen Büchern kennen, so viel Leben des Gefühls und der Phantasie zugetraut; wiewohl es auch hier, bey genauerer Betrachtung, dem Hange zur Spekulation untergeordnet erscheint. Denn der Selbstkenner hat Recht, wenn er S. 53 an seine Freundin schreibt: „Ich glaube, Sie müssen es schon bemerkt haben, daß es eines von meinen Steckenpferden ist, über alles, was in mir und um mich herum vorgeht, zu philosophiren, jede Begebenheit, wenn sie auch die natürlichste und gewöhnlichste von der Welt ist, zu erklären, und aus Gründen zu zeigen, wie sie möglich gewesen ist.“ Wie rein übrigens das Verhältniß an sich war, und mit welcher höhern Stimmung des Gemüths es zusammenhing, zeigt schon S. 40: „Ich freue mich, theuerste Freundin, daß unsere Freund-

schaft von der Beschaffenheit ist, daß meine Seele von dem Andenken an Sie unmittelbar zu dem Gedanken an Gott, unsern grossen und gemeinschaftlichen Freund, übergehn kann, zu dessen Verehrung solche Seelen, wie die Ihrige, geschaffen wurden. Meine Seele steigt durch diese Stufen auf eine leichtere Art bis zu ihm hin, u."

Will man Garve als Sohn, als Verwandten, als Beobachter merkwürdiger Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens kennen lernen? Man lese den rührenden Ausdruck seiner Empfindungen beym Wiedersehn seiner Mutter S. 13. ff., bey Betrachtung einer unglücklichen, ihm verwandten Familie S. 120. f. An der letztern Stelle ist das Wahre so anschaulich erzählt, daß man in einem Roman die Schilderung der mitleidswürdigen Mutter am Bette des todtkranken Kindes vortreflich finden müßte. Anziehend ist auch das Bild des Fräulein Mucius im Kloster der barmherzigen Schwestern S. 229. f., und das Portrait der geistreichen Frau von Wyllamons S. 248.

Was den Plan seines Lebens betrifft, so erfahren wir hier verschiedene fehlgeschlagene Unterhandlungen zu der von seinen Verwandten gewünschten Beförderung als Hofmeister oder als Schulmann, die fehlschlagen mußten, weil er selbst zu beyderley Lagen keine Neigung hatte. Der Trieb, ganz den Wissenschaften

zu leben, dabey aber, wo möglich, die große Welt kennen zu lernen, da sein feiner Sinn ihm früh den Ton des gebildetern Umgangs zum Bedürfniß machte, siegte zuletzt. Beym Kampfe mit einem frühe kränkelnden Körper äußert sich doch allenthalben sein wohlwollendes, edles Herz, das wenigstens im Anblicke des Glückes Anderer sein eignes sucht, wenn es selbst gleich oft entbehren muß. Rührend war mir sein Ausruf S. 129: „O Freundschaft und kindliche Liebe, deinen geheiligten Banden sey meine ganze Seele gewidmet!" Denn nimmt man, was sich von selbst versteht, seine gemeinnützige, rastlose Beförderung echter Lebensphilosophie hinzu, und erinnert man sich, wie Garve bey weitem den größten Theil seines Lebens hindurch, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, nur als Sohn, Verwandter, Freund und Schriftsteller, im Genuß allgemeiner Achtung, nutzte: so muß man sagen: der redliche Mann hielt Wort.

Von seinen Freunden werden Gellert, Weiße, Reiz in Leipzig, und Hr. von Klöber in Breßlau am häufigsten erwähnt. Von dem damals eben verstorbenen Meinhard steht S. 122 folgende Anekdote: Bey seiner Abreise von Leipzig fragte ihn der Postcommissar Gellert, ob er nicht einige günstige Aussichten hätte. O ja, sagte er: die glücklichste Aussicht von der Welt — die Aussicht auf mein Grab.

Wir haben bisher diese Sammlung hauptsächlich betrachtet, insofern sie als Beytrag zur Charakteristik des Verstorbenen dienen kann. Fragt man nach dem Ton und der Schreibart der Briefe, so erwartet wohl jeder von selbst die Antwort, daß jener natürlich, diese klar und fließend sey. Können gleich die häufigen Klagen über Entfernung, die immer wiederholten Freundschaftsversicherungen u. s. w. für den Dritten nicht das Interesse haben, das sie für die Freundin haben mußten: so entschädigen doch dafür die damit meist unzertrennlich verbundenen inhaltsreichern Stellen. Ueberdieß sind die Menschen in der Aeußerung ihrer Gefühle sich nicht gleich. Manchen Freunden, vielleicht auch Freundinnen, genügt ein Wort, ein Handdruck, eine Thräne, ein erstickter Seufzer beym Abschied, auf Jahr und Tag als Bürge der treuesten Anhänglichkeit. Beständig wiederholte Versicherungen würden ihnen spielend vorkommen. Doch Andere fühlen anders. Auch war jene Weitläuftigkeit in Bezeugung — soll ich sagen, der Empfindung oder der convenzionellen Galanterie? — ehemals mehr Sitte als jetzt. Selbst Gellert, Garve'ns übertroffenes Vorbild, der durch seine Briefe, zumal durch die an Frauen gerichteten, den leichtern, natürlichern Ton angegeben hatte, ist von solchen Stellen nicht frey. Milde Wärme des Gefühls und Jünglingsphantasie,

die bey einem, wenn gleich gehaltenen, doch energischen Charakter, lebhaft seyn mußte, gibt Garve'ns Briefen, wenigstens hie und da, ein weniger unscheinbares Colorit, als die meisten seiner philosophischen Schriften haben. So finden sich hier einige glücklich durchgeführte Allegorien, wie S. 223. f. S. 264. f.

Auch in den vertrauten Briefen an eine Freundin wird man, wenn der Briefschreiber ein Philosoph ist, nach philosophischen Bemerkungen suchen. Nun finden sich hier einzelne gute, wenn gleich (wovon man das Gegentheil zu erwarten keinesweges berechtigt ist) eben keine tiefgehende, psychologische Bemerkungen; z. B. S. 68: „Ich habe überhaupt gemerkt, daß wahre Empfindung sich zwar richtiger, aber niemals so mannigfaltig ausdrücken lasse, als diejenigen, welche Geschöpfe der Einbildungskraft sind." Auch s. die artige Entwickelung der Entstehung des Unmuths S. 73. ff., und die Erinnerungen über den vortheilhaften Einfluß des Vergnügens auf Thätigkeit S. 182. f. Das Interessanteste im Buche aber, ich meyne, von Seiten des Gedankeninhalts, sind die Hauptzüge zur Philosophie der Liebe S. 188. ff. Ist letztere gleich meines Bedünkens vorzüglich in zwey Punkten mangelhaft; in der Angabe der Quellen unsrer Vorstellungen und Gefühle, wovon G. zu viel außer uns sucht, und in der unterlassenen ge-

nauern Unterscheidung der Liebe von verwandten Affekten, insonderheit von der Freundschaft: so lohnt es doch wohl die Mühe, die Hauptgedanken jener Theorie zusammenhängend darzustellen, je weniger G. in seinen übrigen Schriften diese Materie ausführlich behandelt hat, und je weniger wir überhaupt über dieselbe etwas ganz Befriedigendes haben möchten. Denn bald wird zuviel, bald zu wenig, Metaphysisches eingemischt. Auf jeden Fall wird man den zunächst an das Bedürfniß seiner Schülerin sich anschließenden Lehrer, so wie überhaupt den auch hier auf das Praktische gerichteten Philosophen nicht verkennen. Eine vollständige, erschöpfende Abhandlung erwartet in Briefen an die Freundin ein Vernünftiger nicht; treffende Bemerkungen, denen unser eignes Gefühl zusagt, wird er finden. An Präcision haben sie übrigens in diesem Auszuge desto unbedeutender verloren, je weniger sie in dieser Rücksicht zu verlieren hatten.

Jede unsrer Ideen ist nach einem Eindrucke von außen gebildet. Die Kraft zu empfinden ist also die vornehmste Fähigkeit unsrer Seele, nach deren Größe sich die übrigen richten. Eben dieselbe Lebhaftigkeit der Eindrücke, durch welche große Geister gebildet und zu großen Unternehmungen vorbereitet werden, bringt die Liebe hervor, wenn die Vollkommenheiten eines andern menschlichen Wesens

der Gegenstand sind. Eben diese Dauer, dieses Anhalten der Eindrücke, welche dem Mathematiker die langwierigsten und schwersten Untersuchungen vollenden hilft, bringt die Treue in der Freundschaft und die Beständigkeit in der Liebe hervor. Verbindet sich nun mit der Empfindung, welche durch Vollkommenheit und Schönheit erregt wird, noch jene süße Wallung, jenes Gefühl von Lust, die das Eigenthum der Liebe ist; unterstützt sie hier der Körper, sonst ein Störer unsrer geistigen Vergnügungen: dann knüpft die himmlische Göttin zwey menschliche Wesen unauflöslich an einander. Von dem geliebten Gegenstande sich verbreitend, sucht dann die Seele jede Tugend, jede Vortreflichkeit zu umfassen, und durch eine untergeordnete, aber eben so unveränderliche Liebe mit sich zu verbinden; und das mit desto größerer Leichtigkeit, je mehr sie durch Liebe Beharrlichkeit an den Ideen, die ihr wichtig geworden sind, erlangt hat.

Von tausenden, die sich mit einander verbinden, werden oft nur zwey von der wahren Liebe einander zugeführt. Denn die Eigenschaft, welche die Seele jenes Feuers der Empfindung fähig macht, ist eine eben so seltne Gabe, als die, welche den Verstand zur Hervorbringung neuer Ideen in den Stand setzt. Eine und dieselbe Quelle gießt die beyden Ströme, der Empfindung und der Einsicht,

aus; die Fähigkeit zu großen Leidenschaften bringt die großen Männer hervor; Heinrich der Vierte, wenn er in Nacht und Nebel, in einem Bauerkittel, durch die feindlichen Posten zu seiner geliebten Estrée schleicht; wenn er am Rande des Grabes ihr noch schreiben kann: Mon premier penser est à Dieu, et le second à Vous, braucht dieselben Fähigkeiten des Geistes, durch die er der große Feldherr und der trefliche König wurde.

Aber die Seele verhält sich bey der Liebe nicht bloß leidend. Ihre eigne Kraft muß die Eindrücke beleben, festhalten, in jene Form bringen, in welcher sie ihren Einfluß bey ihr auch nach dem Verlust ihrer ersten Stärke behalten. Einige unsrer schönsten Neigungen beruhen auf einer Art von Illusion, die nur durch eine mächtige Einbildungskraft aufrecht erhalten werden kann, z. B. die Vaterlandsliebe. Dieß ist auch der Fall bey der seltensten Gattung der Liebenden. Die Liebe ist nämlich das Resultat aus den vereinten Wirkungen des Vergnügens an Vortreflichkeit, der Freundschaft und der sinnlichen Lust. Nun gibt es hier drey Arten von Seelen. Bey der ersten, wo die Leidenschaft nur aus einer dieser Quellen entsteht, versiegt sie mit derselben zugleich; und, da alle Arten von sinnlichen Vergnügen vermöge der Natur der Seele abnehmen, so muß ein bloß durch sie angezündetes

Feuer bald erkalten. Bey der andern, bessern Art von Seelen liebt auch der Geist, nicht bloß der Körper; dennoch werden sie kalte Ehemänner. Weil ihre Leidenschaft bloß durch die Eindrücke auf sie hervorgebracht wurde, so verlischt sie, so wie die Zeit ein Stück nach dem andern von diesen Eindrücken verwischt. Nur eine dritte Gattung von Seelen, die an die Stelle ihres Freundes oder ihres Geliebten ein Ideal setzen; die aus den wahrgenommenen Vollkommenheiten desselben, die sie noch verschönern, ein vollkommneres Ganzes zusammenfügen; die in sich selbst beständig eine neue Quelle von Empfindung finden, und in Beschauung des selbst geschaffnen Bildes, wozu ihnen das Original nur die ersten Striche gab, sich mit neuem Feuer beleben: diese allein sind im Stande, das Feuer, das sonst durch den Zufluß fremder Materie unterhalten werden muß, auf die Dauer durch ihr eignes zu nähren.

So viel von der Entstehung einer dauernden höhern Liebe. Nun von ihren Wirkungen. Die Tugend, welche die Freundschaft erleuchtet und erwärmt, verwandelt auch die Liebe, die ursprünglich größtentheils von einem körperlichen Bedürfniß ausging, (G. drückt sich unbestimmter und unrichtiger aus, als wir ihn sich ausdrücken lassen,) in die edelste und erhabenste Leidenschaft, und verlängert sie bis an die

Grenzen unsrer Existenz. Durch sie wird die mütterliche Zärtlichkeit das Glück des menschlichen Geschlechts; sie macht unsre Vergnügungen heilig, und unsre Ergötzungen zu so vielen guten Werken. (Wie die Beymischung der Tugend, des Handelns aus Gefühl der Pflicht, der Liebe für edlere Seelen ihren schönsten Reiz gibt, wird an Weisse'ns Romeo und Julie gezeigt.)

Es gibt bey jeder Neigung unsrer Seele eine doppelte Seite. Die eine will bloß genießen, sucht den Gegenstand nur auf, hält ihn fest und ergötzt sich an ihm. Die andere bereitet sich den Genuß erst vor, indem sie den Gegenstand verschönert, besser, und, wenn er dessen fähig ist, glücklicher macht. Die Leidenschaft hat eigentlich in dem erstgenannten Theile unsrer Neigung ihren Sitz. Hierzu gehört weniger Thätigkeit: nur Empfindung. Ergänzen wir aber diese unvollständige Neigung; setzen wir den weniger eigennützigen Theil hinzu, so sehn wir im Geliebten nicht mehr bloß ein Gut, das wir genießen sollen; sondern auch ein Eigenthum, das wir verbessern, vollkommener machen wollen. Es ist dann nicht mehr ein bloßer Gegenstand unsers Gefühls, sondern auch unsrer Bemühungen. Dieser Theil der Neigung muß ruhiger, gelaßner seyn: 1) weil die unmittelbar mit dem Genusse zusammen-

hängende Neigung stärker seyn muß, als die, die erst durch eine Kette von vielen Gliedern mit dem Genusse zusammenhängt; 2) weil wir alsdann von dem Gegenstande eine Zeit lang unsre Gedanken und Bemühungen auf die Mittel zur Erreichung unsrer Zwecke richten. So der Geschäftsmann, der Seemann, der Krieger, der aus Liebe zur Gattin handelt. Genießen sie endlich einmal nach der Entbehrung, dann lächelt der Himmel selbst über ihre Freuden.

Vor der Ehe herrscht das, was in der Liebe bloß Begierde ist und auf Genuß abzweckt; in der Ehe soll herrschen, was in jener Bestrebung und Eifer ist; zum Gegenstande mehr des Andern Glück, als unser Vergnügen hat. Dem zufolge muß die Leidenschaft des Liebhabers aufwallend und ungestüm seyn: denn sie streckt sich nach einem erst zu erreichenden Gute aus; ruhig und thätig die Liebe des Ehemanns: denn sie arbeitet nun an der Erhöhung und Verschönerung eines Gutes, das schon ihr Eigenthum ist. Außerdem wird die ehrliche Liebe leicht in Tändeley ausarten. — Eine Seele, deren Neigungen und Fähigkeiten sich in einem einzigen würdigen Gegenstande ihrer Liebe concentrirt haben, muß sich von ihm auf alles, was gut, schön und vortreflich ist, verbreiten. Er muß das Band seyn, wo-

durch sie an alle ihre Pflichten freundlich gebunden wird. Das Feuer der Liebe muß sich in eine gleichmäßige, fortdauernde Wärme verwandeln, die jeder andern gutthätigen Neigung zum Keimen hilft, jede tugendhafte Handlung emportreibt; jeden Widerstand aus dem Wege stößt.

X.

Erinnerungen aus meinem Umgange mit Garve, nebst einigen Bemerkungen über dessen Leben und Charakter, von Siegismund Gottfried Dittmar. Berlin, 1801. 240 S. 8.

Um das J. 1780 wohnte Herr Dittmar als junger Mensch, der damals das Magdalengymnasium in Breßlau besuchte, in Garve'ns Hause. Er gibt uns hier Fragmente Garvischer Gespräche. Der Verewigte scheint damals wohlwollenden Antheil an der Bildung seines jungen Hausgenossen genommen zu haben, und es macht Hrn. D. Ehre, daß er schon in frühen Jahren auf das, was sich aus dem Umgange mit einem Manne, wie Garve war, auffassen ließ, so aufmerksam gewesen ist.

Viel Raum im Buche nehmen Auszüge aus den Schriften des Breßlauer Philosophen ein, an welche der Verfasser manches von ihm

Gehörte anknüpft. Man sieht, Hr. D. wollte eine Art von Ἀπομνημονεύματα seines Sokrates schreiben. Sein eigner Vortrag ist weder schlecht, noch vorzüglich. In den Bemerkungen über Garve'ns Charakter (von S. 174 an) wiederholt er sich zu oft; auch könnten sie besser geordnet und durch philosophischen Geist genauer verbunden seyn. S. 185 heißt es: „Sollte nun auch dieses Verlangen, unter gebildeten und vornehmen Menschen seiner Geistesvorzüge wegen geschätzt und geliebt zu werden, für einen Mangel in dem sonst so reinen Charakter eines doch so vorzüglich edelmüthigen Mannes angesehn werden können: so verschwindet er doch wie dem unbewaffneten Auge die Flecken in der Sonne. Aber eben wie diese die dunkeln Stellen auf ihrer Oberfläche durch ihr eignes Licht für sorgfältige Beobachter kenntlich macht; so hat auch er selbst das Fehlerhafte seiner Gemüthsart nicht verschwiegen." Die letztere Wendung eines oft gebrauchten Gleichnisses ist neu und artig; freylich aber diese Stelle auch die einzige ihrer Art im Buche, in so weit es Arbeit des Verfassers ist. — Wenn dieser S. 178 von G. sagt: „Sein Gedächtniß war weniger stark. Daher die öftern Wiederholungen in seinen Schriften:" so erklären sich letztere wohl noch natürlicher durch sein unabläßiges Streben nach Allgemeinverständlichkeit. Auch trug dazu bey

Garve wohl der Mangel eines weiten Gesichtsfeldes der Phantasie (wenn ich so sagen darf) das seinige bey, kraft dessen sie bey Betrachtung eines einzelnen Theils keinen der andern jemals ganz aus den Augen zu verlieren im Stande ist. Daher ist er in Abhandlungen von geringerm Umfang in Absicht auf Composition vorzüglicher, als bey größern Werken, in welchen überdieß am ersten das ihm zur Gewohnheit gewordene Streben, allenthalben Eintheilungen zu machen, um den reichhaltigen Stoff von desto mehrern Seiten zu beleuchten, häufig unnöthige Weitläufigkeit und Wiederholungen herbeyführt.

Wir wollen aus dem Buche zuerst einige gelegentlich eingestreute Hauptdata aus Garvens Leben ausheben, die den Lesern eines Journals, woran er selbst ehemals so thätigen Antheil nahm, willkommen seyn werden. Dann noch Einiges, das uns des Auszeichnens werth schien.

Der Oberprediger der protestantischen Gemeine in Warschau, Ringeltaube, ehemals Prediger zu Scheidelwitz bey Brieg, war dreyzehn Jahre Garve'ns Hofmeister. Der letztere war 21 Jahr, als er auf die Universität nach Frankfurt ging. Da aber Alexander Gottl. Baumgarten kurz nach seiner Ankunft starb, so blieb G. nur ein Jahr dort. 1767 kehrte er von Gellert in Leipzig nach Breßlau zurück,

ging

ging aber im folgenden Jahre wieder dahin, und trat als akademischer Lehrer auf. Er las in Leipzig über Ernesti Initia doctrinae solid. und über einige Schriften des Cicero. Seiner Kränklichkeit halber zog er sich bald wieder zu seiner Mutter nach Breßlau zurück. Diese treffliche Frau, von edelm Charakter und gebildetem Geiste, starb 1792 in ihrem 75. Jahre. Kurz vorher starb Garve'ns, durch die Denkschrift auf ihn bekannter gewordene Freund, C. J. Tenczin von Paczensky. Er selber starb 1798 in der Nacht vom 30. Nov. auf den 1. Dec., Morgens um 3 Uhr.

Hie und da findet man unsern Freund in Situationen und Beschäftigungen, welche die Achtung für ihn vermehren. So beschreibt uns der Verf. S. 73 als Augenzeuge seine große Gelässenheit bey einem Feuer in Nachbars Hause. So sein edelmüthiges Benehmen bey der Bemühung, ihm ein Stipendium zu schaffen, S. 157. In des auch von G. geschätzten Tralles Urtheil über Garve, den Gesellschafter S. 151, ist unstreitig viel Wahres. Sein gesellschaftlicher Ton war allzusehr Docententon. Darum fragte auch der feinfühlende Mendelssohn Hrn. D. bey seiner Durchreise durch Berlin: ob G. noch immer in seinen Unterhaltungen docire und Eintheilungen mache?

Nach S. 127 erzählte Garve'ns Mutter, die Geschichte, die bey Lessing's Minna von Barnhelm zum Grunde liegt, habe sich in der goldnen Gans in der Junkergasse in Breßlau zugetragen.

Gern liest man Garve'ns mündliche Aeußerungen über moralische und andere Gegenstände, z. B. S. 219 über das Fortschreiten des Menschengeschlechts, woran er, (troß der entgegengesetzten Meinung seines Freundes Paczensky's, s. die Denkschrift auf diesen, S. 75) unter gewissen Einschränkungen, freudig glaubte. — Sein Urtheil über Milton's verl. Paradies im Vergleich mit dem Messias, wie er es an Spalding schrieb, verdient in unsrer Bibliothek aufbehalten zu werden:

„Das Gedicht selbst hat auf zwiefache Weise auf mich gewirkt. Die Absurdität des Systems, welches darin herrscht, hat mich zuweilen bis zur Indignation beleidigt: aber die Schönheit der Poesie, die vortreflichen Naturschilderungen, und die erhabene Philosophie, welche darin eingewebt ist, hat mich, mehr als je, entzückt. Mich dünkt doch, es webt und schwebt ein anderer Geist darin, als im Messias: die Mannigfaltigkeit der Gemälde sowohl als der Gedanken ist größer. Die Farbe ist im Englischen Milton ganz antik, ganz nach Griechen und Römern gebildet, — fast bis zum gewaltthätigen und übernatürlichen Ge-

brauch seiner Sprache. Aber diese veralteten oder fremden Sprachformen beleidigen den deutschen Leser nicht so sehr, als sie den Englischen beleidigen mögen. Dafür herrscht aber auch der nämliche Geist des Alterthums darin. Weder die Theologie, noch die Scholastik seiner Zeit, denen Milton ergeben war, haben seinen geraden Sinn und sein Gefühl des Guten und Schönen unterdrücken können."

XI.

Leben des Hrn. Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff, von August Rode in Dessau. — Ich habe mehrmals die Bemerkung gemacht, dass mit einer geschmackvollen Bewunderung der schönen Künste eine gewisse Erhabenheit, ein gewisser Adel des Geistes unzertrennlich verbunden ist. Athenienf. Briefe. — Dessau, bey P. Tänzer, 1800. 240 S. gr. 8.

Die Lebensbeschreibung beträgt nur zwey Bogen (S. 4. — 37 und 238 — 240). Den übrigen Raum füllen Auszüge aus Briefen dessen, der gelebt hat.

Ein Mann, der durch mehrere Werke der schönen Baukunst, die, verbunden mit den mannichfaltigen Gartenanlagen und Landschaftsverschönerungen seines fürstlichen Freundes, ein Ländchen, welches ehemals die Künste nicht

kannte, des Besuchs der Fremden, selbst der Ausländer, werth gemacht haben, nicht wenig beytrug, einen reinern, vorzüglich an den Resten des klassischen Alterthums gebildeten Geschmack in Deutschland zu wecken und zu verbreiten; der dabey als Mensch, obgleich von Jugend auf am Hofe, wie schon die hier mitgetheilten Briefe sattsam beurkunden, mit seltner Urbanität echte Humanität zu verbinden wußte: ein solcher Mann hat ein unstreitiges Recht auf einige zur Aufbewahrung der Hauptumstände seines Lebens bestimmte Blätter unsrer Bibliothek.

Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff, geboren zu Dresden 1736, war der ältere Sohn des dortigen Königl. Churf. Hausmarschalls. Zum Jugendlehrer hatte er den rühmlich bekannten Professor Wüstemann, der ihn in classischer Gelehrsamkeit unterrichtete, während die geschicktesten Lehrer der Dresdner Akademie seinen Kunstgeschmack zu bilden suchten. Einige Jahre darauf war er in Leipzig beym Prof. Mauvillon in Pension; seit 1754 studierte er drey Jahre in Wittenberg Mathematik, Naturlehre, Geschichte und Philologie. Gegen das Ende dieses Zeitraums verlor er seinen Vater. Der erste Gebrauch, den er von seiner Unabhängigkeit machte, war eine Reise nach Dessau an den Hof des erst siebzehnjährigen Fürsten. Aus einem kurzen

Besuche ward unvermerkt ein Aufenthalt von mehrern Jahren. Im Jahr 1761 veranlaßte ihn der siebenjährige Krieg, der auch sein Rittergut Kessern bey Grimma verheerte, zu einer Reise nach Italien. Sein jugendliches Gemüth sehnte sich nach andern Gegenständen, als Waffen und Menschenelend. Er ging bis Florenz, und blieb dort, im Genuß der Kunstschätze, selbst wohl zum Pinsel greifend, im Genuß der gesellschaftlichen Unterhaltungen und der italienischen Litteratur, ein Jahr lang. Kurz vor dem Frieden kam er nach Dessau zurück. Von da begleitete er den jungen Fürsten, den der Wunsch beseelte, seinem Lande durch bessere Cultur Wohlstand zu bereiten, durch die Niederlande nach England. Diese Reise dauerte wieder ein Jahr. Ihre Früchte waren zum Besten jenes glücklichen Ländchens, geläuterte Begriffe von gesellschaftlichen Verhältnissen; erhöhtes Gefühl echter Menschenwürde; gründliche Kenntniß des vervollkommneten Kunstgeschicks und Kunstfleißes der Handwerker und Fabrikanten, des Acker-, Garten-, Deich- und Straßenbaues; nähere Bekanntschaft mit der Pockeneinimpfung. Diese Reise gab auch dem Geiste und den Talenten Erdmannsdorff's Richtung und Bildung. Der edle Eifer seines fürstlichen Gefährten in Beförderung des Nützlichen; die Eleganz und der Geist des Alterthums, die aus den Brittischen Werken sprachen, ergriffen ihn,

rissen ihn aus seiner behaglichen Indolenz, und belebten ihn zum ernsten Entschluß, auch zum Nutzen der Gesellschaft thätig zu werden. Mit Erfolg studierte er die englische Litteratur. Vorzüglich aber theilte er mit den Britten ihre Bewunderung griechischer und römischer Baukunst, die damals erst anfing, in den Prachtwerken über die Ruinen zu Palmyra, Balbeck und Athen die Augen auf sich zu ziehen. Von nun an stand das Ziel seines Strebens fest: schöne Baukunst. Vorzüglich wählte er sich den Vitruvius zu seinem Lehrer, und bey dem Wunsche, sie in Deutschland in ihrer unverderbten Schönheit zugleich zu lehren und zu zeigen, that er sich zwey Gelübde: den Römer zu übersetzen, und die Trümmern des alten Roms zu besuchen. Das erstere hat er nur zum Theil erfüllt. Denn nur die drey ersten Bücher des Vitruvius finden sich von ihm verdeutscht unter seinem Nachlasse. „Die Uebersetzung (sagt ein sehr competenter Richter, Hr. Rode selbst) ist treu und doch elegant; überall zeigt sie reifes Nachdenken, richtiges Urtheil, so wie gründliche Sprach- und Sachkenntniß. Keinesweges zufrieden bloß unter den bereits vorhandenen Erklärungen zu wählen, stellt er auch seine eigenen auf, wovon keine einzige ihm zur Schande gereicht. Ich würde es mir nie verzeihen können, durch meine Uebersetzung Vitruvs der seinigen Ein-

halt gethan zu haben. Allein.... Er selbst, bevor ich zur Ausführung jenes Vorhabens schritt, versicherte mich, daß er das Seinige längst aufgegeben habe.“ Unfehlbar würde Hr. Rode durch Bekanntmachung dieser Reliquie sich das kunstliebende Publikum verbinden. Lehrreich müßte die Vergleichung mit seiner eignen schätzbaren Arbeit seyn.

Schon im J. 1765 begleitete E. abermals den Fürsten auf der größeren Reise, die dieser vor seiner Vermählung nach Italien, Frankreich, England und Schottland unternahm. Winkelmann war in Rom ihr Führer; für die antike Baukunst aber ward der berühmte französische Architekt Clérisseau, der damals in Rom lebte, Erdmannsdorff's eigentlicher Lehrer. Unter ihm zeichnete er nicht allein, und studierte die Ueberreste der antiken Gebäude; sondern er befliß sich selbst des Praktischen der Kunst, sogar im kleinsten Detail. „Vom Glauben an seinen Meister, sagt Hr. Rode, zeugen seine nachmaligen eigenen Werke fast ohne Ausnahme. Clérisseau, der, außer zu Pästum, nichts von griechischen Gebäuden gesehen, und sich bloß mit römischen Monumenten beschäftigt hat, weiß nichts von edler Simplicität, und liebt nur Schmuck und Reichthum. Seine Gebäude sind fast ausschließlich Korinthischer Ordnung; seine Verzierungen zwar herrlich gearbeitet, aber überhäuft und zuwei-

len mit den Grundsätzen des geläuterten Geschmacks in Widerspruch., Alles charakteristische Kennzeichen, an denen man auch seinen Schüler nicht verkennt." Sollte mit diesem Urtheil in Hinsicht auf Erdmannsdorff nicht in einigen Widerspruch kommen, was der Verf. S. 15, 17 sagt? Rec. hält Hrn. Rode'ns Bemerkungen in Bezug auf E., dessen Gebäude er öfters gesehn hat, keinesweges für völlig ungegründet, findet aber doch, daß er sich hier zu stark ausgedrückt habe. Uebrigens sagt Erdmannsdorff selbst in einem Briefe an die Fürstin von Dessau S. 234 von den Trümmern in der Gegend und Nachbarschaft des römischen Forums: den grossen Styl entdeckt man auch mitten unter aller der tadelhaften Verschwendung an diesen Bruchstücken der Größe des unglaublich üppigen alten Roms, obschon oft die ganz echte attische Reinheit der Kunst unter ihrer Pracht verloren ist."

In Italien waren die Reisenden 8 Monate; im südlichen Frankreich besuchten sie die noch vorhandenen Reste römischer Denkmäler; in Paris und London, so wie schon in Rom, trafen sie oft mit Sterne zusammen.

Nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren ließ der Fürst es seine Hauptsorge seyn, die rohen Sitten seiner Unterthanen durch Künste und Wissenschaften zu mildern. Ge-

lang (sagt der Biograph) dieses menschen-freundliche Vorhaben ganz; fand wirklich jede Muse hier ihre Verehrer, und zeichnete sich die Gesellschaft durch eine mehr als gewöhnliche Cultur aus (?): so hat an der Ehre dieses glücklichen Erfolgs Hr. von Erdmannsdorff, dessen er sich vorzüglich zum Werkzeuge bediente, keinen geringen Antheil. —

Aus allem wird klar: so wie das Gemeinnützige, was man seit etwa dreyßig Jahren in Dessau hervorgehn sah, vorzüglich des Fürsten eignes Werk war, so verdankt man das Schöne, in dessen Begleitung es erschien, vor Allen dem feinfühlenden Erdmannsdorff. Dieser wählte, entwickelte, ermunterte die Künstler, legte ihnen Muster der Meister vor; sein Haus glich einer Akademie. „Durch nichts aber (es sind Hrn. Rode'ns eigne Worte) trug er mehr bey, richtige Kenntnisse der Kunst zu verbreiten und geschickte Künstler zu bilden, als daß er selbst Hand anlegte, und jene Werke aufführte, welche durch ihre prunklose Schönheit, durch ihre geschmackvolle Verzierungen, durch die Grazie, welche jede der Künste über sie ausgoß, aller Augen fesselten, ferne Bewunderer herbeyzogen, und eine allgemeine Revolution in Deutschlands Geschmacke (?) bewirkten, indem sie zu den Antiken hinwiesen, da man noch überall den französischen Verzerrungen nachäffte.“

Im J. 1768 wählte der Fürst Wörlitz zu seinem Landsitz und fing an, den Gedanken auszuführen, diesen bis dahin sumpfigen, unansehnlichen, nur mit einem düstern Jagdschloß versehenen Ort zu einem der reizendsten Landsitze umzuschaffen. Erdmannsdorff entwarf den Plan zu dem Schloße und den Officen, und führte ihn in vier Jahren aus. Am 22. März 1773 ward das Schloß eingeweihet. Mit Recht erklärt Hr. R. dieß Gebäude für sein Meisterwerk, dessen Schönheiten er Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Auf der andern Seite gereicht es seiner Unpartheylichkeit zur Ehre, die Mängel, die etwa ein schärferes Auge entdeckt, nicht unberührt gelassen zu haben. Schon vorher (1767) hatte E. einen Saal und ein Kabinet auf dem Dessauischen Schloße verziert.

Während der Zeit des Baues begleitete er indeß auch den Fürsten und dessen junge Gemahlin in die Schweiz im J. 1770, und ging zugleich wieder nach Rom, um seine Kunstkenntnisse noch zu vermehren.

Bald nach seiner Rückkehr wurde sein Herz durch die zerrütteten Verhältnisse und den Tod seines jüngern Bruders sehr empfindlich verwundet. Er bezahlte dessen Schulden, sah aber bey dieser Gelegenheit auch die Nothwendigkeit, seine eignen ökonomischen Angelegenheiten nunmehr ordentlicher einzurichten. Zu derselben Zeit lernte er in Wilhelmine von

Alhimb, Hofdame der Fürstin, seine künftige Gattin kennen. Da aber seine Geliebte nicht reich, er selber jetzt in zerrütteten Vermögensumständen war, so mußte er seine Verbindung mit ihr zu seinem Schmerz noch lange aufschieben. Erst 1782 wurde die theure Freundin seine Frau. Sie starb vor ihm, 1795. Zwey Töchter überlebten ihren guten Vater. –

Im J. 1775 begleitete er den Fürsten und die Fürstin auf einer Reise nach Bath; brachte das Denkmal des Fürsten Dietrich in Wörlitz zu Stande; entwarf auch das kleine, äußerst nette Landhaus der Fürstin zu Luisium. Zwey Jahre später bauete er ein kleines (jetzt nicht mehr vorhandenes) Theater auf dem Schloße, das er dem antiken Theater nach Möglichkeit nachgebildet hatte. 1786 verzierte er auf den Wunsch des Königs von Preußen in Sanssouci das ehemalige Wohnzimmer Friedrichs des Großen, und die Wohnzimmer des Königs im Berliner Schloße. Er war deßhalb fast ununterbrochen anderthalb Jahre in Berlin. Eine Reihe Briefe, die er von dort an seine Frau nach Dessau schrieb, wird S. 37 — 70 mitgetheilt. Sie charakterisiren den inniglieben Gatten, den sorgsamen, zärtlichen Vater; den Freund der Stille und Ruhe unter dem Geräusch eines königlichen Hofes; den gefühlvollen, echt religiösen, auch

bey Anwandlungen von Hypochondrie sich auf- recht erhaltenden Mann.

1789 begleitete er den Erbprinzen von Braunschweig nach Italien. S. 73 — 202 findet man die auf dieser Reise an seine Gattin geschriebenen Briefe. Es ging durch Bayern und Tyrol. Hier interessante Nachrichten von den Steinsalz-Bergwerken und den Gegenden von Berchtolsgaden. — Auszüge aus dem Tagebuch des Reisenden über Italien. Zuerst vom heil. Hieronymus des Correggio in Mantua. Bey Gelegenheit der Rotonde oder des Monuments Theodorichs zu Ravenna sagt E. S. 91: „Die Gothen brachten gewiß keine Baukunst mit sich; denn hier ist gewiß nichts von dem, was wir gemeiniglich Gothischen Styl heißen; sondern Form und Verhältnisse in der Masse des Ganzen, die der edlen Architektur nahe kommen." rc. Hier noch andere architektonische Bemerkungen über dieß Monument. Am Rest des alten Pallasts der Gothischen Könige, am Kloster von St. Appollinare, erkennt man den ganzen Styl, den man am Pallast des Diocletianus zu Spalatro noch wahrnehmen kann. Die porphyrne Urne, die man als den Sarkophag Theodorich's angibt, ist vermuthlich eins der Gefäße aus den alten Bädern gewesen; wie der Löwenkopf, die Ringe und die ganze Form wohl

zeigt. — Ein Paar Worte vom Bogen Trajan's zu Ancona S. 92. — Ueber Rafael's heil. Familie zu Loretto S. 95. In Rom lebt Erdmannsdorff recht auf. Dort ist er wie zu Hause. Ihm ist's die merkwürdigste Stadt der Welt. Er war jetzt zum dritten Mal dort. Anziehend schildert er den anziehenden Aufenthalt. Ueber den Charakter der heutigen Römer sagt er viel, wenn auch eben nicht Neues, doch Treffendes. Die tadelnswerthe Seite desselben wird erklärt und entschuldigt. — Vom Fall des Velino bey Terni heißt es S. 109: Hackert hat einen Versuch gemacht, ihn zu malen; und es ist davon ein großes Kupfer heraus, nach ihm gestochen, das nur schlecht gerathen ist. Die Scene ist zu groß, als daß nachahmende Kunst sie vorstellen dürfe. Man kann sie nur übersehen und, wenn's einem glückt, ein Bild ihres Ganzen in seiner Phantasie aufbewahren. — In Rom entzog sich E. des Abends den hochfürstlichen Zirkeln, und lernte dafür bey einem Abbate, der ein geborner Grieche war, Griechisch. Erfreulich ist die Anhänglichkeit an Weib und Kindern, die ihn auch von Rom aus für die Erziehung der letztern sorgsam macht und ihm weise Rathschläge diktirt. — S. 117. f. wird eine feyerliche Audienz bey dem Pabst beschrieben. Einige Briefe aus Neapel, die von Kunstsachen nichts, über-

haupt nichts enthalten, was sich hier auszeichnen ließe; die man aber doch gern liest. Der König von Neapel S. 137, 143 wird als einer der vergnügtesten Könige vorgestellt, dem es übrigens nicht an gesundem Verstande fehle, dessen Erziehung aber freylich vernachläßigt sey. Doch wird bedauert, daß er seine Vergnügungen alle nur in Jagd, Fischerey und Spazierfahrten suche.

E. begleitete den Prinzen bis Florenz, und ging dann noch einmal allein nach Rom zurück. Ausführliche Nachrichten von Carrara und dessen Marmorbrüchen S. 160. f. Sehr gern hört man ihm auch zu, wenn er von den Trümmern der Palläste der Cäsarn und überhaupt von den Wohnungen der Alten spricht. — Zu Anfange Novembers 1790 war E. wieder in Dessau, das er seitdem nicht wieder auf längere Zeit verließ.

In der Folge lieferte er noch die Risse zu dem schönen Schauspielhause zu Magdeburg. Auf seinen Rath besonders übernahm der Fürst das schwankende Kupferstecher-Etablissement des Frhrn. v. Brabeck, das im J. 1796 den Namen der chalkographischen Gesellschaft bekam. Bey dieser Gelegenheit entwarf E. auch den detaillirten Plan einer Landes-Zeichenschule. Rec. wünscht dessen Bekanntmachung. Bekanntlich geht man im

Preußischen jetzt mit der Anlegung ähnlicher Institute in mehrern größern Städten um, wo sie noch fehlen. Unfehlbar würde sich aus den Ideen eines Erdmannsdorff's noch manches lernen lassen. — Sein letztes Geschäft war der Bau des Schauspielhauses zu Dessau. Vollendet sah er jedoch dieß ansehnliche Denkmal seiner Kunst nicht. Auszehrung machte am 9. März 1800 dem ruhig thätigen Leben des liebenswürdigen Mannes ein Ende. Noch am Morgen seines letzten Tages ließ er sich von seiner jüngsten Tochter den ersten Theil des Florian'schen Don Quixote auslesen.

S. 210 — 222 stehn noch einige Auszüge aus Briefen des Verstorbenen an seine Frau, zweckmäßig gewählt, um einige Züge seines ungeschminkten, sanften, nach moralischer Vollkommenheit unermüdet strebenden Charakters näher vor unser Auge zu rücken; und S. 222 f. zwey Briefe an die Fürstin von Dessau. Der eine beurtheilt Gorani's Memoiren, in denen E. durchaus Unpartheylichkeit und Unbefangenheit vermißt; der andere empfiehlt, in Rom nur das Schönste, und dieses desto öfter, zu sehn.

Von schriftlichen Aufsätzen hat Hr. v. E. leider! nur drey kleine drucken lassen: 1) einen Beytrag zu Winkelmann's Charakteristik in dessen Leben vor Huber's franz. Uebers. der Ge-

schichte

schichte der Kunst, p. CXXXVIII. 2) Vorerinnerung zu seinen architektonischen Studien, gez. zu Rom, herausgekommen zu Dessau 1797. 3) Gedanken über die Malerey der Alten, als Vorrede zu der Auswahl aus dem Werke des Grafen Caylus. Dessau, 1798. Je kleiner die Anzahl jener Blätter ist, desto schätzbarer waren dem Rec. die schon gerühmten Briefe.

Das vorgesetzte Portrait, nach Tischbein's Gemälde von Rosmäsler in punktirter Manier gut gearbeitet, ist sehr charakteristisch. In der gefurchten Stirn, den zusammengezogenen Augenbraunen und den ernsten Augen ruht Nachdenken und tiefes, in sich verschloßnes Gefühl; um Nase und Mund schweben die Züge des feinsten Geschmacks. Das Ganze überzieht der Firniß des seiner selbst stets mächtigen Weltmanns.

Styl und Ton der Biographie ist dem edeln Gegenstande angemessen. Doch erlaubt sich Rec. eine kleine Erinnerung. Herr Rode gebraucht öfters einen absoluten Nominativ, der unsrer Sprache, wie der Lateinischen, völlig fremd ist. Z. B. S. 5. „Uebrigens nur besorgt, daß nichts Gutes verloren gehe, sey es fern von mir, der Bescheidenheit zu vergessen. — S. 7. „Schwelgend in diesem Genusse u. s. w. verflog ihm Ein Jahr.“ —

S. 22. „Erst Königl. Polnischer Jagdpage, endlich hiesiger Forstmeister, war jetzt Dessau sein Aufenthalt.“ Auch in der Grabschrift S. 240 findet sich diese fehlerhafte Construction.

XII.

Wie wirkt das tragische Theater auf den Charakter überhaupt und vorzüglich den weiblichen? *)

In dem tragischen Theater der Neuern ist alles auf die höchste Erweckung der Leidenschaften durch die lebendigste Darstellung angelegt. Durch diese poetische, lebendige Darstellung erhält der leidenschaftliche Charakter meistens einen Reiz, den er in der Wirklichkeit nicht haben wird. In der Natur sehen wir das Verstimmte, Verzerrte, das Qualvolle fast al-

*) Aus dem 3ten Theil der Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben von E. Brandes, geheimen Canzley-Sekretär zu Hannover, entlehnt. Möchten doch die hier ausgehobenen Bemerkungen ein Werk in recht viele Hände bringen, in welchem der Geist von Garve weht, und von dem man wohl sagen kann: es sey ein Wort geredet zu rechter Zeit.

ler tobenden Leidenschaften mit Schmerz, mit Mitleiden. Wir wünschen zu helfen, das von einer solchen Leidenschaft unterjochte Wesen, welches im übrigen unsre Achtung, unsre Liebe verdient, von dieser Leidenschaft befreyt zu sehen. Der Anblick eines höchst unglücklichen Verliebten, eines bis zur Raserey Eifersüchtigen, eines nach Rache dürstenden Herzens, wird in dem gemeinen Leben nicht ansteckend für uns seyn; im Gegentheil auf den, der noch fremde Erfahrungen nutzen kann, auf das abschreckendste wirken.

Wie ganz anders ist dieses in der Darstellung! Je größer der Meister; je gefährlicher das Bild eines leidenschaftlichen Charakters, das er uns liefert. Die poetische Schilderung, die poetische Sprache, der dichterische Ausdruck in den Augenblicken des wüthendsten ungerechtesten Affekts; das Weglassen, in Schatten stellen oder veredeln von allen niedrigen kleinen Empfindungen und Gesinnungen, die in der Natur in den leidenschaftlichen Charakteren sich oft genug auf das widerlichste zeigen und ausbrechen: geben dem höchst leidenschaftlichen Charakter einen solchen Glanz, werfen auf ihn ein so sehr erhöhetes falsches, aber höchst verführerisches Licht, wodurch wir verblendet, hingerissen, voll des größten Interesse's an dem leidenschaftlichen Charakter werden, ohne eine Untersuchung über das Sträfliche der Natur

der Leidenschaft überhaupt, oder die unregelmäßige verderbliche Herrschaft, die sie ungezügelt über die Vernunft und den Willen ausübt, anzustellen.

Der Effekt, den der Dichter beabsichtigte, ist durch den tiefen Eindruck, den Tumult, den er in unsrer Seele erregte, das große Interesse, das er in uns an seinen leidenschaftlichen Charakteren zu erwecken wußte, erreicht. Wir gehen in das Trauerspiel, um stark bewegt, lebhaft erschüttert zu werden. Wir wollen keine Natur, keine Züge, die uns Widerwillen, Verachtung einflößen, in ihrer häßlichen Nacktheit sehen. Eine gewisse Größe des Verstandes oder des Charakters muß der dichterischen Darstellung beygemischt seyn, und diese muß die Person auch da nicht ganz verlassen, wo sie in der Wirklichkeit sie gewöhnlich verlassen wird. Das alles muß der Dichter nicht aus den Augen verlieren, muß es in seinem Kunstwerke beobachten. Was wird aber der moralische Effekt seyn, den dieses auf die größere Anzahl der Zuschauer, oder Leser, hervorbringe?

Das Häßliche erscheint nicht in seiner wahren Häßlichkeit, in der abschreckenden Gestalt, die ihm meistens die Natur einprägte. Schon die poetische Sprache erhöht und verschönert den Charakter, der ohne diese Sprache gemein, widrig erscheinen würde. Milton's Teu-

fel sind nicht sowohl wegen ihrer Gesinnungen, als in Bezug auf den Ausdruck derselben, große Teufel, (erhabene Geister.) In der Darstellung erscheint alles gedrängt. In dem leidenschaftlichen Charakter sehen wir nicht mißmuthige Langeweile, die solche Menschen in den Zwischenräumen des leidenschaftlichen Genusses zu peinigen, zu verfolgen pflegt. Die häufigen Momente der Abspannung, die, wo der Charakter unter das Gewöhnliche sinkt, werden uns nicht gezeigt. In der dichterischen Schilderung ist alles ununterbrochen auf das höchste getrieben, oder im steten Wachsen bis zur Entwicklung, bis zum fünften Act. Der planvolle Mann kann in der Natur höchst selten seine Absicht in so kurzer Zeit unausgesetzt verfolgen, wie in der Darstellung. Wir sehen im gemeinen Leben diesen Charakter in vielen Lagen, die ihn nicht ausgezeichnet, hervorstechend zeigen. Es vergehen Tage, Wochen, in welchen der Gang seiner Leidenschaft unterbrochen scheint, oder gar unterbrochen wird. Mag gleich der listige Fuchs in den Intervallen durchblicken. Das ist nicht der Charakter, den der tragische Dichter braucht. Er malt freylich eine nicht gewöhnliche, nicht gemeine Natur; aber selbst diese Natur malt er gleichsam in einem Brennpunkte; in ihren Aeußerungen, in ihrem Daseyn concentrirt.

Die Lebhaftigkeit der Leidenschaft, die grossen planvollen Menschen, die der tragische Dichter uns zeigt, erhalten durch seine Behandlung ein Interesse, das ganz von der Moralität der Charaktere, des Zwecks, den sie beabsichtigen, des Werthes ihrer Handlungen abführt. So wie die Leidenschaft, ihr Ausgang mag glücklich oder unglücklich seyn, fast immer auf dem Theater vorgestellt wird, wirkt sie nicht dahin, einer beträchtlichen Zahl der für lebhafte Darstellung und dichterische Schönheit empfänglichen Menschen einen Abscheu gegen die Leidenschaft an sich, oder gegen das Uebermaaß derselben zu ertheilen; sondern das dichterische Bild der Leidenschaft macht den Eindruck auf diese Gemüther, daß sie sich heimlich eine solche Spannung der Seele, einen solchen Zustand, der sie über die Langeweile des gewöhnlichen Erdelebens wegsetzt, der ihnen das volle Gefühl ihrer Kraft, das Bewußtseyn ihrer Stärke in einem poetischen Schwunge gibt, im Herzen wünschen. Freylich werden die bessern unter diesen Anfangs nur edle Leidenschaften, große Charaktere, aus diesem Gesichtspunkte betrachten. Allein da eigentlich es nur das Bild der Leidenschaft ist, was den tiefen Eindruck erweckt, den hohen Reiz erhält, so ist der Uebergang von der Bewunderung, dem Bestreben, durch eine Leidenschaft von der Art auf diese Weise erfüllt zu

seyn, zu andern minder edeln, ja an sich schon sehr sträflichen Leidenschaften sehr leicht. Der eigentliche moralische Zweck des Dichters, wenn er ja einen hatte, geht verloren; aber nicht der hinreissende Eindruck, den sein glühendes Bild nachließ.

Vielleicht ist in unserm neuen Theater Schillers König Philipp der einzige sehr leidenschaftliche Charakter, der eine sehr große Wirkung thut, ohne daß er den angegebenen Eindruck erzeugte. Die meisterhafte Darstellung des stolzen, argwöhnischen, abgemessenen Tyrannen, das Gedämpfte, was sein Alter und das Gefühl seiner Würde in seine Aeußerungen legt, arbeitet dagegen. — Die niedrigen kalten Bösewichter bringen sonst gewöhnlich allein die nachtheilige unmoralische Wirkung nicht hervor. Shakespear's Jago wird Niemanden verderben, auch nicht Marinelli; aber daß dieser so oft die Scene füllt, das trägt dazu bey, der Emilia etwas Kaltes zu geben, so bewundrungswürdig schön sonst der Charakter gezeichnet ist. Sein Vorbild, Narcisse in Racinens Britanicus, war weit mehr im Hintergrunde gehalten. Die gemeinen, ja selbst die kalten Bösewichter sind unschädlich, allein sie hindern den tragischen Effekt, sie machen eine widrige Wirkung, wenn sie zu sehr, zu oft auf dem Vorgrund erscheinen.

Und was sind es denn für Leidenschaften, die gewöhnlich dargestellt werden, die irgend einen großen Eindruck auf dem Theater machen können? Titus, der seine Leidenschaft aus Liebe zu seinem Volke besiegt, wird uns in jeder Berenice kalt lassen. Aus Cato's Patriotismus und großen Anhänglichkeit an der alten Verfassung seines Staats wird auch ein Anderer, wie Addison, schwerlich ein herzergreifendes Trauerspiel verfertigen. Posa's Philanthropie rührt nicht. Alle Handlungen, die zum Besten des Menschengeschlechts, zum Besten einer moralischen Person geschehen, bringen auf uns keine starke Wirkung mehr hervor. Daher müssen uns die politischen Trauerspiele, troz aller einzelnen Schönheiten, frostig erscheinen. Selbst wenn wir alle Leidenschaften, die auf das Ganze gehen, verbannt haben, wird doch der Charakter, der seine sträfliche Leidenschaft zum Besten der Tugend besiegt, nicht dadurch einen großen Effekt erwecken. Aus der Geschichte von Scipio's Enthaltsamkeit hat noch kein Dichter eine Tragödie gebildet. Der Kampf der Tugend mit der Begierde könnte vielleicht eine interessante Scene geben; aber der Charakter, der gewohnt ist sich zu beherrschen, der tugendhafte Mann, bietet höchst selten an sich einen sehr interessanten Charakter für das Theater dar. Der so trefflich geschilderte und gehaltene Charakter des Patriarchen, in Unzers

Diego und Leonore, wird freylich einige Kenner entzücken, aber den großen Haufen nicht. Carlos und Posa's leidenschaftliche Freundschaft wird die Herzen auf das stärkste bewegen: allein wie viele Theaterstücke haben wir denn, in welchen eine wirklich erhabene Leidenschaft so behandelt wäre?

In den meisten Trauerspielen ist die Liebe der Hauptgegenstand der Handlung, wenn gleich die liebenden Personen nicht allemal die ersten Rollen des Stücks sind. Schon daß diese Leidenschaft so sehr ausschließend meistens der Handlung zum Grunde liegt, hat sehr viel Nachtheiliges. Denn es ist selten die Liebe des Mannes zu seinem treuen bewährten Weibe, die jedes empfindende Herz mit Theilnahme und Ehrfurcht erfüllen muß. Es ist die blinde Leidenschaft, deren gut getroffene Wahl wir dem Dichter auf sein Wort glauben müssen. Die Eitelkeit des andern Geschlechts wird durch den gewöhnlichen Stoff der tragischen Dichtungen nicht wenig erhöht, und das unsrige lernt auch daraus, daß eine solche Leidenschaft etwas recht Hohes sey. Selbst der Prinz in der Emilia, dieser Wollüstling, der nur begehrt, gefällt, interessirt. Die Mädchen sagen es sich recht gut, daß Emilie so etwas von Liebe für ihn empfindet. Die meisten würden sich an Emiliens Stelle ihre Liebe für einen jungen, schönen, feurigen, drei-

sten Prinzen noch deutlicher haben merken lassen; denn wie kann der brave Appiani gegen ihn etwas wirken? Auch theilen sie nicht die große Abneigung Emiliens gegen das Haus der Grimaldi. Die Empfindungen, die Lessing seinem jungen liebenswürdigen Mädchen beylegt, sind wahr, sind sogar aus der recht schönen Natur; aber die Wirkung, die sie bey Andern hervorbringen, dienen nicht zur Unterstützung des moralischen Gefühls, der Abneigung gegen angenehme, lebhafte, sinnliche Verführer.

Emiliens heimliche Neigung zum Prinzen wird dem schönen Geschlechte nicht misfallen; aber wohl, daß der Tempelherr nicht Recha's Engel seyn soll; daß Beyde Bruder und Schwester sind. Wenn je „Nathan der Weise" aufgeführt ward, einen großen Effekt hat das Stück sicher nicht hervorgebracht. Der vernünftige edle Mann hat darin die Hauptrolle.

Nehmt mehrere der besten Stücke des größten tragischen Dichters der Neuern, nehmt Shakespear's Romeo und Juliette, Othello, Makbeth u. s. w., und gebet Acht auf die Stimmung, in welche sie euch versetzen. Wird euch das unglückliche Schicksal der beyden Liebenden im Romeo, — ihr, denen ein jugendliches, zärtliches, liebevolles Herz zu Theil ward, von einer nicht durch eure Eltern, nicht durch die Umstände gebilligten heftigen Leiden-

schaft zurückführen oder davor bewahren? Grade das Gegentheil: eure Empfindungen, eure Leidenschaften werden die größte Nahrung aus der schönen dichterischen Darstellung schöpfen. Mag gleich der schwarzgalligte Eifersüchtige, in dessen Innerm der fürchterlichste Argwohn kocht und gährt, bey einzelnen Fällen, wo Othello hintergangen wird, vor seiner Leidenschaft erschrecken; — das wird zur Dämpfung seiner Leidenschaft wenig helfen. Er wird sich bald sagen, daß die Umstände anders sind; daß seine Frau keine Desdemona sey, daß er keinen Jago neben sich habe. Des Jago's, der in ihm nagt, wird er nicht achten; seine Leidenschaft wird Gift aus der Leidenschaft des Othello, aus der schrecklich schönen Darstellung des Tumults der Seele, der Höllenqual dieses Gepeinigten saugen. Makbeth selbst ist zu sehr Werkzeug, wird zu sehr von Andern zum Morde, zu dem Griffe nach der Krone verleitet, als daß er einen nachtheiligen Eindruck zurücklassen sollte. Dagegen interessirt sein Charakter im Allgemeinen auch nicht. Aber dem Sie-Teufel, der Frau, wird man eine gewisse Bewunderung ihrer fürchterlichen Größe nicht versagen, die selbst die erschütternde Darstellung ihres Wahnsinns nicht sehr vermindert. Zu einem Königsmorde wird freylich die Darstellung von Lady Makbeth, wenn sie auch noch so oft in der Seele erneuert wird, nicht

verführen, nicht reizen. Dazu gehören, Gott Lob! ganz andere, so selten zusammentreffende Umstände und Menschen; allein die schöne dichterische Zeichnung des wüthenden Triebes nach Herrschsucht wird in dem Busen derer, die diesen Trieb empfinden, ihn wenigstens nicht vermindern, keinen recht lebhaften Abscheu erregen. Wer keinen Hang zur Liebe, zur Eifersucht, zur hohen Herrschsucht hegt, der mag beym Romeo, beym Othello, beym Makbeth treffende, richtige Bemerkungen anstellen, sich Lehren abziehen. Nur in den Jahren, wo Leidenschaften den Menschen stark treiben, den Menschen, den grade diese Leidenschaften beherrschen, da und für diesen wird die poetische lebendige Schilderung der Leidenschaft kein Gegengift seyn.

Was Shakespear betrifft, so ist er im Ganzen kein Dichter für Weiber; sein Romeo und Juliette ausgenommen. Einzelne Stellen in seinen übrigen Stücken werden auch die Weiber hinreißen; aber das Große, Rauhe in seinen Charakteren, in seinem Ausdrucke, die Wahl der Charaktere, die Beymischung des Komischen, oft niedrig Komischen, seine Witzeleyen, seine Wortspiele, das alles macht einzeln oder zusammen, daß er, außer England, wohl nur der wahre Lieblingsdichter sehr weniger Weiber werden kann.

Ist die Darstellung des wilden Lebens, der an Räserey gränzenden Wuth in Klingers Guelfo dazu geeignet das fürchterliche Brausen der ungestümsten Leidenschaften zu mildern? Gewiß nicht; wenn gleich die Charaktere, auf die Guelfo schädlich wirkt, zu den nicht gewöhnlichen Erscheinungen gehören. Daß Karl Moor und seine Spießgesellen in Schillers Räubern auf rohe jugendliche Gemüther einen sehr nachtheiligen Eindruck hervorbrachten, ist zu oft gesagt, und zu wahrscheinlich, um bezweifelt zu werden.

Selbst den schwachen Charakteren, dem wankenden Rohre, kann die schöne dichterische Darstellung einen Reiz beylegen, der grade am verführerischsten seyn muß, weil die Anzahl der Weichlinge, die keinem Eindrucke widerstehen, den großen Haufen ausmacht. Weislingen, Clavigo, Fernando in der Stella: was sind sie anders, als schwache elende Menschen mit einzelnen guten Gefühlen, denen sie nur in Augenblicken folgen? Solche Geschöpfe dichterisch interessant zu machen, dazu ist freylich nur ein Meister in der Kunst im Stande; aber verschwendet ist am Ende diese Kunst an ihnen, denn einen bleibenden, recht hohen Grad des tragischen Interesses erwecken sie doch nicht: selbst der so äußerst schön geschilderte Weislingen thut das nicht. Dieses Interesse zieht nur ein entschiedener Charakter auf sich. Allein

von der moralischen Seite betrachtet, ist ihre Einwirkung, zumal in der Periode, wo die Stücke, in welchen sie auftreten, neu sind, also lebhafter wirken, dennoch sehr schädlich. Das poetisch Schöne, was der große Dichter in diese Darstellungen legte, verschlimmert die übeln Neigungen des wankelmüthigen, schwachen, begierdungsvollen Haufens, dient ihm zur Beschönigung seiner Gesinnungen und Handlungen. Göthe hat wahrscheinlich das alles längst selbst gefühlt, denn in seinen letzten größern Arbeiten für das Theater, in seiner bewundrungswürdigen Iphigenie, ganz in dem Geschmacke der Griechen gedichtet, kömmt kein schwankender Charakter, dem er Reize verleihet und ihn interessant zu machen sucht, vor: und der so meisterhaft gemalte, durch die Sprache des Stücks so schön geschmückte Tasso hinterläßt einen so widerwärtigen Eindruck, daß der moralische Sinn des Lesers wohl schwerlich durch diese Schilderung verschlechtert werden kann.

In unsern besten Trauerspielen ist es fast allein auf eine recht starke Erschütterung der Seele, auf die möglichst größte Erhöhung des Empfindungsvermögens, auf den höchsten Grad der Erhitzung der Einbildungskraft angelegt. Die Leidenschaften sollen durch sie nur in Bewegung gesetzt werden; gleichviel welche Leidenschaften, gleichviel zu welchem Zwecke.

Die Vernunft siegt selten oder nie; und wenn sie siegt, so thut sie es am Ende des fünften Acts, in einigen Zeilen, auf eine Weise, daß es besser wäre, sie siegte gar nicht, da die frostige Moral auf den glühendheißen Zuschauer oder Leser nur einen Effekt hervorbringt, der die große Schwäche des Eindrucks der Moral gegen die schöne dichterische Darstellung der Leidenschaft bezeugt.

Zweckt das Theater aber nur vorzüglich auf eine Erregung der Leidenschaften überhaupt ab, wie ich glaube dargethan zu haben, so kann es unmöglich eine eigentliche Schule der Sitten seyn.

Welche Folge, wird man lebhaft fragen, soll nun aus alle dem Gesagten gezogen werden? Sollen wir kein Theater haben, da nach dem Vorgetragenen die Nachtheile so gut wie unvermeidlich scheinen; oder werden wir uns mit kalten moralischen Reden, Sittensprüchen; Darstellungen personificirter Vollkommenheiten, die nichts Menschliches als den Namen tragen, begnügen müssen, also nur ein Theater erhalten, das einschläfernder wie die langweiligste Predigt ist? — — Nichts von allem dem.

Daß alle die gerügten Nachtheile dem Theater nicht überhaupt wesentlich ankleben, davon zeugt das Theater der Griechen. In dem griechischen Drama ist es lange nicht so auf die Erweckung der stürmischen Leidenschaf-

ten,

ten, auf die verführerische Darstellung schädlichwirkender Charaktere angesehen, als in dem unsrigen, und doch sind wahrlich die griechischen vorzüglichen Tragödien nicht frostig. Sie geben den für ihre Schönheiten empfänglichen Seelen das Gefühl einer tiefen, aber erhabenen Trauer, wenn gleich die Bösewichter, die Tyrannen, in ihnen gewöhnlich mehr im Hintergrunde, als bey uns, gehalten sind. Doch von dem griechischen Drama kann hier nicht weitläuftig die Rede seyn. Den schönsten neueren Dichtungen in diesem Geschmacke wird man es ansehen, daß der Dichter in einem fremden Geschmacke hat dichten wollen. Unser Geschmack ist nicht der Geschmack der Griechen. Unsere Menschen wollen stärker, wollen auf eine andere Weise bewegt werden.

In dieser Lage der Sachen bleibt nichts anders übrig, als zu untersuchen: welche Vortheile gewährt das neuere Theater? Was sind seine Nachtheile, und wie läßt sich diesen entgehen?

Der Ausdruck dichterischer Gefühle, der in keiner Gattung der Dichtung so lebendig, so stark als in den Darstellungen des tragischen Theaters wirkt, erhebt die Seele des für den Ausdruck solcher Gefühle empfänglichen Zuschauers oder Lesers. Unter denen, die sich dadurch erhoben fühlen, kann es viele schlechte Menschen, viele solche geben, bey denen die so-

geweckten Empfindungen nicht vortheilhaft auf ihren Charakter, ihre Handlungen wirken, die, wenn gleich ihre Augen in Thränen zerfließen, ihre Seelen die höchsten Exaltationen empfinden, doch keine wahre daurende Verbesserung ihres moralischen Charakters weder verspüren noch bezwecken. Sie wollen blos eine angenehme Bewegung und Erschütterung der Seele durch dichterische Schönheit erhalten. Das Gefühl für ästhetische Schönheit ist nicht ganz selten von dem der moralischen Schönheit getrennt; und wenn sie sich auch vereinigt finden: wie weit ist noch der Weg von dem moralischen Gefühle, das nur in einzelnen Augenblicken lebhaft wird, aber keinen oder einen sehr geringen Einfluß auf den Charakter äussert, diesen von der Sinnlichkeit, dem Leichtsinne oder den mehr gehässigen Leidenschaften des Neides, des Egoismus beherrschen läßt, zu demjenigen veredelten Charakter, der entweder von der Natur nur eine geringe Masse eines bösen widerstrebenden Stoffes empfing, oder durch seine Kraft die schädlichen Neigungen unterdrückte und zu zügeln wußte?

Wer aber irgend ein Gefühl für Größe, Schönheit in sich empfindet, sich dabey hütet, der Begierde nach dem Zustande einer dichterischen Exaltation sich nicht zu sehr zu überlassen, der wird durch die schönen Empfindungen der Dichter, in die schönsten Verse oder Worte ge-

kleidet, eine Belebung und Erhöhung des Muthes zur Vollbringung des Guten, eine gewisse Erhabenheit der Seele in sich gewahr werden, die ihn mehr aufgelegt zu einer ruhigen Ergebung in sein nicht zu änderndes Schicksal machen, mit dazu wirken wird, ihn von kleinlichen niedrigen Handlungen zurück zu halten. Der für Thätigkeit in der wirklichen Welt geschaffene Mensch soll nicht in einer idealen Dichterwelt leben; aber er muß darin bekannt seyn, darin zurückkehren, um seine Seele von den Schlacken, dem niedrigen Schlamme des gewöhnlichen Erdelebens zu reinigen, bessere höhere Gesinnungen in sich aus dieser idealen Welt in das tägliche, die Höhe des Geistes abstumpfende Leben überzutragen.

Unter denen, die diese wichtige Quelle der Selbstveredelung nicht kennen, gibt es ehrliche brave Menschen, auf deren Charakter man sich häufig im Allgemeinen weit sicherer, als auf diejenigen derer, die in dichterischen Darstellungen und Gefühlen schwelgen, verlassen kann. Aber die schönste Blüthe der Empfindungen, die Feinheit des Taktes wird man doch meistens bey solchen Menschen vermissen; die auch die wirkliche Welt nie recht kennen werden, weil ihnen die ideale Dichterwelt unbekannt ist, von der sich, wenn gleich nicht häufig, wenn gleich schwach, ein Abdruck in den Herzen

und Gesinnungen mancher wirklichen Menschen findet.

Außer dem großen ästhetischen Vergnügen, das uns die Dichter gewähren, können wir also auch einen hohen moralischen Nutzen von dem rechten Gebrauche der Meisterwerke der neueren Dichtkunst ziehen, und grade das Poetische, das Erhöhete, das nicht täglich Wahre wird es seyn, was in ihren Dichtungen uns diesen Vortheil gewährt. Der Mangel dieser Eigenschaften ist es, welcher der größen Anzahl unsrer Dramen und Familien-Scenen so sehr alle Einwirkung benimmt. Durch die Vorstellung unsers häuslichen Jammers und Noth, — ich bediene mich Schillers Worte, — den wir auf der Bühne wieder finden, durch die Schilderung unsrer erbärmlichen Natur können wir wohl gequält werden; aber da in der Zeichnung und Darstellung der Charaktere und Empfindungen so selten etwas dichterisch Schönes, Großes liegt, so treffen wir nichts, was den Menschen erhebt, in dieser Gattung von Schauspielen an, und von dem unmittelbaren moralischen Nutzen einer Fiction können sich treffende Beobachter unmöglich einen großen Effekt versprechen.

Ihr, die ihr den Werth der herzerhebenden Dichtkunst verkennet und verachtet, weil sie euch in eurem täglichen Treiben nach Beförderung, in dem ängstlichen Streben, bey den

Großen, in der Gesellschaft, allenthalben wohl gelitten zu seyn, nicht unmittelbar nutzt, wißt, daß derjenige, der seine Seele zu Zeiten an den Emanationen der hohen Geisteskraft großer schöpferischer Genies erwärmt und ergötzt, euren armseligen täglichen Maulwurfsgenuß weder beneidet, noch theilen möchte; daß er durch den rechten Gebrauch dieser herrlichen Stärkungsmittel seiner moralischen Gefühle ein weit unabhängigerer Mensch wird, daß er dadurch das entbehren lernt, was ihr so emsig und so oft vergebens sucht, die Gunst, mit der ihr nichts anzufangen wisset, um die ihr so häufig ängstlich auf Kosten eures Charakters buhlt.

Ihr lauft mit Tausenden, vom Schein, wie sie, betrogen,
Dem Blendwerk nach, das immer vor der Hand
Euch schwebte, immer im Ergreifen euch entschwand, —
Dem schimmernden Gespenst, das ewig Opfer heischet,
Und, gleich dem Stein der Narr'n, die Hoffnung ewig täuschet.

Die Bewegsamkeit eurer Eitelkeit hat so oft nicht einmal einen vernünftigen persönlichen Zweck, und wenn sie euch denn einmal mehr Einnahme, die ihr nicht nothwendig braucht, mehr Gewicht, zu welchem euch die Kraft der Anwendung fehlt, verschafft: wisset ihr denn nicht, daß der Mensch nicht allein vom Brodte

lebt, daß der, welcher ohne Schaden seines moralischen Werths höhere geistige Bedürfnisse kennt, einen weit seligern Genuß, als ihr, empfindet?

Die Nachtheile, die viele schöne Werke der Dichtkunst durch zu große, zu häufige Erweckung der Leidenschaften überhaupt, oder an sich tadelswürdiger Leidenschaften, auf den Charakter hervorbringen werden, sind schon in dem Vorhergehenden angegeben. Von dem höchst Nachtheiligen des Genie-Unwesens haben wir in Deutschland manche und sehr auffallende Proben gesehen. Das stete Ringen nach starken Gefühlen und Spannung der Phantasie hat den groben Egoismus sehr vermehrt, die Rücksichten auf das wahre Glück Anderer äusserst vermindert, die Schonung der Schwachen verächtlich zu machen, aber das Niederwerfen dieser als große Thatkraft vorzustellen versucht. Das angebliche Genie hat sich und die Befriedigung seiner Leidenschaft ohne Scheu zum Zwecke aufgestellt, die größte Gleichgültigkeit gegen moralische Rücksichten in der Wahl der Mittel, aber zugleich eine entschiedene Vorliebe und Bewunderung für alle gewaltsame Schritte bewiesen, wodurch die heiligsten Bande zerrissen, die Gesetze mit Füßen getreten wurden, als vollgültige Proben der nur allein geschätzten Größe der Leidenschaft. Die innere Unruhe, das sogenannte Dürsten nach Kraft, nach Ge-

legenheiten, seine Kraft zu zeigen, die oft Folge der stürmischen Leidenschaft, aber noch weit mehr der brennenden juckenden Eitelkeit war, hat sich, mancher Menschen bemächtigt, zur höchsten Beleidigung der Moralität, zu ihrem, zum Unglücke Anderer.

Hat das Genie-Unwesen gleich unter unserm Geschlechte viel Uebel verbreitet, sind die sogenannten männlichen Genie's nicht selten schlechte Menschen gewesen, so waren die Genie's unter den Weibern oft noch weit schlechter. Verlassen die Weiber einmal die ihnen von der Pflicht vorgezeichnete Bahn, so sinken sie meistens weit mehr wie die Männer, die fielen. Die Exaltationen des Geistes durch den unmäßigen Genuß derjenigen Schriften, die ausschließend oder vorzüglich die Einbildungskraft in Bewegung setzen, in denen alles auf die lebhafteste Darstellung, zur Erhitzung heftiger Leidenschaften angelegt ist, sind dem andern Geschlechte noch verderblicher, wie dem unsrigen. Die Weiber entbehren das Gegengewicht, das eine ausgebreitete Menschenkenntniß und große Thätigkeit für öffentliche Geschäfte den Männern noch häufig mittheilt. Die Eitelkeit mischt sich bey ihnen noch weit mehr in den Zustand der Exaltation, wenn sie einmal nach einem solchen streben, wie bey uns. Das Wort, das man einer berühmten Schriftstellerin beylegt, „Wenn ich nur die Wahl

zwischen der Schandbühne und der Vergessenheit hätte, so würde ich ohne Bedenken die erste wählen" drückt so ganz die Sinnesart dieser Weiber aus. Geistescoketterie, die auf fleischliche Coketterie entweder gewöhnlich folgt oder neben ihr bestehet, kömmt nur zu leicht bey diesen, durch das Uebermaaß des Genusses der Dichter genährten oder hervorgebrachten Schwärmereyen ins Spiel. In den Zeiten politischer Gährungen bestimmt die Geistescoketterie, verbunden mit einer sehr großen Eitelkeit, die Parthey, die der eccentrische Geist einer solchen Frau ergreifen wird. Die unglückliche Frau des Ministers Roland, die, bey manchen Talenten und guten Anlagen des Charakters, eine große Begierde sich auszuzeichnen, eine Rolle zu spielen, mit einer zum Theil daher entstehenden lebhaften Abneigung gegen die höheren Stände verband, deren Sünden ihre durch Poesie und politische Dichter exaltirte Phantasie sehr ins Schwarze malte, die zu ihrem Unglücke keinen Mann besaß, der sie beherrschen konnte, mag hier zum Beweise des Gesagten dienen.

Die Nachtheile des Uebermaaßes des Genusses dichterischer Darstellungen, welche die Leidenschaften zu sehr erhitzen, sind unverkennbar. Am auffallendsten zeigen sie sich bey sehr lebhaften reizbaren Nationen und einzelnen Menschen, die diese Eigenschaften besitzen.

In dem Gange der französischen Revolution sind so manche Auftritte vorgefallen, die weder so gewesen wären, noch die Wirkung, die sie hervorbrachten, hätten thun können, wenn nicht bey demjenigen Theil der Nation, der Anspruch auf einige Bildung machte, durch den häufigen Besuch des Theaters, durch das Lesen, die eigne öftere Beschäftigung mit dem Aufführen ihrer dramatischen Werke, die große Einwirkung von Allem, was einen theatralischen Anstrich hatte, vorbereitet worden wäre.

Die gerügten Nachtheile wirken natürlich am stärksten bey solchen Menschen, die eine große Regsamkeit der Empfindungen besitzen, folglich bey den nicht ganz trocknen, nicht ganz gewöhnlichen Weibern. Die Schriftstellerinnen, die ihren Geist ununterbrochen und am meisten mit den Darstellungen der Leidenschaften nähren, sind den übeln Wirkungen vorzüglich ausgesetzt. Selbst der zu häufige Genuß derjenigen Dichter, welche große stille Erhabenheit schildern, ohne den Tumult wilder Leidenschaften zu erregen, kann, besonders bey Weibern, von einer andern Seite sehr nachtheilige Folgen hervorbringen, ihr Gemüth mit einem steifen zurückstoßenden Stolze, mit einer Kälte gegen die Alltagsmenschen anfüllen; und, wehe dann den nächsten Wesen, die sie umgeben,

wenn, wie oft genug der Fall seyn wird, diese zu den Alltagsmenschen gehören! Geht dieser kalte Stolz auch nicht in offenbare Verachtung der nicht so hoch aufgeschrobenen Geschöpfe über, so benimmt er doch gar zu oft den Weibern ihre Lieblichkeit, ihr gefälliges Wesen, den unwiderstehlichen Ausdruck der Gutmüthigkeit, kurz alle Reize der feinen Weiblichkeit, die zu ihrem, zu unserm Glücke ihnen so nothwendig sind, und welche kalte steife Erhabenheit, wenn sie auch auf wahren Empfindungen beruhen sollte, nie ersetzen kann.

Würde des Charakters soll ein jedes moralisches Wesen zu besitzen suchen; aber nicht hervordrängerisch, nicht in Kleinigkeiten in einem affektirten lächerlichen Aeußern diese Würde zeigen. Wie widrig pedantisch wird uns nicht schon der Mann, der die edeln Gesinnungen, von denen er belebt zu seyn vorgiebt, ob wir gleich häufig genug nicht sehen, daß er besser wie mancher andere bescheidene Sterbliche ist, in Gebehrden, Worten, Ton der Stimme stets an den Tag legen will, der uns die beschwerliche verunglückte Copie eines Grandison's, aber eines Grandison's, der das Gepräge eines behaglichen Bürgers einer kleinen Reichsstadt trägt, liefert! Bey dem andern Geschlechte sind solche Anmaaßun-

gen nun vollends unausstehlich. Das Bewußtseyn seines Werthes, das Gefühl seiner Würde muß sich bey dem Weibe stets unter den gefälligsten Formen zeigen.

So wie ich glaube, die Nachtheile eines übermäßigen Genusses dichterischer Darstellungen ohne Uebertreibung geschildert zu haben, so liegt doch in dem Gesagten schon dieses, daß nur von einem unmäßigen Genusse die Rede war, dessen Gränzen die Lage, Seelenkräfte und der Charakter jedes Einzelnen bestimmen. Kann schon die lebhafte Darstellung auch nur eines einzigen höchst leidenschaftlichen Charakters einen großen Tumult in dem Gemüthe eines reizbaren Zuschauers oder Lesers erregen; so sind doch gewiß die Fälle selten, wo ein sparsamer Genuß der Dichter, eine nicht zu häufige Besuchung der Theater, vielen Schaden angerichtet hätte. Für Einzelne kann, und im Uebermaaße wird alles schädlich werden. Zur richtigen Würderung der Dichter müssen wir nicht unterlassen, sowohl das Vergnügen, das sie uns gewähren, als die höheren Vortheile, die sie uns leisten können, mit in Rechnung zu bringen; aber gleichermaßen ist es Pflicht, auf die Nachtheile, die besonders aus ihrem unbeschränkten Genusse entstehen, aufmerksam zu machen, und dem Wahne, der

vor allem das Theater zu einer eigentlichen Sittenschule erheben will, entgegen zu arbeiten.

Was von dem tragischen Theater angeführt worden, leidet mehr und minder seine Anwendung auf andere Gattungen der Dichtkunst, vorzüglich dem Romane. Die sehr lebhafte Schilderung planvoller, angenehmer Bösewichter wirkt in den Romanen eben so schädlich, wie auf dem Theater, und, da in dem Roman mehr Raum zu einer ausführlichern Zeichnung vorhanden ist, nicht selten noch weit nachtheiliger. Ganz gegen die Absicht des moralischen Richardson's hat sein Lovelace die rege Eitelkeit junger Weltmänner, durch den Reiz mancher Eigenschaften des Verstandes dieses schändlichen Verführers der Unschuld und durch die Bewunderung, die gewöhnlich dem sehr planvollen, durch nichts von der Erreichung seiner Absichten zurück zu bringenden Charakter gezollt wird, nicht ganz selten entflammt. La Clos Valmont *) hat eben so oft ein Gleiches gethan; und wenn diese Schilderungen auch nicht das Unglück einer Clarisse, einer Tourvel nach sich zögen, so haben sie doch bey Menschen von einer gewissen Stimmung und in gewissen Lagen nicht den Abscheu erweckt,

*) Liaisons dangereuses.

nicht die Neigungen gebessert, wie dieses Richardson beabsichtigte; sondern sind zu dem Gegentheile sehr behülflich gewesen. Die unübertrefliche Darstellung von Werthers Empfindungen hat sicher nicht zur Beruhigung, zur Beherrschung ähnlicher Empfindungen in den Herzen seiner Leser gewirkt. In der Natur würde das wilde Feuer dieses Charakters, seine große Empfindlichkeit, die zuweilen durchblickt, das Verzärteln seiner Empfindungen, der Studententon, von dem wir da noch weit mehrere unangenehme Aeußerungen sehen müßten, uns kein sehr hohes Interesse abgewinnen. Wie sehr reißt uns nicht aber der unnachahmliche Dichter durch seine Darstellung hin! wie sehr blendet er uns in Beziehung auf die Fehler seines Helden, die der jugendliche Leser kaum gewahr werden wird, und die nur dem ältern, ruhigerm Manne ein unangenehmes Gefühl zurücklassen!

* *

Auf die Menschen beider Geschlechter, die früh und stets in der großen Welt leben, mag die lebhafte dichterische Darstellung der Leidenschaften, nach dem itzigen Ton der Zeiten, meistens sehr wenig gefährlich seyn. Aber die große Welt muß sich weder einbilden, daß sie

die einzige, noch die einzig interessante sey: die Menschen, die nicht hinein gehören, die nicht darin leben, gehören auch zum Reiche Gottes; und gerade denjenigen unter diesen, welche die meisten Anlagen besitzen, kann die poetische Schilderung der Leidenschaften leicht gefährlich werden. Für diese, und nicht für den gewöhnlichen Schlag der Alltagsmenschen aus der großen Welt, sind diese Bemerkungen bestimmt.

XIII.

Vermischte Nachrichten.

Französische Litteratur.

Les Moeurs du Jour ou l'École des jeunes femmes, comédie en cinq actes et en vers, par Collin-Harleville, membre de l'institut national; réprésentée pour la prémière fois sur le théâtre français de la République, le 7. Thermidor an 8. Paris. 122 S. 8. Dieses Stück eines bekannten Verfassers ist sogleich bey seiner ersten Erscheinung mit großem Beyfall aufgenommen worden. Eine junge Frau, Sophie Dirval, lebt in Paris in einem sehr verderbten Zirkel, wo ihre Unschuld den größten Gefahren ausgesetzt ist. Ein treflicher Bruder und eine zärtliche, vorsichtige Freundin, noch mehr aber ihr eigner guter Charakter retten sie aus den Schlingen, die das Laster ihr legt, und sie vereinigt sich

am Ende mit ihrem Manne, dessen Achtung sie nicht unwerth geworden ist. Der Verfasser stellt die Thorheiten und Laster der Mode auf eine kräftige und gefällige Weise dar; die Charaktere treten bestimmt hervor; die Handlung bewegt sich lebhaft nach ihrem Ziele zu. Eine Scene, in welcher Formont, Sophiens Bruder, seiner Schwester einige gute Lehren gibt, mag zur Probe dienen:

Formont.

Es-tu seule un instant,
Je te vois entourée, assiégée, ... et pourtant
Je suis venu pour toi ... pour toi seule, ma
chère.

Mad. Dirval.

J'ai bien eu du plaisir à vous revoir, mon
frère.

Formont.

Ah! redis-moi ces mots, car j'en ai grand
besoin.

Mad. Dirval.

Bon frère!

Formont.

Oui, je le suis; oui ma soeur, je suis bon
De vouloir te sevrer des plaisirs de ton âge.
Tu sais si je jouais ce fâcheux personnage
Pendant ces jours si beaux et si vîte écoulés.

Mad.

Mad. Dirval.

Ah! je me souviens bien du tems dont vous
parlez.

Formont.

Nous passames ensemble un si charmant automne!
Comme heureux et content nous vivions tous
les trois!
Le troisième, ma soeur, tu t'en souviens, je
crois.

Mad. Dirval.

Le troisième? eh mais oui . . . Doutez
vous . . .

Formont.

Non, Sophie,
Tu ne peux, j'en suis sûr, l'oublier de ta vie.

Mad. Dirval.

Jamais; . . . c'est lui plutôt qui semble m'oublier.
Depuis un an. . .

Formont.

Lui? Tiens, je m'en vais parier
Que ses lettres, ma soeur, se seront égarées.
Sa tendresse, sa foi, j'en réponds, sont sacrées;
Tu sais comme il t'aimait, tu sais comme il
pleurait
En te quittant! — Il souffre, il gémit en
secret:

Tu ne peux l'accuser des malheurs de la guerre;
Mais que sait-on? peut-être il ne tardera guère.
Nous en parlions tantôt madame Euler et moi;
Car cette dame a bien de l'amitié pour toi.

Mad. Dirval.

Ah! oui.

Formont.

J'en fais grand cas.

Mad. Dirval.

Elle est fort estimable;

Formont.

De ta société c'est bien la plus aimable.
A parler franchement, je vois d'un tout autre oeil
Ton monsieur d'Héricourt, ta madame Verseuil. . . .

Mad. Dirval.

Tous deux pour moi sont pleins d'égards, de complaisance;
L'une a dans ses discours une grace, une aisance. . . .

Formont.

Beaucoup d'aisance, oh oui.

Mad. Dirval.

L'autre est fêté, chéri.

Formont.

Ils ne te parleront jamais de ton mari.

Le Seau enlevé, poëme, suivi de poësies diverses: nouvelle édition corrigée. Paris, 1800. 12. Der Verf. dieser Uebersetzung oder Nachbildung der Secchia rapita, Creuzé, hat selbst nur eine geringe Meinung von dem Werthe seines Originals. Er hoffte es zu verbessern, und er hat in der That manches gefällige Detail, manche artige Anekdote hinzugefügt. Folgende Stelle aus dem Anfange des neunten Gesanges kann eine Idee von der Manier des Verfassers geben:

O que le rire est une bonne chose!

. . . .

Tous les mortels, hôtes de l'univers,
Sont agités et se livrent en proie
'A des projets, à des chagrins divers;
Il laissent peu de place pour la joie.
C'est quand on rit pourtant qu'on est heureux;
Quand on connaît cet aimable délire,
Le bonheur seul se présente à nos yeux,
Et tout sourit à celui qui sait rire.

. . . .

Je le sais trop; et certes je conviens
Que la gaîté par fois est impossible.
Je suis fort loin de dire: Tout est bien;

Et ce qu'on voit n'est pas toujours risible.
Mais quelque fois sur un front nébuleux
De la tristesse un rien adoucit l'ombre,
Comme souvent en des jours orageux
Un clair rayon perce un nuage sombre.
La gaieté franche est, je crois, en tout temps
Un privilège heureux et respectable;
Le rire doux, le rire véritable
Est exclusif pour les honnêtes gens.

Etéocle, Tragédie en cinq actes par G. Légouvé, membre de l'institut national; réprésentée sur le théâtre de la République, le 27. Vendémiaire an VIII. 88 S. 8. Der Vf. hat sich in der Anlage der Handlung vorzüglich an den Plan des Euripides in den Phönissen gehalten. Polynices belagert Theben, welches vom Eteokles tyrannisch beherrscht wird. Alle Bemühungen Jokastens und ihrer Töchter, ihn zur Erfüllung seines Vertrags mit Polynices zu bewegen, sind fruchtlos. Der letztere kömmt verkleidet nach Theben, sieht seine Mutter und verlangt, auf ihren Rath, eine Unterredung mit seinem Bruder. Diese bleibt fruchtlos. Es kömmt zu einer Schlacht, in welcher Oenomaus und Kapaneus, während sie im Zweykampf begriffen sind, vom Blitze getroffen werden. Diese Vorbedeutung gibt zu erkennen, daß die Götter beyde Theile hassen, und kündigt den Tod der beyden Brüder an. Eteokles bietet einen Zweykampf an, welchen Polynices unter der Bedingung annimmt, daß

Oedipus in Freyheit gesetzt wurde. Dieser Greiß erscheint vor seinen Söhnen. Umsonst sucht Polynices ihn zu rühren; er verflucht beyde: aber Antigone bewegt ihn seinen Fluch zurück zu nehmen. Der Zweykampf erfolgt; Polynices siegt; aber er bereut diesen Sieg und bittet seinen sterbenden Bruder um Verzeihung. Dieser rafft seine letzten Kräfte zusammen und stößt sein Schwert dem Bruder in die Brust. — Diese Anlage ist ziemlich einfach, fast noch einfacher als die des Euripides; aber die Veränderungen, die der Plan des griechischen Dichters erlitten hat, können wir nicht gerade als Verbesserungen ansehn. Der Ausgang ist nach französischer Weise tragischer d. h. gräßlicher, aber keineswegs befriedigender als in dem griechischen Original. War denn der wechselseitige Brudermord noch nicht tragisch genug? warum mußte der Zorn noch mit Bosheit gepaart werden? Oedipus Flüche sind auch hier an der unrechten Stelle und werfen ein nachtheiliges Licht auf den Greiß, das uns die alten Tragiker erspart haben, indem sie uns dieselben als Ausbrüche der Leidenschaft und als eine vergangene Begebenheit zeigen. — Die Charaktere der beyden Brüder sind nach dem Muster des Euripides entworfen; beyde von Ehrgeiz beseelt; aber Eteokles roher und ungestümer, Polynices sanfter und nachgiebiger. Jener gesteht hier, wie in den

Phönissen, seinen heftigen Ehrgeiz ohne Bedenken ein (1. Akt. II. Sc.):

J'en ai (de l'ambition) sans doute, et j'en fais gloire;
C'est la vertu des coeurs formés pour la victoire.
Eh! quel homme, illustré par ces vaillantes mains,
Qui placent un guerrier au dessus des humains,
Peut vouloir, infidèle à sa haute fortune,
Retomber sans éclat dans la foule commune?
Contemplez ces héros, ces mortels dont les autels
Partagent les tributs offerts aux immortels;
Ils ont tous, aux lauriers joignant le diadème,
Reposé leur valeur dans le pouvoir suprême.
Jupiter même, enfin, ce monarque des dieux,
A Saturne régnant dans l'empire des cieux,
Malgré le nom de fils, n'a-t-il pas fait la guerre,
Et, vainqueur, usurpé le sceptre du tonnere?
Des exemples si beaux peuvent bien s'imiter;
Et le trône appartient à qui sait y monter.

In einem kräftigen Contraste zeigen sich die Charaktere beyder Brüder in der Unterredung, welche ihre Aussöhnung bewirken soll, und ihren Groll vermehrt:

Polinice.

Ecoute-moi;
Ton frère hésite encore à s'armer contre toi.

Quand, des Dieux ennemis redoutant la vengeance,
Un père infortuné nous donna sa puissance,
Ne convinmes nous pas, réponds-moi sans détour,
Que nous serions un an monarques tour-à-tour?

Etéocle.

Oui.

Polinice.

Nés le même jour, des ans dans ce partage
Etéocle sur moi n'avait pas l'avantage.
Je pouvais le prémier gouverner comme toi:
N'ai-je pas consenti qu'on te vît d'abord roi?
Réponds.

Etéocle.

Sans doute.

Polinice.

Enfin, aux yeux de Thèbes entière,
Ne m' as-tu pas juré par tout ce qu'on révère,
Par Jupiter surtout, de nos traités garant,
Que le terme expiré tu me rendrais mon rang?
Ne l'as-tu pas juré? Réponds.

Etéocle.

Je le confesse.

Polinice.

Pourquoi donc oses-tu violer ta promesse?
Par tes propres aveux n'es-tu pas confondu?

Pourquoi le sceptre enfin ne m'est-il pas rendu?

Eteocle.

Le sceptre? Ne crois pas que l'on puisse le rendre.
Tu saurais, si ta main pouvait un jour le prendre,
Qu'ébloui de l'éclat dont il doit revêtir,
Une fois sur le trône, on n'en veut plus sortir;
Que pour s'y conserver, on fait tout entreprendre,
Et qu'on aime encore mieux en tomber qu'en descendre.
Je n'en descendrai pas. — — —

Von demselben Verfasser, dem die tragische Bühne schon mehrere interessante Arbeiten verdankt, ist ein didaktisches Gedicht erschienen unter dem Titel:

Le Mérite des Femmes, poëme. An VIII. 92 S. 12. Der Dichter bestreitet die Misogynie Juvenals und Boileaus, die in ihren Satyren so viel böses von den Weibern gesagt haben. Er schildert ihre Reize, ihre Talente, ihre Tugenden. Bey den letztern verweilt er am längsten. Die Schilderung der Sorgen und Gefühle einer Mutter kommen zuerst an die Reihe. An ihrer Brust genährt, unter ihren Augen und durch ihre Zärt-

lichkeit gebildet, wächst das Kind herein. Die Zeit der ersten Liebe tritt ein:

Tu fuis, saison paisible, âge rempli de charmes,
Pour faire place au temps où l'homme chaque jour
Sort du sommeil des sens, et s'éveille à l'amour.
Déja son front se peint d'une rougeur timide;
Dans son regard plus vif brille une flamme humide;
Son coeur s'enfle et gémit; de ses soupirs troublé,
Tout son sein se soulève et retombe accablé;
Dans ses veines en feu son sang se précipite;
Son sommeil le fatigue et son réveil l'agite:
Il s'élance inquiet, avide, impétueux;
Il promène au hasard ses voeux tumultueux;
Il poursuit, il appelle un bonheur qu'il ignore:
De qui le tiendra-t-il? C'est d'une femme encore!
Une femme, en secret, lui rendant ses soupirs,
Rêveuse s'abandonne à ses vagues desirs.
O première faveur d'une première amante!
Dès que sur l'incarnat d'une bouche charmante
Il a bû des baisers le nectar inconnu;
Dès qu'un autre succès, par degrès obtenu,
L'a conduit dans les bras de sa belle maitresse,
De surprise en surprise au comble de l'ivresse,
Comme un aveugle à qui l'art rendrait la clarté,
Dans un autre univers il se croit transporté;
Il ne se connait plus, il palpite, il soupire;
Il se sent étonné du charme qu'il respire:

L'ivresse de ses sens a passé dans son coeur;
Il nage dans un air tout chargé de bonheur.

Eine der schönsten Stellen dieses Gedichts ist die bekannte Geschichte der Mlle. de Sombreuil, die ihren Vater den Septembrisirern entreißt. Sie ist mit Feuer und einer hinreissenden Beredsamkeit erzählt. Dem Gedichte angehängt ist eine Anzahl interessanter Anmerkungen, welche größtentheils Züge von dem Muthe edler Weiber in den Zeiten des Terrorismus enthalten.

Vie de Garrick, suivie de deux lettres de Mr. Noverre à Voltaire sur ce célèbre acteur, et de l'histoire abrégée du théâtre anglais, depuis son origine jusqu'à la fin du 18. siécle. Paris, chez le successeur du cit. Michel. I. Vol. in 12. 324 S. Eine wesentliche Zugabe dieser Biographie des englischen Roscius sind die Briefe von Noverre, die sich durch den treflichen Vortrag, ein feines, reichhaltiges Gemälde Garricks und mehrere anziehende Anekdoten von seinem Aufenthalte in Frankreich empfehlen. Jedermann weiß, daß G. mit Préville's Vorstellung eines Betrunkenen nicht ganz zufrieden war und vorzüglich seine Füße nicht betrunken genug fand. Hier wird dieser Vorfall in seinem ganzen Zusammenhang erzählt. „Die beyden Schauspieler, heißt es, waren zusammen auf das Land gereist.

Indem sie vergnügt ihres Wegs ritten, von Witz und Fröhlichkeit begleitet, hätte Preville den Einfall, einem Betrunkenen nachzuahmen. Garrick lobte ihn, setzte aber hinzu: Sie haben doch einen Umstand vergessen, der für die Wahrheit der Darstellung eines Betrunkenen sehr wesentlich ist. — Und das wäre? erwiederte Preville — Sie haben vergessen, ihre Beine trinken zu lassen. Wenn Sie erlauben, will ich Ihnen jetzt einen Engländer zeigen, der sich, nach einer guten Mahlzeit an der Wirthstafel und einigen funfzig eingenommenen Gläsern, auf's Pferd setzt, um aus der Stadt auf sein benachbartes Landhaus zu reiten. Niemand als sein Jokey begleitet ihn, der ohngefähr in eben den Umständen ist wie sein Herr. Nun sehn Sie, wie sich seine Betrunkenheit in ihren verschiedenen Abstufungen zeigt. Er ist kaum zum Thore hinaus, so dreht sich die ganze Welt um ihn. Er ruft seinem Jokey zu: Williams, ich bin die Sonne, die Erde dreht sich um mich her. Einen Augenblick darauf steigt seine Trunkenheit höher. Er verliehrt den Hut und die Steigbügel, setzt sein Pferd in Galopp, peitscht und spornt es, zerbricht die Peitsche, verliehrt die Handschuh, und kömmt so an die Mauern seines Parks, wo er das Thor verfehlt und durchaus mit dem Pferde über die Mauer will. Das Thier widersetzt und bäumt sich, und wirft endlich seinen

Herrn ab." Nach dieser Beschreibung fing Garrick sein Spiel an, und ging allmählig durch alle Stufen der Betrunkenheit hindurch. Endlich fiel er vom Pferde, und die Wahrheit, mit welcher er seine Rolle spielte, war so groß, daß Preville einen lauten Schrey ausstieß. Garrick lag unbeweglich auf der Erde, und antwortete mit keiner Sylbe auf die Fragen seines Freundes. Dieser gerieth allmählig in die lebhafteste Besorgniß; er stieg ab und riß mit vieler Mühe den Kopf seines Freundes von der Erde auf und fragte ihn mit dem zärtlichen Tone der freundschaftlichsten Unruhe: ob er sich Schaden gethan hätte? Jetzt öfnet Garrick ein Auge, aber nur zur Hälfte und fragt mit der Stimme eines Betrunkenen: Bringst du mir ein Glaß Rum? — Steht dann auf, lacht und umarmt seinen Freund. Dieser ruft außer sich vor Bewunderung: „Erlauben Sie, daß der Schüler seinen Meister umarme, und ihm für die große Lection danke, die er ihm gegeben hat."

Epitre à Jacques Delille, par Pierre Daru, suivie de notes, à Paris, chez Ch. Pougens. 26 S. 8. Der Vf. dieses poetischen Sendschreibens von ohngefähr 350 Versen, ladet im Namen des franz. Parnasses den Verfasser der Géorgiques françaises, in sein Vaterland ein. Aufrichtige Bewunderung dieses Dichters

verbindet sich hier mit der Achtung der Wahrheit; Ernst mit Urbanität; Styl und Versification zeigen einen glücklichen Nachahmer Delilles. Der Eingang der Epistel ist voll Anmuth:

Toi, qui nous fais aimer, par tes accords touchans,
L'étude, les beaux vers, les vertus et les champs;
Toi qui vis tout un peuple, ivre de son Orphée,
Suivre en foule ta voix, et parer ton trophée;
Infidèle aux honneurs qui t'attendaient encor,
Tu fuis devant ta gloire, et vas au fond du Nord,
De rois en rois, errant où ton chagrin t'exile,
Porter la lyre d'or que te légua Virgile.

Quelle erreur te retient loin de ces bords charmans?
L'homme actif, inquiet, au matin de ses ans,
Veut chercher le bonheur jusqu'aux bornes du Monde;
Mais, le soir, revenu d'une erreur vagabonde,
Il sent d'autres besoins, regagne son hameau,
Et vient marquer sa tombe auprès de son berceau.
Ces beaux lieux que tu fuis sont ceux qui t'inspirèrent.
Nos prés, nos bois sont ceux où tes pas s'égarèrent,
Où Virgile apparut pour te dicter des vers;
Témoins de tes travaux, qu'ils te soient encor chers.

Toi qui peins tes transports, après vingt ans d'absence,
Quand tu révis les lieux où jouait ton enfance,
Est-il vrai qu'aujourdhui tu crains d'en approcher?
Peut-on si bien les peindre, et ne pas les chercher?
C'est ici qu'à ta voix les Muses déscendirent;
C'est ici que souvent mille mains t'applaudirent,
Lorsque tes auditeurs pressées, muets, ravis,
Ecoutaient ces beaux vers, plus beaux quand tu les dis?

Der Verfasser versucht es hierauf, die französische Revolution in Delilles Augen zu rechtfertigen, indem er ihre Nothwendigkeit zeigt und zugleich die Verbrechen beklagt, die eine Folge derselben waren. Er erinnert ihn, wie sehr er vordem von derjenigen Klasse verachtet worden, mit der er jetzt gemeinschaftliche Sache zu machen scheint; und daß ihn niemand mehr bewundere, als eben die Franzosen, die man als Vandalen verschreye. Dieß gibt Gelegenheit zu einem Gemälde des gegenwärtigen Zustandes der Litteratur in Frankreich, mit denen er den Feinden seines Vaterlandes antwortet, die hier nichts als die tiefste Verderbniß der Sitten und des Geschmacks finden:

Venez le démentir, ombres de ces héros
Que retracent encor, de si dignes pinceaux;

Vous que je nommerais, si ma voix inconnue
Aux lieux que vous charmez pouvait être entendue.
Venez, vous qui montrez, savans dans un autre art,
Les grâces de Destouche, ou l'esprit de Regnard;
Et vous qui dignement, aux fêtes de la gloire,
Enseignez aux clairons l'hymne de la victoire;
Vous tous qui proménez vos doigts harmonieux
Sur le luth, ou la lyre, ou les pipeaux joyeux.
Est-ce vous qu'on a vus parmi la troupe impie,
Qui, du grand Despréaux impuissante ennemie,
Osa lui contester, au sommet d'Hélicon,
La place, d'où son oeil menace encor Pradon?
Non, dans tous leurs efforts plus ou moins fortunées,
Vos muses ont suivi les lois qu'il a données:
Vous excitez les ris, vous arrachez des pleurs,
Sans jamais outrager ni Boileau, ni les moeurs;
Moins louables encor, pour des oeuvres si belles,
Que par votre respect pour nos sacrés modèles,
Elèves d'Apollon, de Zeuxis, venez tous,
Et montrez si les arts sont éteints parmi nous,
Viens voir, homme trompé, viens voir chez ces Vandales,
Du temple des guerriers les voûtes triomphales,
Le croissant de l'Arabe, et l'aigle sans honneurs,

Inclinés vers la terre où dorment leurs vainqueurs. — —

In folgender Stelle, in welcher der Verf. Delilles Talente rühmt, ahmt er ihn selbst in seinen poetischen tours de force glücklich nach:

Mais, pardonne; est-ce à moi de conseiller ta Muse?
Non, dans les traits badins, où ta plume s'amuse,
Je cherche bien plutôt ce qu'il faut applaudir,
Ce secret de tout peindre et de tout ennoblir;
Ce vers imitateur qui, doucement murmure,
Vif comme le ruisseau, frais comme la verdure,
Ou qui gronde tantôt comme la vaste mer,
Tantôt brille, pétille, et fuit comme l'éclair.

Les trois Fanatiques, Poëme philosophi-comique, en quatre chants, par Louis Lemerrier, à Paris, chez Renouard. 8. Die Handlung dieses kleinen, launigen, aber hier und da ziemlich nachläßig geschriebenen Gedichtes fällt in die Zeiten, wo die Christen einen Theil von Palästina besaßen. Die drey Fanatiker sind ein Derwisch, Namens Osman, der aus religiöser Schwärmerey den Commendanten der christlichen Besatzung von Edessa ermorden will; ein französischer Ritter, der aus Enthusiasmus für das Königthum einen republikanisch Gesinnten tödten will; und ein gewisser Grieche Misandron, einen enthusiastischen Be-

Bewundrer des Harmodius und Aristogiton, der aus Liebe für die Freyheit einen eifrigen Vertheidiger des saracenischen Despotismus zu ermorden denkt. Das Lustige bey der Sache ist, daß diese drey Fanatiker auch die drey auserlesenen Schlachtopfer sind. Alle drey kennen sich und leben in freundschaftlichen Verbindungen; aber eben darein setzt der Fanatismus seinen Ruhm, Menschen, die sich gegenseitig achten, gegen einander zu wafnen. Um ihren Plan auszuführen, machen sie sich alle um die nämliche Zeit auf den Weg; keiner trift den andern, und dieser Zufall bringt sie zur Besonnenheit. Sie sehen die Abscheulichkeit ihrer Handlung ein, und da sie nach Hause zurück kehren wollen, finden sie einander auf einem freyen Platz, umarmen sich und gehen mit einander zu Tische. Diese Fabel wird durch eine allegorische Maschinerie unterstützt, die zu einigen glänzenden und anziehenden Gemälden Veranlassung gibt. Der Dichter schildert die Politik;

> Qui de son art faisant partout l'essai,
> Sur ses trois fronts, pleins de fourbe et d'audace,
> A tous venans présente une autre face;
> Qui ment sans honte et trompe en disant vrai.
> Aux cours des Rois, au forum, aux conclaves,
> Portant sur soi la dague et les poisons,
> Elle commet meurtre et trahisons

Que les brigands, vil peuple des prisons,
N'osent ourdir dans les bois, dans les caves.
Et ce qu'en eux le gibet a puni,
Souvent en elle est beau, grand et béni.

Diese Göttin sucht den Fanatismus auf, der den Derwisch in der Gestalt der Religion, den Ritter unter der Maske der Monarchie, und den Griechischen unter der Gestalt der Freyheit erscheint. Die starken Reize der letztern entflammen den lebhaften Griechen so, daß er etwas gewaltthätig mit ihr umgeht; ein Fall, der ihr, wie der Dichter bemerkt, nicht selten begegnet:

chaque homme qui l'adore
Lui fait ce tour: en mille occasions
On la viole; et céla fait éclore
Postérité de constitutions,
Filles de bien, que l'on viole encore.

In der Beschreibung des Pallastes der Monarchie findet sich unter andern folgende pikante Stelle:

Soutien du trône où siège la déesse,
A ses côtés est la vieille Noblesse,
Le nez au vent et le front orgueilleux,
Riche en beaux noms, grande par ses ayeux,
Car elle est née au sein de la prouesse.
Elle portait des habits façonnés
En parchemin titré et blasonnés.
Un de ses fils l'accompagnaient sans cesse,
Le Point-d'honneur, frère aîné du Duel,

Vengeant l'offense et le soufflet cruel,
Qui, sans lui seul, d'une aîle vagabonde,
Irait volant et claquant à la ronde.

Italienische Litteratur.

Τυρταιου ᾀσματα, J Cantici di Tirteo tradotti ed illustrati da Luigi Lamberti, à Paris et à Strasbourg, chez Treuttel et Würz. (1801.) 8. 64. S. Diese Uebersetzung enthält, außer den drey unter dem Namen des Tyrtäus erhaltnen Elegien, auch das dem Kallinus zugehörige Bruchstück. Der Vf. folgt der Brunkischen Recension, nach welcher auch der Text hier abgedruckt ist. Die Uebersetzung, welche sich sehr genau an das Original anschmiegt, und Treue mit Eleganz vereinigt, ist in terza rima; einer Versart, deren sich die Italiener bey elegischen Gegenständen zu bedienen pflegen. Um den des Griechischen nicht genug kundigen Leser in den Stand zu setzen, die Treue der Uebersetzung zu beurtheilen, hat der Vf. eine wörtliche lateinische Uebersetzung beygefügt. Auch Anmerkungen begleiten das Werk. Wir setzen den Schluß der dritten Elegie zur Probe hierher:

E se, fra i primi pugnator, la cara
Anima ei perde, al padre e al natio albergo,
Fama provede gloriosa e cara.

E senza segno di ferita al tergo,
Per gran colpi nel petto è a morte addutto,
Pel pavese trafitto e pel usbergo;

Per lui giovani e vecchi, in grave lutto,
S'angono; a lui gli ufficj ultimi rende
Pien d'acerbo desire, il popol tutto.

Quindi la tomba sua famosa splende,
Sulla terra famosi i figli, e insieme
De' figli i figli e chi da lor dèscende.

Nè il bel nome giammai, nè le supreme
Sue laudi perir vede, e ad infinita
Sorvive età, benche l'avello il preme,

Quei che recando alla sua terra aita,
E pugnando pe' figli ardito e forte,
Per man di fero Marte esce divita.

Che se l'eterno sonno della morte
A fuggir ei pervenga, e vincitore
Del conflitto la gloria alfin riporte,

Tutti l'ammiran, tutti fangli onore,
De tutte etadi, e mena intra frequenti
Piacer sua vita insin all' ultim' ore.

E se attigne vecchiezza, infra sue genti
Splende primier, nè v'ha chi oltraggio o danni
Osi fargli con l'opre, o con gli accenti;

E i giovani, e chi ad esso é ugual negli anni,
E chi hà il crin più di lui già scemo e bianco,
Levansi al suo apparir dai proprj scanni.

Dunque ognuno col piè spedito e franco
Di cotanto virtude al colmo ascenda,
Nè mostri il braccio intimorito e stanco,
Ma all' imprese di guerra il core accenda.

Englische Litteratur.

The first Book of Lucretius Carus on the Nature of Things, in English Verse, with the Latin Text. London, 1799. 8. Während in Deutschland das Bestreben, unserer Muttersprache durch treue Nachbildungen der Alten immer mehr Kraft und Wohlklang zu verschaffen, immer neue Versuche den Lukrez zu übersetzen erzeugt, hat derselbe Dichter, durch ein sonderbares Zusammentreffen, auch in England mehr Bewundrer als je gefunden, und diese Bewunderung hat auch dort zu mehreren Uebersetzungsversuchen Veranlassung gegeben. Die gegenwärtige Probe soll das Urtheil des Publikums prüfen, und im Fall dieses günstig ausfällt, die Vorläuferin einer vollstän-

digen Uebersetzung des Lukrez seyn. Sie ist von dem lateinischen Texte begleitet, in welchem der ungenannte Vf. fast durchgängig der Haverkampischen Recension folgt, die er, ohne hinlängliche Ueberlegung, der Wakefieldischen vorzieht; auch verspricht er ausführliche, aus den besten Commentatoren gesammelte Anmerkungen, von denen aber hier keine Probe gegeben wird. Die Uebersetzung selbst ist in gereimten Versen, und dieser Umstand ist vielleicht schuld an dem Mangel an Kraft, den man hier an so vielen Stellen ungern bemerkt, und gerade in einer Uebers. dieses Dichters am wenigsten finden sollte. Bey einer Vergleichung derselben mit den Proben, welche Dr. Drake von der Uebersetzung seines Freundes Mr. Good in den Literary Hours Vol. I. gegeben hat, wird man leicht sehn, wie sehr der letztere dem Ungenannten in diesem Punkte überlegen ist. Wir wählen hierzu die Stelle, in welcher L. bey Gelegenheit des Empedokles von Sicilien spricht L. I. 717. ff.

Der Ungenannte.

The first of such philosophers as these
Was Agrigentum's boast, Empedocles;
Born on that isle, where, tow'ring to the skies,
From its three shores three promontories rise;

Round which th' Jonian sea with azure waves
Winds tortuous, mighty, and each confine laves;
While one small strait, foun'd of impetuous tides,
From its own coast the Latian realm divides:
See there Charybdis its vast whirlpool spread.
And Aetna there uplift its smoking head,
With murmurs deep it threatens to collect
Its brooding anger, and in flames eject;
From its black jaws to vomit forth the blaze,
And make heav'n's concave glitter with his rays.
Tho' much this land by strangers is esteem'd,
And worthy note from various causes deem'd
Tho' various blessings to the clime belong,
And num'rous tribes its peopled surface throng;
Yet it held nought so sacred, dear, admir'd,
As this fam'd man by wisdom's song inspir'd,
Which, from his lips sweet pour'd, such secrets taught,
That scarce of mortal lineage he was thought.

Mr. Good.

Thus sung Empedocles — in honest fame
First of his sect; whom Agrigentum bore
In cloud-capt Sicily. Its sinuous shores
Th' Jonian main, with hoarse, unwearied wave
Surrounds and sprinkles with its briny dew;

And, from the fair Italian fields, divides
With narrow frith that spurns th' impetuous surge.
Here vast Charybdis raves: here Etna rears
His infant thunders, his dread jaws unlocks,
And heav'n and earth, with fiery ruin threats.
Here many a wonder, many a scene sublime,
As on he journeys, checks the traveller's steps;
And shews, at once, a land in harvests rich,
And rich in sages of illustrious fame:
But nought so wond'rous, so illustrious nought,
So fair, so pure, so lovely can it boast,
Empedocles, as thou! whose song divine,
By all rehearsed, so clears each mystic lore,
That scarce mankind believ'd thee born of man.

The Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. VI. In diesem Bande der Transactionen ziehen folgende Artikel die Aufmerksamkeit des Litterators auf sich: Reflections on the Choice of Subjects for Tragedy among the Greek writers, by William Preston. Esq. Der Vf. forscht nach den Ursachen, warum der Inhalt aller noch vorhandenen griechischen Tragödien schrecklich ist (of the horrible Kind) und findet sie, unerwartet genug, in den wilden Sitten der Griechen, die, wie er behauptet, nur in ihrem Styl und ihrer Baukunst Zierlichkeit und Delikatesse gezeigt

haben. „Daß ihre Bildhauer und Maler die edelste Ruhe und Grazie darstellten, setzt ihn nicht in Verlegenheit. S. 19. „Die Malerey und Bildhauerkunst, sagt er, hat es vornehmlich mit der Vorstellung des Körpers zu thun; die Geschichte und Poesie hingegen mit den Handlungen, Charakteren und Gesinnungen der Menschen. So wie nun in den Gemüthern der Griechen die Wildheit herrschte, so herrschte in ihren Körpern die Schönheit und Anmuth, und Griechenland war der eigentliche Sitz zierlicher Gestalten." Dieser Charakter der Wildheit, den der Irländer nun durchaus in der griech. Nation finden will, soll ihnen von den wilden Horden aufgedrückt worden seyn, die in Griechenland einwanderten u. s. w. An Essay on the Variations of English Prose, from the Revolution to the present time. By Thomas Wallace. Der Verf. dieser gekrönten Preisschrift verfolgt den Fortgang und die Ausbildung der englischen Prose von ihrer ersten Rohheit und kunstlosen Gestalt an bis auf Johnson, dessen, vielleicht allzu gekünstelter Styl, eine so große Veränderung in der Kunst zu schreiben hervorgebracht hat. Von Addison, dem ersten Schöpfer ächter Prosa, heißt es hier unter andern: The forced metaphor, the dragging clause, the harsh cadence, and the abrupt close, are all of them strangers to the works of Addison. In the structure of

his sentences, though we may sometimes meet marks of negligence, yet we can seldom find the unity of a sentence violated by ideas crowded together, or the sense obscured by an improper connection of clauses. Though, like his predecessors, he frequently uses two words to express one idea, yet, in this instance, he is less faulty than they: and among the variations introduced by him, we must reckon a more strict attention to the choice of words, and more precision in the use of them. — Of figurative language, Addison has always been acknowledged the most happy model. He was, indeed, the first of the English prose writers who were equally excellent in the choice and in the management of their figures. Of those who preceded him, it has been observed that they were frequently unhappy in both instances; that their metaphors either were such as tended rather to degrade their subject than to give it dignity and elevation; or that, when they were well chosen, they were spoiled by the manner in which they were conducted, being detained under the pen until their spirit evaporated, or traced until the likeness vanished. Addison avoided both faults: his metaphors are selected with care and taste, or rather seem to spring spontaneously from the subject; they are

exhibited to the mind but for a moment, that they leading traits of similitude may be observed, while minute likenesses are disregarded, like those flashes of electric fire which often illumine a summer's night, they shed a vivid, though a transient, lustre over the scene, and please rather by the brightness with which they gild the prospect, than the accuracy with which they shew its beauties. — On the Poetical Character of Dr. Goldsmith. By the Rev. Archdeacon Burrowes. Diese Charakteristik eines allgemein beliebten, anmuthigen, aber oft nachlässigen Dichters scheint hin und wieder etwas zu ängstlich zu seyn.

The first and fourth Books of the Odes of Horace, translated into English Verse, 1799. 8. Betrachtet man diese Oden nur als Versuche, eine gegebene Reihe von Gedanken zu variiren und auf eine eigenthümliche Weise auszubilden, so kann man dieser Arbeit den Beyfall nicht durchaus versagen. Als Uebersetzung betrachtet, hat sie den Fehler aller gereimten Uebersetzungen, die eigenthümliche Manier des Dichters zu zerstören und seine Gedanken und Bilder auf eine unnütze Weise auszudehnen. Die IX. Ode, die wir zur Probe hieher setzen, hat am wenigsten von diesem Fehler, und doch wird man den Styl durchaus nicht horazisch finden:

See, Thaliarchus! clothed in snow,
Soracte rises, white in air;
Keen frost forbids the stream to flow,
And scarce the woods their plumy burden bear.

Haste! cheer the piercing season's cold,
Pile high with wood the blazing hearth;
Let gen'rous wine, four summers old,
Flame from the cask, and crown the board with mirth.

To heav'n permit the rest: whose will,
When wild winds war with wint'ry seas,
Can lull them to a calm so still,
That not a murmur waves the trembling trees.

Inquire not of to-morrow's doom:
To-day account a certain gain;
While time yet spares thy youthful bloom,
Nor scorn sweet love, nor shun the choral train.

By day let martial fields delight,
Where youth th' athletic contest prove;
And, through the silent hours of night,
Soft whisper'd sounds, and sighs of murm'ring love.

The laugh, that, bursting from the shade,
Betrays the fair one's secret stand,
The love pledge from her arm convey'd
Or snatch'd, half-yielded, from her struggling hand.

The Farmer's Boy: a Rural Poem, in four Books. By Robert Bloomfield. With Ornaments engraved in Wood by Anderson, 1800. 8. Der Vf. dieses Gedichtes ist ein Schumacher, welcher in seiner Jugend bey einem Landwirth in Diensten gestanden hat. Mit vieler Mühe und ununterbrochnem Eifer verschaffte er sich die nothwendigen Kenntnisse und schrieb seine ersten Verse in dem Winkel einer Werkstatt. Das gegenwärtige Gedicht, welches von dem Herausg. Mr. Capel Lofft hier und da verbessert worden, zeigt ein nicht gemeines Talent für die beschreibende Poesie. Es ist nach den Jahreszeiten in vier Bücher getheilt, ohne doch deshalb für eine Nachahmung von Thomson gelten zu können. Der Plan und die Absicht des Vfs ist in folgenden Zeilen enthalten:

O come, blest Spirit! whatsoe'er thou art,
Thou rushing warmth that hovers round my heart,
Sweet inmate, hail! thou source of sterling joy,
That poverty itself cannot destroy,
Be thou my Muse; and faithful still to me,
Retrace the paths of wild obscurity.
No deeds of arms my humble lines rehearse,
No Alpine wonders thunder through my verse,
The roaring cataract, the snow-topt hill,
Inspiring awe, till breath itself stands still:
Nature's sublimer scenes ne'er charm'd mine eyes,

Nor ſcience led me through the boundleſs ſkies;
From meaner objects far my raptures flow:
O point theſe raptures! bid my boſom glow!
And lead my ſoul to ecſtaſies of praiſe
For all the bleſſings of my infant days!
Bear me through regions where gay Fancy dwells;
But mould to Truth's fair form what Memory tells.

Live, trifling incidents, and grace my ſong,
That to the humbleſt menial belong;
To him whoſe drudgery unheeded goes,
His joys unreckon'd as his cares or woes:
Though joys and cares in every path are ſown,
And youthful minds have feelings of their own;
Quick ſpringing ſorrows, tranſient as the dew;
Delights from trifles, trifles ever new.
'Twas thus with Giles: meek, fatherleſs and poor,
Labour his portion, but he felt no more;
No ſtripes, no tyranny his ſteps purſued;
His life was conſtant, cheerful, ſervitude:
Strange to the world, he won a baſhful look,
The fields his ſtudy, Nature was his book;
And, as revolving ſeaſons chang'd the ſcene
From heat to cold, tempeſtuous to ſerene,
Though every ſcene ſtill varied his employ,
Yet each new duty brought its ſhare of joy.

The Summer's Eve: a Poem. By John Bidlake. 1800. 8. In dieſer Rhap-

sodie zeigt sich der geübte Versificator in dem leichten und gefälligen Fluße der Rede: aber weder das Ganze, noch einzelne ausgezeichnete Stellen verrathen den Dichter.

The Hop-Garden, a Didactic Poem, By Luke Booker. LL. D. 8. Bald werden die Engländer ein ganzes System der Technologie in einer Reihe didaktischer Gedichte aufzuweisen haben! Und es ist nicht zum erstenmal, daß der Hopfenbau ein Gegenstand der englischen Muse geworden ist. In dem gegenwärtigen Werke ist indeß das eigentlich technologische nur oberflächlich behandelt, und mancherley moralischen Absichten der größre Platz eingeräumt. Es ist unmöglich, durch einzelne schöne Beschreibungen mit diesem doppelten Misbrauche der Poesie ausgesöhnt zu werden.

Aphono and Ethina including the Science of Ethics, founded on the Principles of Universal Science. A Poem in Three Cantos. By George Nason. Edinburgh, 1799. 118 S. 12. Auch hier ist die Poesie gemisbraucht, um die abstraktesten Gegenstände der Philosophie mit dem Pomp des poetischen Schmucks zu begleiten, mit welchem die Engländer ihre Gedichte zu beladen pflegen. Eine unbedeutende Geschichte dient zum Vehikel des Unterrichts. Folgende Stelle, enthält einen Hauptgedanken des versifizirenden Philosophen:

Ideas at birth
Exiſt; th'imperfect ſtate of thought declares
How few they are. Th'ideas receiv'd thro' ſenſe
Perfection ſoul; theſe wide with age augment,
And thro' eternal time new wisdom blooms.
Though various bodies ſwift the mind affect,
Some give it vigour, others make it fad;
Although inflating perſons drown'd, to life
Recalls them; tho' the ſtate of madneſs chains
The ſoul convuls'd, impedes its thoughts to flow,
And memory's page obſcures; my ſoul perceives,
Amid thoſe myſteries deep, an endleſs ſtate;
For madneſs oft is cured; the mind becomes
As bright again as day, and every ſcene
On memory's page appears. I here conclude,
The ſoul its manſion ſlowly leaves; that on
The wing almoſt, ſhe ſtill may be recall'd;
I ſee the firſt form'd beings, not born, on leaves
Of roſes lay; complete their frames, I ſee
The hand divine around their craniums move;
Their three parts join; enshrine the ſouls to live
Around the brains, whoſe parts expos'd to ſhocks
Immenſe, concuſſion ſtrong would rouſe the mind
And wake its energies by pleaſure, pain;
It iſely, wthen the means would ſeek to ſhun
Each cauſe of grief; the ſacred powers thus

Whould

Would bloom sublime, in search of all the
means
That tend to joys which form its happiness.

The Enchanted Plants, Fables in Verse. 1800. 8. 93 S. Die Verfasserin, Mrs. Mentolieu, dichtet, daß ihr der Genius der Blumen erscheine und sie mit der Fähigkeit begabt, die Sprache der Blumen zu verstehen:

— from a pansy, with surprize,
I saw a gradual mist arise,
And form a silvery cloud.
Forth from the glittering veil, behold,
In insect trappings, green and gold,
A fairy figure sprung,
Her wand a cowslip's stamen seem'd
And on her head like diamonds beam'd
A casque with dew drops hung.
Her silken pinions, as she flew,
Seemed by their seize and purple hue,
Spoils of the flow'r she left;
She soared aloft, and touched mine ear
While I half-pleased, half dead with fear,
Remained of speech bereft.

Dieser Dichtung zu folge läßt die Verfasserin die Blumen in zwey und zwanzig Fabeln sprechen, deren sich jede auf eine Leidenschaft oder einen besondern Zustand des Gemüths beziehe. Die Erfindungen sind größtentheils passend und die Versification durchaus harmonisch und zier-

lich. Die fünfte Fabel mag zur Probe dienen:

Feeling! by words so ill defined,
So lovely in an honest mind,
How art thou grown in Fashion's schools
The mask of vice, the cant of fools.

How oft impatience, temper's storm,
For sanction graps thy glowing form!
How Affectation, Beauty's shame,
And Weakness prostitute thy name!

How oft by songs and novels taught,
They who ne'er knew one generous thought,
Their sensibilities reveal,
Sacred to such as truly feel.

She who the orphan's tear neglects,
Flavia, the tragic Muse affects,
In sorrow with the heroine vies —
Does Flavia feel, because she cries?

And love-lorn nymphs whom vows deceive,
Unmoved their roof paternal leave,
Passion for sentiment mistake,
And doom a parent's heart to break.

My fancy wandering uncontrolled,
Once to the river's side I strolled,
When to my mind these thoughts occurred,
Wakened by plaintive sounds I heard,

The breeze was gentle as my theme,
And Cynthia mild as poet's dream,

And hushed was every leafy ſpray,
Save the ſad ſubject of my lay.

A willow bending o'er the flood,
Her leaves juſt ſtarting from the bud,
Like bird of night I heard complain
In moping melancholy ſtrain.

„Ah Nature, why when all is gay,
Or reſting from the toils of day,
Why is my waking ſoul the ſhrine
Of ſenſe ſo exquiſitely fine?

If but a ſun-beam ſtrikes too warm,
How faints my undulating form!
The moſt diſpirited of trees,
If hollow ſounds the evening breeze.

When cloudy yon blue vault appears,
Inſtant I droop diſſolved in tears;
If but a poplar frowns in ſcorn,
I ſorrow that I e'er was born."

While thus ſhe mourned, ſhe ſobbed aloud,
And to the ſtream her branches bowed;
I gazed; and ſtill ſhe wept and ſighed,
Yet ſeemed to feel a ſecret pride.

An alder by the plains awoke,
Thus in reproachful accents ſpoke,
„Why, willow, why theſe vigils keep,
And break the ſacred hour of ſleep?

„Why ſtill deem Nature's law perverſe,
Who make her choiceſt gifts a curſe?

Feeling, whose shrine thy tears profane,
Is not th' eternal nurse of pain.

„When rain and tempest rule the hours
How sympathize the plants and flowers?
The sun once more revives the plain,
They laugh with hope and joy again.

„Mark Pleasures fascinating wiles,
And beauty's heart-illumined smiles;
The eyes quick glancing rapture tells
Unquestioned where the angel dwells.

„Where points the moon-beam, dost thou see
Near yon gray stone a lofty tree,
The cypress, mourner of the grove,
Placed by the hand of widowed love?

„His grief, his dignity he abers,
And dark and settled sorrow wears,
Affects no attitudes of woe,
And scorns one trivial tear should flow.

„The genuine anguish of the heart,
Nor tears, nor sobs, nor groans impart,
But, like this deep and silent wave,
Steals without murmur to the grave.

„To him, who pines with grief sincere,
Like dreams of heavenly bliss appear
The fancied evil you deplore." . . .
She paused — The willow wept no more.

Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß diese Fabel um vieles kürzer seyn könnte, ohne et-

was an ihrem Inhalte einzubüßen, und daß es eben nicht nöthig gewesen wäre, den Bäumen eine Sprache zu leihn, um Gedanken und Empfindungen auszudrücken, die, genau genommen, keinem Wesen der unverkünstelten Natur angedichtet werden können.

Leipzig.

Catalogue raisonné du Cabinet d'Estampes de feu Monsieur Winckler, Banquier et membre du Senat à Leipzig, contenant une Collection des pièces anciennes et modernes de toutes les Ecoles, dans une suite d'artistes depuis l'origine de l'art de graver jusqu'à nos jours. Par Michel Huber. Tome prèmier, divisé en deux parties, renfermant l'Ecole allemande. 940 pag. in 8.

Die in diesem Bande verzeichneten Kupferblätter werden zu Leipzig in der Jubilate-Messe 1802 durch den Universitäts-Proclamator Weigel versteigert werden. Die Abdrücke sind nach den Kupferstechern in alphabetischer Ordnung verzeichnet, und mit einer Kürze und Deutlichkeit beschrieben, die Bewunderung erregt. An der Spitze jedes Artikels steht eine kurze Nachricht von dem Künstler. Aberli eröfnet und sein Landsmann Zingg schließt

den Reihen. In dem Vorbericht giebt Herr Huber Rechenschaft von seinem Unternehmen und eine kurze Geschichte von der Entstehung des Winklerschen Cabinets. Möchte wenigstens die Gemälde-Sammlung in Leipzig bleiben! Welcher Gewinn, um sowohl der hier studierenden Jugend, als den Zöglingen der Kunstakademie, Gefühl für Malerey beyzubringen!

Nachricht.

Das Kupfer zu diesem Bande stellt das Bildniß des im vorigen Jahr verstorbenen würdigen Hrn. geh. Kriegsrath Müller, ältesten Consul von Leipzig, dar, dem unsre Stadt alle ihre Verschönerung seit dem siebenjährigen Kriege zu verdanken hat. Schon deshalb verdiente sein Bildniß diesem Journale vorgesetzt zu werden, das überdem auf kurze Zeit, nämlich während Hr. Kreißsteuereinnehmer Weiße in Frankreich war, unter seiner Leitung stand.

Inhalt.

Erstes Stück.

Zweytes Stück.

Italienische Litteratur.

Englische Litteratur.

Neue Verlagsbücher

der

Dykischen Buchhandlung

in Leipzig

zur Michaelmesse 1801.

Die Reise auf den Brocken, eine Geschichte am Ende des philosophischen Jahrhunderts. 3 Theile. 8. 2 Thlr.

Rose (Joh. Wilh.), Versuche in verschiedenen Dichtungsarten. 8. 1 Thlr. 8 gr.

— — Carlos und Elisabeth; Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 10 gr.

Neue Unterhaltungen für Deutschlands Jugend. 1stes und 2tes Bändchen. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Der erste Theil einzeln unter dem Titel:

Eine Reise von Berlin nach Vorpommern und der Insel Rügen. Für die Jugend. 8. 20 gr.

Der zweyte Theil unter dem Titel:

Schnepfenthal und die umliegende Gegend. Für Deutschlands Jugend. 8. 16 gr.

Allwin und Theodor, ein Lesebuch für Kinder. In Taschenformat. 14 gr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. 20sten Band. 1stes und 2tes Stück. gr. 8. (erscheint in einigen Wochen.) 18 gr.

Unter der Presse:

Der Sohn der Natur; oder Briefe über Eudämonismus und menschliche Glückseligkeit, in Beziehung auf das kritische Moralsystem; von Karl Ferdinand Hungar. 1ster Theil. gr. 8.

Sammlung einiger Abhandlungen aus der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste von Christian Garve. Neue, mit sieben Aufsätzen vermehrte Ausgabe in 2 Theilen. 8.

Gedichte von August Friedrich Ernst Langbein. 2ter Theil für die Besitzer der ersten Ausgabe. Mit Kupfern. 8. 1 Thlr 12 gr.

— — derselbe ohne Kupfer, auf etwas dünnerm Schreibepapier. 20 gr.

Auch sind noch Exemplare des ersten Theils von der ältern Ausgabe ohne Kupfer auf dem nämlichen dünnern Schreibepapier à 20 gr. zu haben.

Die neue Ausgabe beyder Theile mit Kupfern und der Jahrzahl 1800, welche aber erst zur Oster-Messe 1801 fertig ward, kostet 3 Thlr.

Von dem Commentar des Herrn Prof. Jakobs in Gotha zur Anthologia graeca erscheint zur Ostermesse 1802 der 6te Band, welcher den eilften des ganzen Werks ausmacht, indem die vier ersten Bände einen neuen verbesserten Abdruck der griechischen Anthologie nach der Brunkischen Recension liefern; der 5te Band enthält die Indices, und ist auch den Besitzern der Brunkischen Ausgabe unentbehrlich, da diese keine Register hat: deshalb wird er auch unter einem besondern Titel verkauft. Mit dem 6ten Bande hebt der Commentar an.

Die vier ersten Bände kosten auf Schreibp. 4 Thlr. 16 gr. auf Druckp. 3 Thlr. 8 gr. Der fünfte kostet auf Schreibp. 2 Thlr. 8 gr. auf Druckp. 1 Thlr. 16 gr. Die fünf fertigen Bände des Commentars auf Schrp. 12 Thlr. 8 gr. auf Druckp. 9 Thlr. 16 gr. das ganze Werk also bis itzt auf. Schrp. 19 Thlr. 8 gr. auf Druckp. 14 Thlr. 16 gr.

Von dem vortreflichen Werke des Herrn Prof. Manso zu Breslau: Sparta, ein Versuch zur Aufklärung und Geschichte dieses Staats, erscheint nächstens der 2te Band.

Der 1ste Band kostet auf Schrpp. 3 Thlr. 8 gr. auf Druckp. 2 Thlr. 12 gr.

Von den Nachträgen zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste, oder: Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, erscheint künftige Ostern das 2te Stück des 6ten Bandes. Jeder Band hat zwey Stücke und jedes Stück kostet 16 gr.

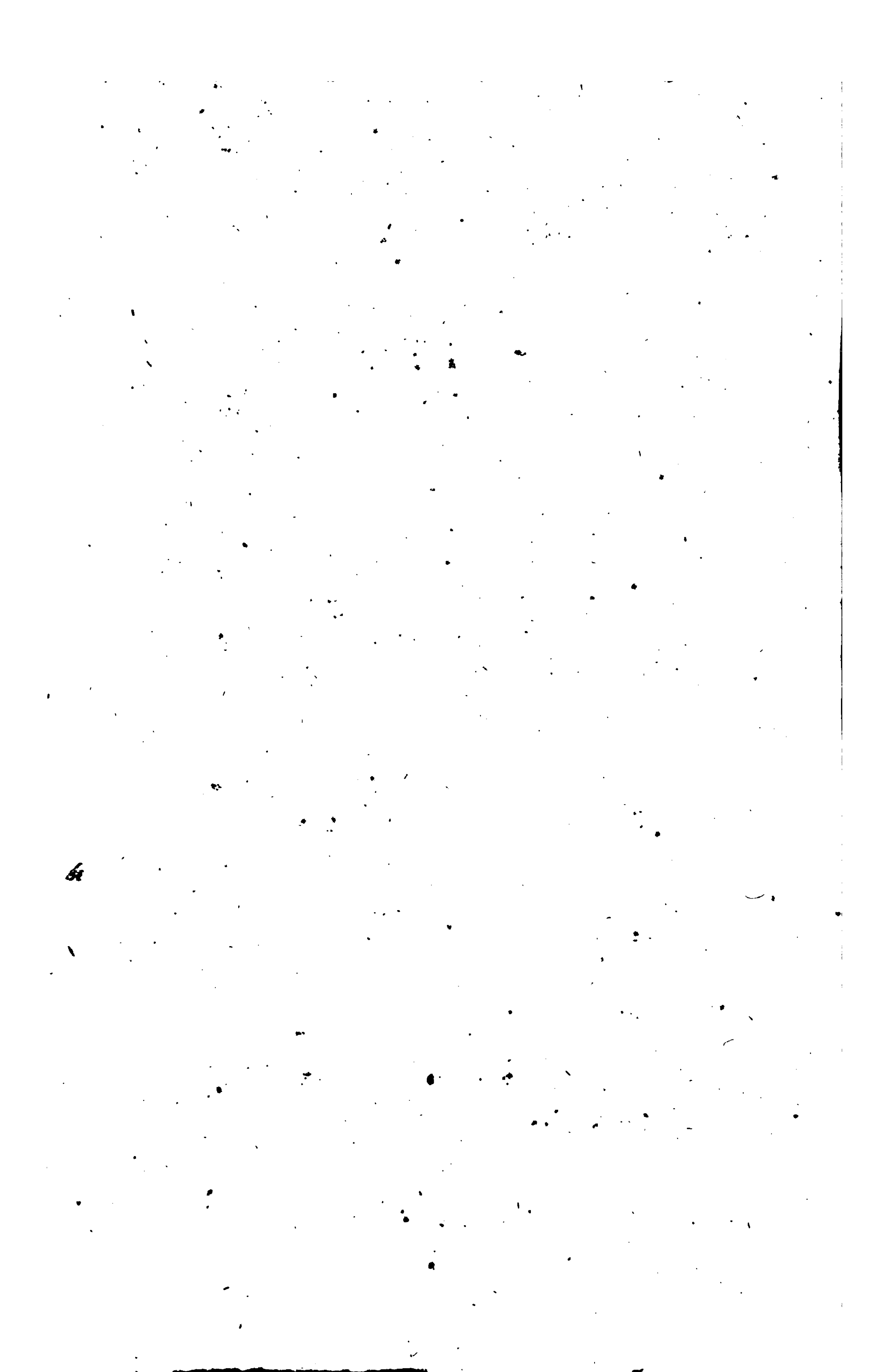
Deutsche und lateinische Buchstaben zu einer Lesemaschine für den Privatunterricht.

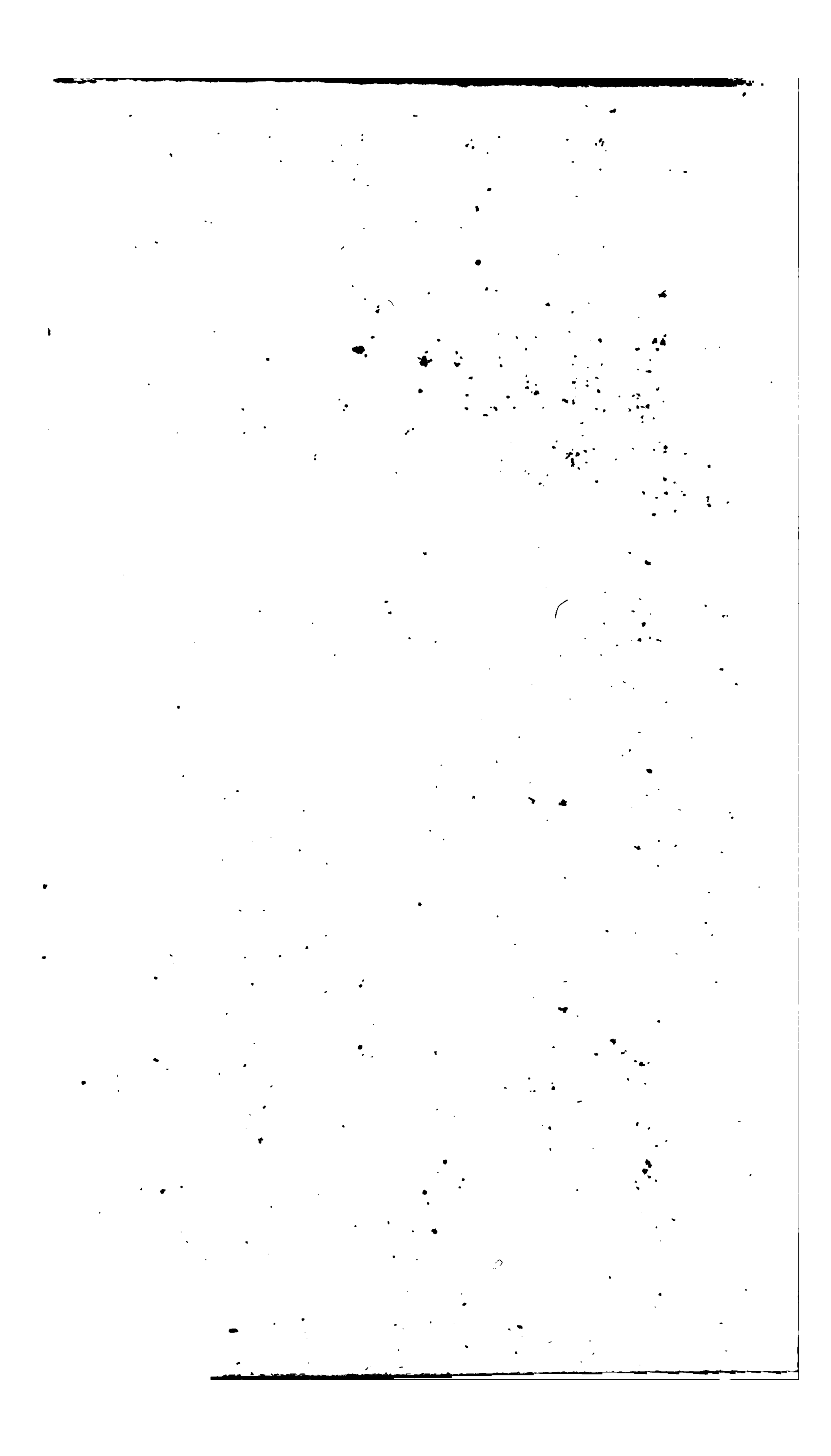
Sie werden unaufgezogen, aber auch auf Holz aufgezogen, und letztere in einem hölzernen Kasten nebst dem Bret zur Lesemaschine verkauft werden.

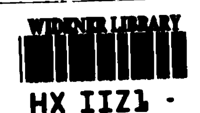
Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte. Neue Ausgabe der achtzehn ersten Bände.

Die allmählige Vergrößerung eines Werks, das seit so vielen Jahren den vorzüglichen Beyfall der praktischen Aerzte erhalten hat, machte es, theils seiner Gemeinnützigkeit, theils aber auch der zunehmenden Kosten wegen, nothwendig, der neuen kürzlich erschienenen Ausgabe der frühern Bände eine etwas veränderte Einrichtung zu geben: dieß ist nicht blos durch einen abgeänderten Druck, sondern durch eine gänzliche Umarbeitung bewirkt worden; so daß drey Bände der ersten und zweyten Ausgabe, in der neuen dritten, nur einen Band ausmachen, und was bisher mit 4 Thlr. 12 gr. bezahlt werden mußte, itzt nur 2 Thlr. kostet. Daß nichts Wesentliches weggeblieben ist, zeigt das Register über die zwölf ersten Bände, welches zu allen drey Ausgaben gleich brauchbar ist: ja die neue Ausgabe ist mit vielen Anmerkungen und Zusätzen vermehrt worden; der kleinen Einschaltungen in den Text hin und wieder nicht zu gedenken. Herausgeber und Verleger hoffen sich durch diese getroffenen Veränderungen dem Publikum zu empfehlen und dadurch zu zeigen, daß man das Bedürfniß der Käufer und nicht des Verkäufers dabey in Betracht zog.

Dykische Buchhandlung
in Leipzig.






WIDENER LIBRARY
HX IIZ1 -